Digitized by Google

Biogr. 517 fg

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36600517450011

<36600517450011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Wanderungen

und

Lebensansichten

des Buchbinder-Meisters

Adam Henß,

Stadtältesten und Landtags-Abgeordneten der Stadt Weimar.

Jena,

Friedrich Frommann.

1845.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorrede und Einleitung.

Wenn Jemand die Frage ſtellen ſollte: Was veranlaßte den Verfaſſer zur Herausgabe ſeiner Biographie? ſo will ich ihm nicht allein das Recht dazu einzuräumen, ſondern auch die Frage im Voraus beantworten.

Wenn ich am Abend meines Lebens zuweilen auf meine Vergangenheit zurückblickte, war der Gedanke, das Erlebte niederzuſchreiben, ein ſehr natürlicher, aber nicht bloß das äußerliche materielle Leben war es, was mich bey meinen Erinnerungen anzog, denn dieſes erhält ſeine Richtung gar häufig von äußern Anläſſen, und ſchwerlich dürfte Jemand behaupten, er habe ſich ſeine Bahn ſelbſtſtändig und unabhängig vorgezeichnet und verfolgt. Anders iſt es mit dem innern Leben und der gewonnenen geiſtigen Richtung eines Individuums; wenn daſſelbe gleichwohl auch hier mannichfaltigen Einflüſſen unterworfen iſt, ſo iſt ihm doch hier eine große moraliſche Freyheit gegeben und das Gewonnene iſt daher meiſtens ſein Eigenthum.

Digitized by Google

Wie mir die Lebensansichten, welche ich im Alter hege, beygegangen sind, habe ich in Folgendem treu berichtet; ich habe über Gegenstände gesprochen, welche von wissenschaftlich gebildeten Männern vielfach abgehandelt worden sind, aber als Mann aus dem Volke wollte ich sie darstellen, wie ich sie auf meinem Standpunkte aufgefaßt habe.

Früh verwaist, mit geringer Schulbildung zeitig in die Welt geschoben, nahm mich diese auch in die Schule und die Noth war die harte Lehrmeisterin darin. Unter solchen Umständen der ungünstigsten Art mußte ich unwillkürlich rath- und hülflos mit den Schreckbildern der Täuschung, die meine Jugend umgaben, kämpfen. Die Resultate, zu welchen ich gelangte, sind tausend Andern auch geworden, ohne sie gleich peinlich, wie ich, erringen zu müssen; aber eben darum wird auch mein Beyspiel beweisen, daß gerade das Übermaaß der Entstellung des Höchsten zu dessen Erkenntniß führt.

Diese aus eigner Erfahrung geschöpfte Überzeugung ist es, die mir Trost gab, wenn ich beym Hinblick auf unsere trostlose Zeit gewahrte, wie Dunkelmänner aller Flaggen das klare Licht des Christenthums mit Plunder und vermoderten Lappen umstellten und der Einfalt zuriefen: „Hier fallt nieder und betet an! das Licht dahinter ist Trug und Teufelswerk!“ — und mein Beyspiel, der

Digitized by Google

Gang meiner Überzeugung ist die Geschichte von Tausenden aus dem Volke; sie soll einen Beytrag liefern zu dem Beweise, daß der Zwinger der Finsterniß fundamentlos ist; davon wollte ich Zeugniß geben vor dem Richterstuhle der Kritik. Vielleicht habe ich mich hier und da zu lange bey diesem Gegenstande aufgehalten, aber eben derselbe gab meinem Leben seine Richtung.

Die langen Selbstzerwürfnisse, die meine Jugend peinigten, haben mir bey meiner Geistesthätigkeit zur unwillkürlichen, fast mechanischen, Gewohnheit gemacht, daß sich mir bey jeder neuen Erscheinung im Leben die Fragen gleichsam aufdrängen: Was ist die Ursache derselben und was sind ihre Folgen, wohin kann es führen? Durch eine Reihe von Schlüssen, die von dem praktischen Leben ausgingen, gelangte ich allmählich zu den hier ausgesprochenen Ansichten über verschiedene Lebensverhältnisse; es ist mir selten leicht geworden, dahin zu gelangen, und meine endliche Überzeugung steht öfters der frühern Meinung entgegen. Möglich ist es, daß das Eine und das Andere hier und da als Irrthum erscheinen dürfte, man übersehe aber nicht, daß die verschiedenen Standpunkte der Theorie und des Lebens selten einerley Bilder erblicken lassen, und daß vor dem Forum der Kritik selbst der Irrthum die Wahrheit fördert, und diese zu fördern, lag auch hier in meiner Absicht.

Digitized by Google

Hiermit habe ich sowohl die Gründe aufgestellt, die mich bewogen, das Gegenwärtige der Publicität zu übergeben, als auch den Standpunkt bezeichnet, von welchem aus das Urtheil über dasselbe, wenn auch ein strenges, doch ein gerechtes seyn wird! Wer sich erlaubt, über Andere zu urtheilen, ist doppelt verpflichtet, auch die Urtheile Anderer über sich ergehen zu lassen. —

So gehe denn hin mein Büchlein, und wirst du von harten Händen unsanft berührt — wohlan! dein Meister ist von Jugend an nie sanft berührt worden — warum sollte dein Schicksal ein besseres seyn, als das seine? —

A. H.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorrede und Einleitung III

Das elterliche Haus.

Erstes Kapitel. Die Kinderjahre. 1780—1792. 1
Zweytes Kapitel. Die Lehrjahre. 1792—1795. 20

Wanderschaft.

Drittes Kapitel. Süd-Deutschland bis Basel. 1795—1796. . . 36
Viertes Kapitel. Basel bis Wien. 1796. 50
Fünftes Kapitel. Ungarn bis Peterwardein. 1796—1797. . . . 63
Sechstes Kapitel. Rückreise aus Ungarn. 1797—1798. 78
Siebentes Kapitel. Wiederkehr auf das linke Rheinufer. 1798—1799. 98
Achtes Kapitel. Übergang auf das rechte Rheinufer, Ostfriesland und Dänemark. 1799—1800. 121
Neuntes Kapitel. Mecklenburg. 1800—1801. 139
Zehntes Kapitel. Der Harz und der Rhein. 1802. 161
Eilftes Kapitel. Mitteldeutschland und Schlesien. 1802—1803. . . 170
Zwölftes Kapitel. Das östreichische Polen. 1803. 198
Dreyzehntes Kapitel. Das preußische Polen. 1803. 214
Vierzehntes Kapitel. Das russische Polen. 1803—1804. 236
Funfzehntes Kapitel. Rückkehr nach Preußen. 1804. 242

Digitized by Google

Bürgerleben.

Seite

Sechzehntes Kapitel. Ankunft in Weimar, Schlacht bey Jena und die Kriegszeit. 1805—1813. 257

Siebzehntes Kapitel. Eintritt in das bürgerliche Leben. 1813—1832. 281

Achtzehntes Kapitel. Erster literarischer Versuch. 1828. 288

Neunzehntes Kapitel. Eintritt in den Stadtrath. 1832—1840. . . . 303

Zwanzigstes Kapitel. Wahl zum Landtags-Abgeordneten. 1840—1844. 324

Ein und zwanzigstes Kapitel. Schluß. 340

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die Kinderjahre.

Meine Vaterstadt ist das alte Mainz, mein Geburtsjahr (März 1780) gehörte einer Zeit an, die man als das Beginnen einer neuen Periode für das Menschengeschlecht bezeichnen kann. War auch Alles, was die nächste Zukunft brachte, schon durch den allgemeinen Ideengang in den frühern Tagen vorbereitet, so trat doch von nun an das lange Vorbereitete mit nie geahnter Schnelligkeit in das Leben und verfehlte auch auf mich seinen Einfluß nicht. Ich war der zweyte und letzte Sohn meines Vaters (eines kurfürstlichen Stallbedienten), dessen etwas spärliches Einkommen der unermüdete Fleiß meiner Mutter um so viel, als zum ehrlichen Auskommen nöthig war, erhöhete.

Meine Eltern waren strenge, rechtgläubige Katholiken und dazu wurde auch ich erzogen. Vaterlos schon im fünften Jahre, war ich mir um so mehr selbst überlassen, da meine gute Mutter des Broderwerbs wegen, oft Wochen lang die Tageszeit hindurch außer unserer Wohnung arbeitete.

Unzähligemal habe ich in meinem Leben den Spruch gehört: „die Erziehung macht den Menschen." Bis auf einen

Digitized by Google

gewissen Punkt kann nichts richtiger seyn, als diese Behauptung, aber meine Erfahrungen und Beobachtungen im Leben haben mir die Überzeugung gegeben, daß es auch dem besten Erzieher unmöglich bleiben muß, ein menschliches Individuum absolut nach einer bestimmten Richtung zu bilden. Die Grundzüge seines Charakters sind dem Menschen angeboren, die Erziehung kann hier mildern und schärfen, aber den Grundton wird sie schwerlich umwandeln; Alles, was das Kind umgibt, arbeitet meist unbewußt mit an dessen Erziehung, im Augenblick unbeachtete Worte oder Handlungen geben oft gleich dem tiefvergrabenen Saamenkorn seiner Geistesthätigkeit eine Richtung, welche von der wichtigsten Einwirkung auf sein Leben und Schicksal ist.

Meine Erziehung war zum größten Theil der Straße überlassen, wobey ich mich körperlich recht wohl befand, wenn gleich dieses Terrain der eigentlichen Erziehung nichts weniger als förderlich ist. Um das Gassenleben zu beschränken, kam ich frühzeitig in die Schule und lernte das A B C und Buchstabiren unter Kummer und Jammer, bis ein neuer Antrieb hinzutrat, der mir das Lesenlernen zum Spiele machte und mich bald den ältern Schülern gleichstellte.

Begierig hatte ich längst schon auf die Erzählungen meiner mährchenreichen Mutter gelauscht, ich sprengte im Geiste mit den Haimonskindern auf dem edeln Roß Bayard durch die Feindesschaaren, ich vergoß Thränenströme, als der zuletzt zum Betbruder gewordene undankbare Rinald das treue Roß niederstach; ich ballte die Fäuste bei den Unthaten des schlechten Ritters Golo gegen Genoveva. Der gehörnte Siegfried, Kaiser Octavian u. s. w. kamen alle an die Reihe, ich lebte

Digitized by Google

und webte im Kreiſe ritterlicher Ideen, ſo viel ſah ich, ein tüchtiger Ritter müſſe darein ſchlagen, er müſſe den Schwächeren unaufgefordert beyſtehen und dürfe nicht davonlaufen. Da ſchnallte ich denn meinen Bruſtharniſch von Pappdeckel um, nahm meinen Schild und meine Streitart von Holz zur Hand, ſprang auf die Gaſſe und ſchlug mich im Knabenkrieg auf die Seite der Schwächeren, hieb tüchtig mit drein, ſo daß ich nicht ſelten den Sieg erringen half, aber eben ſo oft auch tüchtige Schläge erhielt.

Meine Ritterlichkeit zog mir indeſſen den Namen eines böſen Buben, der ſich in Alles miſche, zu, die Strafen blieben nicht aus, ich nahm ſie hin mit unverhehltem Trotz, denn ich hatte (nach meiner Meinung) ja nichts Unrechtes gethan; ich hatte den Schwächeren geholfen, und war dabey nicht hinterliſtig zu Werke gegangen! Wenn nun auch die Idee des materiellen ritterlichen Dareinſchlagens, wie ſich von ſelbſt verſteht, allmählig entſchwand, ſo blieb von dem Kern derſelben doch noch hinlänglich genug zurück, um mein ganzes Leben hindurch (wenn auch in anderer Weiſe) dieſelben Wirkungen und Nachtheile herbeyzuführen, die ich ſchon in meiner frühen Jugend erfahren hatte.

In ein anderes Feld führten mich die Erzählungen aus der Legende der Heiligen, ich hörte ihnen andächtig zu, ohne je ſonderlich erbaut zu werden, denn da wurde gefaſtet und gebetet, da ſtund Simon von Cyrene Jahre lang auf einer Säule und zwar nur mit einem Fuß, hier drehte ſich Laurentius halb gebraten auf dem Roſt herum und bot dem Tyrannen ein Stück von ſeinem Fleiſche an, dort nahm Alban ſein ab-

Digitized by Google

geschlagenes Haupt in die Hände und spatzierte damit ein paar tausend Schritte weit nach seinem Grabe.

In allen diesen und hundert andern Legenden lag so gar nichts, was die Phantasie oder den Verstand (selbst eines Kindes) ansprechen konnte, da war der Robinson Crusoe doch viel schöner! — Allein diese mannichfaltigen Erzählungen machten frühzeitig den Wunsch in mir rege, „doch bald lesen zu können." Die edle Buchstabirkunst, bey dem gehörnten Siegfried in Anwendung gebracht, ward nun zur Lust und bald hatte ich die ältern Schulkameraden hierin überholt.

Die schimmernde Welt der Phantasie verschloß sich dem Knaben, dessen Begriff vom Leben noch nicht bis zum Ende der Schulzeit reichte; eine Kiste voll alter Bücher im Besitze meiner Mutter war mir ein werthvoller Schatz, da fanden sich neben Siegfried und den Haimonskindern, Bruchstücke der 1001 Nacht, Gespräche im Reiche der Todten, der Robinson Crusoe, der curiöse Antiquarius über alle vier Welttheile u. s. w. Aber das Fegefeuer meiner Jugend, stund in Schweinsleder neu gebunden und gut gehalten am Ehrenplatz auf der Komode, doch davon später.

Meine innere Welt erhielt mit jedem Jahre eine neue Ausdehnung, ich lebte mit Robinson auf seiner Insel, segelte mit Columbus über das Atlantische Meer, war mit Cortez in Mexiko, und mit den Helden der 1001 Nacht in Bagdad, Balsora und Cathay und mit Prinz Balazin in Pegu.

Da fiel mir eine alte, lebhaft illuminirte Charte von Europa in die Hände — welch ein Glück! — aber leider! Schrift und Sprache war lateinisch! — ein gutmüthiger Schüler in der Nachbarschaft las mir die Namen der Länder und Meere,

Digitized by Google

die ich endlich glücklich auswendig lernte, aber dies war ja nur Europa, und meine Mährchenwelt lag außerhalb dieses Welttheils. Mit Sehnsucht blickte ich nach dem umherwandelnden Italiener, der die schönen Charten zum Verkauf ausbot, die mir selten gespendeten Kreuzer wurden sorgfältig gespart, bis die Zahl von zwölf voll war. Um Alles auf einmal zu haben, kaufte ich mir das Planiglobium, dessen Räthsel mich lange Zeit beschäftigten und welchem endlich die noch fehlenden drei Erdtheile folgten.

Gleich anziehend waren mir die Rechen-Übungen, besonders nach Anweisung einiger alten Rechenbücher, in welchen sich eine Menge Räthsel-Exempel, Kunststücke und Zauberquadrate befanden. Aus den Rechenbüchern unserer Zeit sind diese Zugaben als zwecklos, eben so wie die Vignetten auf den Landcharten verschwunden, ich kann ihr früheres Daseyn *nicht* tadeln, denn sie waren eigentlich die Vermittler zwischen mir und den Gegenständen, welchen sie beygefügt waren. Obschon mein Wissen in diesen Fächern ein in unserer Zeit nur ganz gewöhnliches und allgemeines ist, so würde ich es doch in der Zeit meiner Jugend und bey meinen Lebensverhältnissen nicht erlangt haben ohne jene sinnlichen Anreizungen.

Ich komme nun zu dem Leiden, welches für mich aus den erwähnten Schweinslederhüllen und den von ihnen bewahrten Schätzen hervorging.

Diese dickleibigen Bände waren Pater Martins von Cochem Legenden der Heiligen und dessen Leben Christi; im Laufe einiger Jahre las ich diese Werke mehrmals durch, obgleich ihr Inhalt für mich wenig anziehend, sondern vielmehr beängstigend, peinigend und langweilig war; allein es waren from-

Digitized by Google

me, gottesfürchtige Bücher, die lauter Gutes enthielten, Bücher, nach welchen man sich richten mußte, um in den Himmel zu kommen, ein frommer und berühmter Pater — der gewiß noch heilig gesprochen werden wird — hatte sie geschrieben, die hohe geistliche Obrigkeit hatte sie approbirt — dies war gedruckt auf dem Titel zu lesen, was sie enthielten war reine Wahrheit und diese zu lesen ein gottgefälliges, gutes Werk, ebenso nothwendig und geboten, wie das Morgen- und Abendgebet. Jedes Blatt der Legenden erzählte von Wundern, welche die lieben Heiligen gewirkt hatten.

„Aber Mutter," fragte ich einst, „vor Alters sind doch recht viele Wunder geschehen, ach! wenn ich doch auch einmal eins sehen könnte, warum geschehen denn jetzt keine mehr?"

„Ja die Leute sind jetzt zu gottlos und die Ketzerei nimmt überhand, es gibt so viele Freigeister, die an gar nichts glauben."

„Ja denke Sie sich einmal, da habe ich letzt mit dem Selheim (einem lutherischen Buchdruckergesellen, welchem meine Mutter ein Bett und eine Kammer vermiethet hatte — der erste Protestant, welcher mir bisher vorgekommen war) disputirt, der will Alles nicht glauben! Wenn der liebe Herrgott doch einmal einen Engel mit dem feurigen Schwerte unter die Ketzer schickte, da müßten sie doch sehen, daß ihr Dickkopf ein Lügenmaul war, der muß tief in der Hölle sitzen."

Man sieht, ich war ein ächter, rechtgläubiger Katholik, voll Eifer für den Glauben, die priesterliche Autorität und Alles, was damit zusammenhing. Jedes aus kirchlicher Quelle entsprungene Wort war mir ein Heiligthum, welches zu bezweifeln schon die Höllenstrafe verdiente, und doch hatten

Digitized by Google

die Keime zu langjährigen Glaubenskämpfen in meinem Innern, von mir selbst ungeahnt, Wurzel geschlagen. Warum, fragte ich mich, hat sich wohl Simon von Cyrene so viele Jahre lang mit einem Beine auf die hohe Säule gestellt? was hat er denn dem lieben Herrgott damit gedient? — Andere heilige Männer geißelten sich täglich blutig, Einige trugen härene Gürtel und eiserne Fesseln um den Leib, so daß ihr Fleisch wund gerieben wurde und Würmer in demselben wuchsen, ein solcher Heiliger hob den herabgefallenen Wurm auf und legte ihn mit den Worten: „du bist Fleisch von meinem Fleisch" wieder in die Wunde! Ein nicht auszusprechender Ekel ergriff mich über diese Art von Heiligkeit. Pfui! rief ich — aber ich glaubte und warf mir meine Gemüthsbewegung als Sünde vor. — Andern Heiligen erschien der Teufel in Gestalt schöner Frauenspersonen, um sie zu versuchen; sie geißelten sich, wälzten sich auf Dornen und glühenden Kohlen, um dem Versucher zu entgehen. Ich begriff, wie natürlich, weder den Gegenstand der Versuchung, noch konnte ich begreifen, was in dem Wälzen auf Dornen und glühenden Kohlen wohl Gutes gethan seyn möchte, doch ich nahm den dämmernden Verstand gefangen. Wiederum gab es Männer, welche vor aller Menschen Augen gut und fromm gelebt hatten — aber sie hatten doch einmal gefehlt, sie hatten in einem Punkte am Glauben gezweifelt und siehe da, sie wurden zur ewigen Hölle verdammt, ihr eigener Leichnam richtete sich von der Bahre auf und verkündete dieses Urtheil. — Ach Herr Jesus! das ist entsetzlich! da ist es fast nicht möglich, daß man zum Himmel gelangt! rief ich aus, und machte mir sogleich Vorwürfe, daß ich das Urtheil des lieben Herrgottes getadelt hätte.

Digitized by Google

Der um das Jahr 1780 selig und später heilig gesprochene Bettler Joseph Labre starrte voll Ungeziefer, schlief auf der bloßen Erde, besuchte in Rom, wo er lebte, den ganzen Tag die Kirchen, lebte vom Ausfluß der Gossensteine und ward darum nach einer zur Zeit seiner Seligsprechung erschienenen Lebensbeschreibung selig und später heilig gesprochen!

Einmal hob ich eine so eben hingeworfene Apfelschale auf, um sie zu essen, da rief meine Mutter: „bist du ein Schwein? pfui werfe sie hinweg." „Der heilige Labre hat es ja auch gethan," antwortete ich. „Du wirst aber dein Lebenlang kein Heiliger werden," sagte meine Mutter, und ich glaube sie hatte Recht.

Dieses trat ganz besonders bey dem Kapitel vom Beten hervor, wo es fast täglich zum Kriege kam, denn jeden Morgen mußte ich zuerst einen wortreichen Morgensegen sprechen, auf diesen fünf Vaterunser mit Ave Maria, darauf einen Gruß an den Schutzengel und endlich das Kumachkum (Komm, ach komm o heil'ger Geist). Diese heillose Wortdreſcherey, zu welcher ich bey aller Zungenfertigkeit unter steten Ermahnungen zur Andacht fast eine halbe Stunde gebrauchte, machte mich höchst unglücklich, ich plapperte die Gebetformeln so gedankenlos hin, daß ich die Worte „Komm ach komm" (in meiner geburtsartlichen Mundart kum ach kum ausgesprochen) lange für ein einziges Wort und für einen Namen des heiligen Geistes hielt.

Eben so trostlos ging es mir des Abends, da wurde hingekniеet, ein Rosenkranz gebetet (6mal das Vater unser und 60mal Ave Maria), Abendsegen, Mutter Gottes-Gebete und Empfehlung an den Schutzengel.

Digitized by Google

Bey einem Gewitter ging es mir vollends unglücklich. In früheſter Jugend ſah ich mit Wohlgefallen die zuckenden Blitze und hörte gern den krachenden Donner — aber wehe mir! Heulend liefen die Familien zuſammen, fielen auf die Kniee und beteten ſo lange als es blitzte und donnerte, erſtens einen kräftigen Wetterſegen, anfangend: „Herr ſtraf' uns nicht in deinem Zorn!" dann des Johannes Evangelium: „im Anfange war das Wort", dann zur heiligen Maria um Schutz und Schirm! endlich den Roſenkranz, auch wohl eine Litaney.

Wie läſterlich dieſe Litaney überhaupt getrieben wurde, davon will ich ein kleines Bild geben, welches ſich hundertfach in derſelben Weiſe darſtellte.

Eine Nachbarin verrichtete in gleicher Weiſe wie wir ihr Abendgebet, indem ſie mit fünf Kindern dazu niederkniete; im Anfange ginge es wie gewöhnlich ziemlich leidlich — dann fuhr ſie ſtrafend auf: „Philipp willſt du mit beten! Gegrüßet ſeyſt du Maria, — Andres, ſchlaf nicht! — biſt voller Gnaden, der Herr — du Schlingel du, was machſt du für Geſichter — iſt mit dir, du biſt gebenedeyt — warte Gretel, ich will dir helfen beten — unter den Weibern, und gebenedeyt — du Schl. L., willſt du denn gar nicht beten, warte du kriegſt ein Paar Watſchen — iſt die Frucht deines Leibes Jeſu, heilige Maria, Mutter Gottes — patſch, patſch, da haſt du ein Paar."

Die Kinder heulten, beteten heulend fort, bis die Abendandacht unter Schelten und Schlagen beendet war und die Familie getröſtet und erbaut zu Bette ging. —

Ich kann nicht läugnen, daß ich noch jetzt mit einigem Schauder an dieſe Manier zu beten denke, ich muß geſtehen,

Digitized by Google

daß ich mir als Kind selbst vom Himmel nicht viel Tröstliches versprach, da saßen, wie vielfach abgebildet zu sehen, die lieben Heiligen und Engel im Kreise um den lieben Gott, sie sangen und beteten in alle Ewigkeit fort und sahen dabey in die Hölle hinab, wo die Teufel die Verdammten peinigten! — und wenn selige Eltern ihre Kinder oder fromme Kinder ihre gottlosen Eltern in der Hölle erblicken, es wird ihnen nicht leid thun, sie werden sich vielmehr freuen und die Gnade und Gerechtigkeit Gottes preisen — so ward ich bey gelegentlichen Fragen belehrt — und über die Furchtbarkeit der Hölle war ich durch Pater Martins von Cochem Leben Christi in genauer Kenntniß. Dieser bogenreiche Quartant enthielt nicht etwa bloß das schwülstig erzählte Leben Christi, nein, er weihete seine Leser so tief in die Geheimnisse des Himmels und der Hölle ein, daß man sich beym Abdruck der spätern Ausgaben wahrscheinlich des zu verrückten Unsinnes doch schämte und das erbärmliche Werk nicht mehr in der ursprünglichen Vollständigkeit abdruckte.

Die himmlische Rangordnung war in demselben nach dem Feudal-Codex des Mittelalters recht anschaulich beschrieben, dies war wunderschön! Die Beschreibung der himmlischen Hoffeste, o wie süße! Unter den einleitenden Worten: „Es wird fromm geglaubt," wurde erzählt, wie der Herr Jesus in Begleitung des himmlischen Hofes seine Mutter bey ihrer Himmelfahrt von der Erde abgeholt hat, und welche erbauliche Gespräche zwischen ihm und ihr dabey geführt worden. Alles fließt über von Süßigkeit, und dann der effektreiche Contrast, die Beschreibung des Fegefeuers und der Hölle! die dabey abgebildeten Teufel mit langen Hundeschwänzen,

Digitized by Google

Bocksfüßen, mit scheußlichem Antlitz und gehörntem Haupte, gewaffnet mit Mistgabeln in gräulichen Klauen! Da werden die Seelen der Verdammten in schrecklichem Feuerpfuhle gemartert, ohne verbrennen zu können, dann fassen sie die Teufel mit ihren Reichgabeln, um sie in den Eispfuhl zu werfen, für dessen schreckliche Kälte die Sprache keine Worte hat, nicht aber etwa um ihnen eine Erleichterung zu schaffen, nein, sondern zu ihrer noch größern Qual und Pein! Auch lebendig begraben wurden die Seelen der armen Verdammten, in den engsten Raum zwischen Schlangen und Kröten, große Steine wurden auf sie gewälzt und die Teufel sprangen auf diese Steine zur Pein der Begrabenen. Das Kapitel „von den hölliſchen Küchen" theilte mit, wie den Verdammten Schlangen und Kröten mit Würmern gespickt, zur Speise vorgesetzt würden u. s. w.

Mit Grauen und Ekel las ich diese Schilderuugen; ein Schulkamerad, der oft mit mir zusammen las, sagte einstmalen: „ich glaube, es kann bald gar kein Mensch in den Himmel kommen, es ist gar zu schwer!" Ich antwortete: „aber doch, wenn man beichtet und Absolution erhält." — „Ja da hast du Recht, aber die Ketzer, die beichten nicht, die kommen aber auch so in die Hölle! —

Ich hatte Mitleiden mit den armen Ketzern, mir fielen die Wilden ein, die vom Christenthume noch nie ein Wort gehört hatten; die armen Menschen sollten darum in die schreckliche Hölle kommen. Wenn ich der liebe Gott wäre, ich ließe sie nicht in die Hölle kommen, und der liebe Gott ist doch so gut, der thut es gewiß auch nicht.

Ich trug den Fall (besonders mit den Wilden), meinem

Digitized by Google

Beichtvater vor, erhielt einen Verweis über mein Grübeln, nebst dem Befehl davon abzulassen, und mußte zur Buße einen Rosenkranz beten. — Damit war ich freylich nicht belehrt, denn die beichtväterliche Rede, daß außer der Kirche kein Heil sey, brachte mich um nichts weiter.

Es ist das wunderlichste Verlangen, von Jemanden zu fordern, daß er über einen Gegenstand nicht ferner denken soll, zumal wenn sich ihm der Stoff dazu mit jedem Athemzuge aufdringt, wie z. B. in folgendem Fall.

Ein verstorbener reicher Mann hatte 1000 Gulden zu Seel-Messen vermacht, dafür wurden 3000 derselben gelesen*), wobey auch ich mit andern Knaben zur Messe diente und unwillkührlich folgende Reflexionen anstellte:

„Wie gut ist es doch, wenn für eine arme Seele so viele Messen gelesen werden, dann muß sie bald aus dem Fegefeuer erlöst werden. Aber wenn der Verstorbene nun kein Geld gehabt hätte? da wären freylich keine Messen gelesen worden. Da kommt aber der Reiche für sein Geld in den Himmel und der Arme muß im Fegefeuer brennen, weil er kein Geld hat."

Ich erschrak über meinen Schluß und schalt mich meines Glaubens wegen. Doch los werden konnte ich den Gedanken „man kann für Geld in den Himmel kommen" nicht mehr.

Ich hatte schon früh die Lectüre eines großen geschichtlichen Werkes „des historischen Bildersaals" begonnen und mehrere Jahre hindurch fortgesetzt. Ich erstaunte zu lesen, wie Päbste und Bischöfe selbst in den Krieg gezogen und persönlich

*) Eine Messe kostete sechs Batzen, gab es viele zu lesen. (T. T. 344!)

Digitized by Google

drein geschlagen — denn ich konnte mir den Priester nur segnend denken — ich erstaunte zu vernehmen, wie oft zwei und drei Päbste zugleich gewesen und sich wechselseitig verflucht und gebannt, wie lüderliche Weiber Päbste gleichsam eingesetzt hätten. Ein Priester war mir das verkörperte Ideal der Heiligkeit, er verkehrte täglich mit Gott selbst, welchen sein Spruch zwang, Brodesgestalt anzunehmen, mit dem sich mir darstellenden Ideal der Heiligkeit, Weisheit, Güte, Wohlthätigkeit floß auch die Treue, Ehrenhaftigkeit und das unverbrüchliche Worthalten des Ritterthums zu einem hehren Bilde zusammen. Aber wie enttäuschte mich meine Lectüre! — Hattos Verrath an Adelbert dem Babenberger empörte mich. Mit Wehmuth sah ich auf den Scheiterhaufen, wo Huß verbrannt wurde, er war freylich ein Ketzer; aber daß Sigismund ihm sein Kaiserwort gebrochen, daß der Pabst und seine Pfaffen ihm vorlogen, Ketzern brauche man nicht Wort zu halten! dies war mir schrecklich — die Faust ballend rief ich aus: „war denn kein Ritter da, der dem Kaiser sagte: das ist schlecht, du mußt Wort halten!"

Da traten mir aus der Fabel die hehren Ritterbilder hervor, wie Christ und Heide nach grimmem Kampfe gegenseitig ihrem Ehrenwort vertrauend, auf einem Pferde ihre Fahrt fortsetzten, sie hielten Wort als treue Ritter, und hier trieben geweihte Priester schändlichen Verrath gleich dem Judas Ischarioth!

Ich las die Gräuel der Inquisition, ich sah im Geiste schaudernd die Scheiterhaufen rauchen, es waren freylich nur Ketzer! — aber verbrannt hätte ich sie doch nicht; und der schreckliche Untergang der ritterlichen Waldenser entlockte mir

Digitized by Google

Thränen. So hat es ja gerade der Nero mit den Christen gemacht; und die Ketzerkinder haben es ja auch nicht anders gewußt, ihr Vater und ihre Mutter haben sie so gelehrt, ja wenn ihre Eltern katholisch gewesen wären, da wären sie gewiß keine Ketzer geworden. Ich war trostlos als ich las, wie die Spanier die Amerikaner zur Ehre Gottes aufschnitten.

Mein Lehrer — der ehrwürdige Franziskaner — dem ich meinen Kummer darüber zu erkennen gab, daß die heilige Inquisition in Spanien die Ketzer so grausam martern und verbrennen ließ, sagte mir: „Die Spanier haben gar nicht Unrecht, sie sind gute Katholiken und wollen nicht leiden, daß ein fremder Ketzer in ihr Land komme; wer also dahin geht, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er bestraft wird, und wenn ein Spanier seinem Glauben abtrünnig und ein Ketzer wird, da hat er den Tod völlig verdient, denn es gibt keine größere Sünde, als von der heiligen römisch-katholischen Kirche abtrünnig zu werden."

Ich will mich nicht länger dabey aufhalten, alle Gräuel des kirchlichen Fanatismus, welche mir die Geschichte vorlegte und die Reflexionen, zu welchen sie mich veranlaßten, hier niederzuschreiben. Widersprechende Elemente gährten in meinem Innern und raubten mir manche frohe Stunde der Kindheit, aber eben die Kindheit half mir auch wieder darüber hinweg. Das Alter vom achten bis zum zwölften Jahre ist nicht dazu geeignet, einen Kampf gegen die gleichsam mit der Muttermilch eingesogenen religiösen Begriffe mit Verstandeskräften zu führen. Bei allen meinen Zweifeln, welche ich mir stets als Sünde anrechnete, ohne sie los werden zu können, war ich ein guter Katholik, nur daß ich lange Ge-

Digitized by Google

bete nicht liebte; die angenehmste Art zu beten war mir immer bey Processionen die Litaney, der Geistliche betete z. B. vor: „du Thurm Davids," die Gemeinde antwortete: „Orebranobis" (ora pro nobis), „du elfenbeinernes Haus," „Orebranobis," „du Sitz der Weisheit," „Orebranobis" u. s. w. das war doch schön, man konnte sich dabey ein wenig umsehen, etwas Anderes denken und ging immer weiter fort. Trotz dieser Zweifel hielt ich mich sogar für kräftig genug, mit jedem Ketzer zu disputiren, ihm die Wahrheit der katholischen Lehre zu beweisen und ihn hoffentlich zu bekehren.

Mein inneres Zerwürfniß ging meistens aus dem Gemüthe und der Phantasie hervor, die Ideen von ritterlicher Großmuth und Treue, das Mitleiden mit den gequälten Ketzern und Verdammten, waren die Haupthebel dieser Richtung meiner Geistesthätigkeit, Betrachtungen wie jene beym Messedienen waren zufällige Gedankenblitze, welche der Gehorsam gegen die Lehren der Kirche noch lange niederdrückte.

Während dieses lebendigen innern Lebens floß das äußere in dem gewöhnlichem Gleise des Kinderlebens dahin.

Nach dem Durchgang durch die untern Schulklassen besuchte ich $1\frac{1}{2}$ Jahr lang die lateinische Schule, aber die Idee des Studirens wurde aufgegeben, weil es einerseits der Mittel wegen mehr als bedenklich aussah, und andererseits fehlte mir selbst eine Leitung, welche mir den Zweck des Studirens klar gemacht und meine kindischen Ansichten berichtigt hätte.

Zum Studiren zog mich die Freyheit des Studenten, von welcher ich oft zu hören hatte, ohne deshalb so recht einen Begriff davon zu haben, ich sah das ungenirte Leben und Auftreten der Studenten; die Uniformen, welche sie sich in

Digitized by Google

den neunziger Jahren mit Abzeichnung der drey Fakultäten beygelegt hatten, machten sie zu einer Art von Respectspersonen in meinen Augen. Dies Alles gefiel mir, aber in der Sache selbst gab es gar manchen Anstoß.

In jener Zeit wo so viele Personen nicht schreiben konnten, galt eine schöne Handschrift (wenigstens im Volke) für ein tüchtiges und nothwendiges Stück der Gelehrsamkeit; je höher ein Mann stund, je gelehrter er war, desto schöner mußte er nach meiner Meinung schreiben können — und leider! dies wollte nicht gehen, meine Handschrift blieb flüchtig und nachlässig, die lateinischen Buchstaben waren vollends hölzern, ich sah ein, daß mir das erste Erforderniß zum Gelehrten fehlte.

Dieses trat recht deutlich hervor, als einmal ein Theil der Klasse beschloß, ihrem in den Ferien abwesenden Lehrer zu schreiben; mit allen Materialien ausgerüstet, trafen wir uns auf dem einsamsten Punkte des Gartenfeldes bey einem im Freien stehenden Tische, die besten Schreiber machten den Anfang „Lieber Herr Lehrer!" Nun wurde Rath gehalten, wie weiter — aber weder im allgemeinen Rath noch im Einzel-Versuche ging es über den „lieben Hrn. Lehrer" hinaus, und doch wußten wir Alle so ziemlich, was wir schreiben wollten. Mit den Worten, „laßt mich's auch einmal probiren," ergriff ich eine Feder. — „Ach, du kannst ja nicht schreiben," sprachen die Einen, — „nun laßt es ihn probiren," die Andern — ich stoppelte nun, übel und böse, eine Epistel zusammen, die so ziemlich dasjenige enthielt, was wir sagen wollten. Meine Schrift fand allgemeinen Beyfall, „aber siehst du, du kannst es ja doch nicht schreiben," sagte mein geschickterer Schulkamerad. Dies sah ich nun freylich ein. —

Digitized by Google

„Aber weißt du was," fuhr Jener fort, „ich will es abschreiben" — und dabey blieb es.

Zu diesem trostlosen Bewußtseyn kam noch eine zweyte und dritte Besorgniß. Es kamen mir griechische und hebräische Bücher zur Hand; wer studirt, sagte ich mir, muß dieses lesen und schreiben und verstehen lernen und die sich so grausig darstellende Schrift machte mir nicht wenig Angst, die größte aber verursachte mir ein ziemlicher Band von syntactischen Regeln; dieses Alles, sprach ich zu mir, muß ein Gelehrter auswendig lernen, das ist mir nicht möglich, rief ich voll Jammer aus!

Das Auswendiglernen war mir stets ein hartes Pensum; ich war recht wohl im Stande, einen vernommenen Vortrag zu wiederholen und eine gegebene Aufgabe ziemlich richtig herzusagen oder eine Frage frey zu beantworten, aber es war mir meistens unmöglich, mich streng an die Worte zu halten, mein Auswendiglernen war meistens ein freyes Wiedergeben des Gelesenen, und doch dachte ich mir das Studiren nur als ein Auswendiglernen alles dessen, was ein Gelehrter wissen müsse, — dazu fühlte ich mich nicht fähig.

Zu diesen äußern Besorgnissen kamen auch noch nicht unerhebliche fernere Bedenken. Wenn ich studirte, so müßte ich entweder ein Geistlicher, ein Arzt oder ein Jurist werden.

Ja ein Geistlicher, sagte ich bey mir, der muß fromm und heilig seyn, er darf keine Sünde begehen und ach! er muß viel beten, viel und lange beten! Das war eine gar schlimme Sache. Im Kloster muß er auch fasten und sich geißeln, und wie oft sagte mir meine Mutter, du wirst doch kein Heiliger werden! Aber ein Geistlicher, der sündigt, kömmt

Digitized by Google

viel eher und tiefer in die Hölle, als ein Weltlicher. — Nein, ein Geistlicher will ich nicht werden. Nun aber ein Doctor (Arzt), dies hatte freylich wieder sein Bedenken, ich war äußerst ekler Natur; eine eiternde Wunde, eine Krankenstube und Alles, was in solchen Fällen vorkömmt, machte auf mich den unangenehmsten, widrigsten Eindruck, aber dies muß dem Doctor ganz gleichgültig seyn; beym Vorbeygehen an der Anatomie wurde mir gesagt: hier schneiden die Doctors die todten Menschen auf u. s. w. — Nein, das ist unmöglich, rief ich schaudernd, ein Doctor kann ich nicht werden.

Noch war der Jurist übrig. Damals stund der Juristenstand beym Volke bey weitem nicht in der Achtung, welche er in unserer Zeit genießt. Juristen, hieß es, sind böse Christen, ihrer kommen wenig in den Himmel, sie sind Links- und Rechtsmacher. „Meinen Vater," erzählte mir ein Nachbar, „haben die Advokaten und der Amtmann um Haus und Hof gebracht, ich brauchte jetzt nicht im Tagelohn zu arbeiten, wenn's keine Juristen gäbe!" Wie konnte ich bey solcher Gestalt der Sache den Entschluß fassen, Jurist zu werden?

So stund ich als unberathener Knabe im eben vollendeten zwölften Jahre in Zweifel, welchen Lebensweg ich wählen sollte. Hätte mir ein intelligenter väterlicher Freund zur Seite gestanden, hätte er mir gesagt, schlechte Menschen gibt es in jedem Stande, aber du willst ja nicht schlecht werden, siehe, der Advokat soll ritterlich kämpfen für das Recht seines Clienten, und das thut er mit der Feder wie der Ritter mit dem Schwerte; der Richter soll ehrlich das Urtheil sprechen und dem Gekränkten zu seinem Rechte helfen; damit sie

Digitized by Google

das können, müssen sie studiren und das lernen, was dazu gehört. Wäre ich so über das Auswendiglernen beruhigt worden, mit den griechischen Krähenfüßen hätte ich es noch aufgenommen und wahrscheinlich mir das Studium der Rechte zum Ziele gesetzt. So entschloß ich mich ein Handwerk zu lernen, nun aber war die Frage: welches?

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Lehrjahre. 1792—1795.

„Ach mein Sohn, wenn du ein Schneider würdeſt," ſprach meine Mutter, „das iſt ein ſchönes, reinliches Handwerk, man reißt dabey nichts ab und die Schneider gehen immer recht reinlich."

Abgeſpannt von der langen ſtillen Wahl, war ich bereit, meine Zuſtimmung zu geben, als mein zehn Jahre älterer einziger Bruder, der ſeit mehreren Jahren Buchdruckergeſell war, Einſpruch that. „Nein, das iſt nichts für dich, folge mir, werde ein Buchbinder, da haſt du immer Bücher in Händen und kannſt leſen, wenn du Feyerabend haſt." Dies Argument ſchlug durch und ich kam im September 1792 erſt zwölf und ein halb Jahr alt als Buchbinder in die Lehre.

In dieſem Momente war eine verhängnißvolle Zeit für Europa, ja für die Erde hereingebrochen — es waren die Tage der Kanonade von Valmy, deren Donner zuerſt am Rheine und dann allmählich durch ganz Europa widerhallen ſollten.

Die untergehende Sonne des deutſchen Reiches hatte noch einen Glanzblick auf das alte Mainz geworfen, der deutſche

Digitized by Google

Kaiser, der König von Preußen und mehrere Fürsten waren unlängst in seinen Mauern versammelt gewesen, um den Krieg gegen Frankreich zu berathen. In Folge dessen waren die Truppen des Kurfürsten nach Speyer gerückt, um ein dortiges Magazin decken zu helfen; nur die absolut nöthige Wacht-Mannschaft und Invaliden blieben in Mainz — da erscholl die Schreckens-Nachricht: die Truppen bey Speyer sind überfallen, zerstreut und gefangen, und die Franzosen im Anmarsch auf Mainz begriffen.

Das unmöglich Geglaubte war geschehen und nach einigen Tagen stunden die Republikaner vor den Thoren von Mainz. Die Garnison bestund aus wenigen dienstfähigen Soldaten und Invaliden, welchen eine Compagnie Nassau-Biberacher und eine Compagnie Oestreicher, nebst einer Eskadron ungarischer Husaren zu Hülfe zog. Trotz dieser geringen Streitkräfte hielt man es im Volke für unmöglich, daß die starke Festung Mainz von solchem Gesindel, welches Fleisch und Brod auf dem Bajonnet gespießt mit sich trug, wovon der Eine Leinwand- und der Andere Tuchhosen trug, das klein und groß in ungleicher Reihe stund, erobert werden könnte. Die Bürgerschaft besetzte wohlgemuth die innern Wachen und verstärkte die Besatzungen der Außenwerke, aber die tiefste Bestürzung ergriff die Einwohner, als nach vier oder fünf Tagen die Stadt durch Capitulation den Franzosen übergeben wurde.

Bald begann ein neues Regiment; die Convents-Deputirten — Merlin v. Thionville an der Spitze — waren die Könige in Mainz, eine rheinische Nationalversammlung wurde einberufen, eine Munizipalität eingesetzt, ein Jacobiner-Clubb

Digitized by Google

that sich zusammen, Klöster wurden aufgehoben, fürstliches und Kirchengut verkauft u. s. w. Die Truppen wurden der Mehrzahl nach in die Casernen, in die Hotels des Adels und in die Klöster einlogirt, nur wenige wurden bey den Bürgern untergebracht und zwar ohne Verpflegung, weil ihnen Brod, Fleisch und Gemüse geliefert wurde.

Man hat in jener Zeit die Mainzer beschuldigt, sie seyen Patrioten (dieser Ehrenname galt damals bey vornehmem und geringem Pöbel als Schimpfwort!), sie seyen Jakobiner, Clubbisten, Franzosen, sie hätten Stadt und Festung so schnell übergeben, sie seyen keine guten Deutschen und untreu ihren Fürsten — so geht es, wenn durch Fehler der Regierung ein Volk in Feindes Hand geräth, es muß dann diese Fehler doppelt büßen.

Es möge mir erlaubt seyn, lediglich aus den Erinnerungen meiner Jugend und der Erkenntniß im spätern Alter die damaligen Zustände zu schildern.

Kurfürst Friedrich Karl Joseph v. Erthal war gewiß der weiseste Fürst, der seit einer langen Reihe von Jahren auf dem erzbischöflichen Stuhl von Mainz saß; er hob Klöster auf und verwendete ihre Güter für die Universität und Volksschulen, — welche letztere er eigentlich stiftete; er zog gelehrte Professoren an seine Universität, er wendete viel an deren Bibliothek und schuf einen botanischen Garten; er beschränkte die Straßenbetteley, gründete eine Armenanstalt, — verbesserte die Waisenanstalten, baute Chausseen, verschönerte die Umgebungen der Stadt durch mannichfaltige Anlagen; er beschränkte die Zahl der Feyertage, und erlaubte am Freytage Fleisch zu essen. Aber seine Weisheit ward zur Sünde in

Digitized by Google

den Augen des bethörten Volkes; noch nach mehr als einem halben Jahrhundert tönen mir dessen Urtheile, die auch ich damals nachsprach, in die Ohren.

„Warum hat er die Klöster aufgehoben? ja, Geld wollte er haben, darum hat er ja die reichsten aufgehoben (Jesuiten-, Carthäuser-, Dominikaner- auch Frauenklöster); hätte er die Herren gelassen, sie hätten alle Jahre etwas gespart und ihm gegeben, jetzt ist's auf einmal alle und wozu hat er es gebraucht? — Mit seiner Universität, — was hilft uns das, fremde Professoren hat er kommen lassen, haben wir denn keine Leute hier? und die Juristen (so wurden alle Studenten genannt) sind böse Christen, man sieht's ja, sie gehen wenig in die Kirche und bey der Wandelung (der Akt, wo in der Messe das Brod und der Wein in Fleisch und Blut verwandelt wird) bücken sie sich nur und klopfen stehend an die Brust, aber sie knieen nicht nieder, sie und ihre Professoren sind Freygeister — und die Schulen, die waren sonst auch nicht, und unsere Alten sind doch selig geworden. Die armen Leute dürfen jetzt nicht mehr mit dem Kreuze herumgehen, sonst haben sie auf der Gasse laut den Rosenkranz gebetet und was vor die Thüre kam, das betete auch sein Krisseistdumaria, da wußte man doch, warum man etwas gab, und wem man es gab; jetzt kommen die Einsammler mit der Büchse, da hört man nichts und weiß nichts — und nun hat er gar den Rolfs, einen Lutheraner aus Sachsen, als Armenvater hergerufen." — Das Aufheben mehrerer Feyertage, die Erlaubniß, am Freytage Fleisch zu essen, fand lebhaften Tadel in den untern und mittlern Volksklassen.

So sah Friedrich Karl Joseph seine wohlthätigsten Re-

Digitized by Google

gentenhandlungen und auch sein Privatleben angegriffen und angefeindet; er hatte das Schicksal aller Männer, die ihrer Zeit vorangehen oder aus ihren Verhältnissen heraustreten.

Aber neben diesem trüben Geiste der Masse tauchten auch die Lichtpunkte einer neuen Zeit auf; aus Professoren und andern gebildeten Männern bildete sich eine „Lesegesellschaft," deren Mitglieder freylich als „Freygeister" bezeichnet wurden. Noch sind mir die Namen der Professoren Dorsch, Blau, Metternich, Eikemeier und Forster unter dieser Bezeichnung erinnerlich; die Studenten waren ja ohnehin Freygeister, auch in der höhern Weltgeistlichkeit gab es aufgeklärte Männer; ein Pfarrer an der Ignazikirche führte den deutschen Gesang bey der Messe ein, anstatt daß früher der Rosenkranz vor- und nachgebetet wurde, er ließ auf lutherische Art die Nummern der Lieder, welche gesungen wurden, in der Kirche anschlagen, — das war arg! — Voltaire und Rousseau waren in den Bibliotheken der höhern Geistlichkeit keine Fremdlinge und Thomasius, der Hexenbekämpfer, war den Theologen wohl bekannt und von ihnen geschätzt. Auch Spinoza wurde von einem Theologen in unsere Werkstelle gebracht, ich erinnere mich dessen noch gerade durch die anbefohlne Heimlichkeit und die halbleisen Worte meines Lehrmeisters: „Und wenn es der Teufel geschrieben hätte, kümmerte ich mich nichts darum." Der Student sagte: „Ihr Bruder wollte mir eine Bibel nicht einbinden, weil sie von Dr. Luther übersetzt war." Diese mancherlei Lichtpunkte waren nicht ohne Einfluß auf das Volk, sie fanden Eingang in seine Mittelklasse, weshalb denn die Mainzer am Niederrheine als Freygeister verschrieen waren.

Die neuen Ideen, welche mit der dreyfarbigen Fahne in

Digitized by Google

Mainz zur Herrschaft kamen, fanden da und dort einen vorbereiteten Boden, feurige Männer (wie die oben genannten) sahen den Umsturz des Bestehenden, welches sie mit einem Stoße als völlig vernichtet erachteten, sie wollten fördernd in die Räder greifen und mit glühender Rede auf das Volk wirken.

Noch lebhaft erinnere ich mich einiger Stellen einer Rede des Professors Metternich im Jakobiner-Clubb, welche mir durch die Lebendigkeit des Vortrags unvergeßlich blieb: „Was sollen wir fürchten? Preußen ist vernichtet in der Champagne, Oestreich geschlagen, die Niederlande erobert und das heilige römische Reich, welches — unter uns gesagt — weder heilig, noch römisch, noch reich oder ein Reich ist, ja man könnte es das Arm nennen, arm an Geist, Eintracht und Macht u. s. w." In diesem Style ging die Rede bis zu Ende fort.

Die Mainzer wurden jedoch durch solche Reden wenig erbaut, denn selbst wenn die Fremdlinge etwas Besseres gebracht hätten, so war das Nationalgefühl des Volkes auf's tiefste verletzt und der Haß des Volkes wurde noch geschärft durch die mancherlei Eingriffe in die Verhältnisse der Geistlichkeit und der Kirche.

Demohngeachtet ward der Jakobiner-Clubb auch aus den Reihen der Bürgerschaft verstärkt; aber nur Wenige traten aus politischer Überzeugung dahin über, Einige aus Unmuth, weil die starke Feste Mainz so schnell übergeben worden, und sie jetzt Alles für verloren hielten; aber die große Mehrheit der Beygetretenen suchten Vortheil für ihr Gewerbe oder strebten nach einer Anstellung bey der neuen Organisation aller öffentlichen Verhältnisse.

Digitized by Google

Für die meiſten Gewerbe, die bisher vom Hofe, von dem zahlreichen Adel und von dem nun ſtockenden Handel gelebt hatten, trat eine ſchwere Zeit ein, die nicht geeignet war, Sympathieen für die neue Republik hervorzurufen.

Auf dem platten Lande hatte das neue Regiment allerdings ein ſchweres Gewicht in die Waagſchaale zu legen, alle Feudal-Laſten, Frohnden, Zinſen, Zehnten, Laudemium, Beſthaupt u. ſ. w. wurden mit einem Federſtrich aufgehoben, aber auch dieſes führte nur wenig Sympathieen für Frankreich herbey, denn der von der Geiſtlichkeit angeſchürte Haß ließ zumal bey dem Zweifel an die Dauer ihrer Herrſchaft eine ſolche nicht Wurzel faſſen.

Für mich, der ich bey dem Einzuge der Franzoſen nur ſeit wenig Wochen in die Lehre getreten war, ging eine harte Zeit an. Die Arbeit ſchwand plötzlich und mit geſenktem Blicke ſtanden wir in der leeren Werkſtelle, ich mußte nun das Beil ergreifen und in dem, behufs der Vertheidigung der Stadt, demolirten Gartenfelde und in den Weiden am Rheine meinem Lehrmeiſter das Winterholz ſammeln und eintragen.

Die deutſchen Armeen hatten ſich indeſſen wieder geſammelt und Mainz war nach wenig Monaten wieder von ihnen blokirt. Wochenlang war oft kein Bogen Papier in der Werkſtube und mein Lehrmeiſter beſchloß mit Weib und Kind auszuwandern, um in dem zwey Stunden entfernten Dorfe Niederulm bey ſeinem Schwiegervater die Wiedereinnahme von Mainz abzuwarten. So kam ich wieder in das Brod meiner Mutter zurück.

Eigentliche Noth war damals nicht in Mainz, doch gab es keinen Verdienſt und Alles wurde um etwas theurer, dazu

Digitized by Google

kam noch die Furcht vor der größern möglichen Noth in der Zukunft, und die Einwohner von Mainz wanderten in großen Schaaren aus. Zu diesem Zwecke wurden Conventionen zwischen den Belagerten und Belagerern geschlossen und die Auswanderer nach gefertigten Verzeichnissen übergeben.

Es hatte nun mein Lehrmeister einen Schwager, der, für seine Frau besorgt, diese auch zu ihrem Vater nach Niederulm zu schicken gedachte. Aber sie war eine höchst ängstliche Frauensperson mit zwey Kindern ohne alle männliche Begleitung. Dies schien bedenklich; da ersah der Ehemann den kaum dreyzehnjährigen Knaben zu diesem Ritterdienst; seine Vorstellungen, daß ich bey der bedenklichen Zeit meiner Mutter aus dem Brode käme, und bey seinem Schwiegervater wohl aufgenommen seyn werde, daß es auch gar nicht lange mehr mit der Belagerung dauern könnte u. s. w., ließ uns seinem Wunsche nachgeben.

An einem Nachmittage zog eine große Schaar Auswanderer, geführt von Munizipal-Beamteten, unter militärischer Bedeckung, über die Rheinbrücke nach Castel, und von dort den französischen Vorposten in der Gegend von Biberich zu. Nach ein paar-Stunden der Verhandlung zogen sich die französischen Vorposten zurück und die deutschen Truppen übernahmen die Auswanderer.

Mit einem Laufpaß versehen, setzten wir unsere Reise fort und erreichten im Bogenmarsch den andern Tag Niederulm, wo ich sauersüß mit der naiven Frage: „Wie willst du dann wieder nach Mainz hineinkommen?" aufgenommen wurde. Augenblicklich erkennend, daß ich nur ungern gesehen sey, antwortete ich ohne Bedenken: „Das ist leicht, ich habe gestern

Digitized by Google

gehört, daß man von hier aus unangefochten nach Mombach kommen kann und dahin kommt täglich zweymal eine französische Patroulle; wie die nach Mainz kommt, kann ich auch hin kommen." Man war in der Begierde, einen Esser los zu werden, so thöricht, diese Knabenidee, die so leicht hätte sehr gefährlich werden können, zu fördern, und ich betrat den andern Morgen mit einem Stück Brod und Käse in der Tasche den Rückweg nach Mainz; unangefochten durchschritt ich das Lager auf dem am vorigen Tage begangenen Wege, da kam eine Cavalcade Officiere quer des Wegs geritten, einer derselben ritt auf mich zu: „Du sollst zu dem General kommen, Kleiner," redete er mich an. Dieser Befehl war mir sehr unerfreulich; daß ich nach Mainz wollte, durfte ich doch nicht sagen, so viel sah ich ein; der General fragte mich: „Wo kommst du her? — Von Niederulm. — Bist du von Niederulm? — Nein, ich bin von Mainz, ich bin vorgestern mit meines Lehrmeisters Frauenschwester ausgewandert. — Wo willst du hin? — Meine Mutter will heute auch auswandern, da will ich nach Drais (ein Dorf in der Nähe), sie wird da durchkommen und ich will sie da erwarten." — Ein Adjutant redete ein paar freundliche Worte mit dem General, und er sagte: „Nun, dann gehe hin," und ritt weiter.

Meine Zuversicht war gesunken, aber ich schritt fort auf meinem Wege bis zu einem Punkte, wo derselbe sich theilte. Zwey Feldposten spatzierten hier auf und ab, ohne sich um mich zu bekümmern; aber welchen Weg sollte ich nun einschlagen? Das Natürlichste schien mir, die Wachen zu fragen: „Welcher Weg gehet hier nach Drais?" redete ich den einen an. „Dat

Digitized by Google

weiß ich nicht, mein Sohn; Kamerad, bring' doch den Menschen zum Lieutenant," war die Antwort.

Ich mußte mich fügen und der Kriegsmann brachte mich zum Wachtpoſten des Lieutenants. Nach vernommenen Rapport ſagte der Lieutnant: „Bringt den Menſchen zum Capitain." Der Capitain ſchickt mich zum Oberſten und der Oberſt zum General. Der General war abweſend und ich ſaß derweilen beym Wachtpiket vor deſſen Zelt, und hörte den erbaulichen Geſprächen der Soldaten über Spione, die man gefangen und aufgehängt hatte, mit nicht ſonderlicher Andacht zu. Die Sache war mir freylich nicht ſpaßhaft, doch war ich auch eben nicht ängſtlich; da kam endlich der General und es war derſelbe, der mich vor einer Stunde examinirt hatte, die Soldaten hatten ihn Kleiſt genannt — wahrſcheinlich war es derſelbe, welcher dreyzehn Jahre ſpäter Magdeburg an die Franzoſen übergab. — Nach vernommener Meldung fuhr er mich barſch an: „Wo wollteſt du hin?" — Ich erzählte ihm das Wenige, was ſich kurz nach ſeinem Verhör auf dem Felde mit mir zugetragen, und er herrſchte dem meldenden Unteroffizier zu: „Laßt ihn laufen."

Mit leichtem Herzen ging ich aus dem Zelte und durch das Lager nach Niederulm zu; bemerkte aber bald, daß mir in ziemlicher Ferne ein Dragoner nachritt, bis zu meinen Eintritt in Niederulm; dort hatte man meine Rückkunft eigentlich ſchon erwartet, denn ein öſtreichiſcher Offizier, der leicht verwundet im Dorfe lag, hatte verſichert, mein Unternehmen ſey thöricht und unausführbar, man war daher ziemlich froh, daß die Sache ſo abgegangen und nicht eine Unterſuchung,

Digitized by Google

die meinem Lehrmeiſter und ſeiner Familie jedenfalls unbequem geweſen wäre, zur Folge gehabt hatte.

Mehrere Wochen hatte ich in Niederulm zugebracht, da erwähnte ich meinen Onkel in Alzey. „Ey, das iſt ja wahr!" rief die Frau Meiſterin aus, „da kannſt du ja zu deinem Onkel gehen!" Damit hatte es nun freylich ſeinen Haken; mein Onkel war Regiſtrator im pfälziſchen Oberamt Alzey, ein ſtrenger, ernſthafter Mann, ich war ein Jahr früher einige Zeit lang bey ihm geweſen und mein Knabenthun und Leichtſinn hatte mir manche Verweiſe — und zwar nicht mit Unrecht — zugezogen; ich hatte öfters die Meſſe, die ich täglich hören ſollte, geſchwänzt und Verweiſe erhalten; am Sonntage mußte ich nach dem Hochamte auch die Predigt im Capuzinerkloſter hören und ſollte vor Tiſche erzählen, was ich gehört hatte; beym beſten Willen und bey aller Aufmerkſamkeit, welche ich nothgedrungen darauf richtete, war es mir rein unmöglich, den Hauptgedanken einer Predigt aufzufaſſen; dies war in meinem Alter doch nicht zu verlangen, und einzelne Sätze wiederzugeben, war eben ſo ſchwierig, denn da dieſe im Zuſammenhang mit dem Ganzen ſtunden, ſo verloren ſie im Einzelnen ihre Bedeutung und mir entging die Handhabe für mein Gedächtniß. Mein Couſin war ſtets in gleichem Falle und nie blieb bey ihm die Realſtrafe aus, während ich mit derbem Verweiſe davonkam. Einen dritten Kummer machten mir die Schreibübungen; ſchon früher habe ich erwähnt, daß ich von Jugend an ein ſchlechter Buchſtabenmaler war, ich glaube faſt ohne meine Schuld, denn oft gab ich mir aus Ehrgeiz Mühe, aber ſteif und hölzern blieben meine Züge. Bey meinem Onkel ſollte ich jeden Nachmit-

Digitized by Google

tag zwey Stunden sitzen und schreiben, die Buchstaben schön malen, die Finger ungebogen an die Feder legen und Zeige- und Mittelfinger nicht mit Dinte beflecken; — dies waren schwere Stunden, in welchen ich mir manche scharfe Rüge zuzog, die ich zuweilen mit unverständigem Trotze beantwortete, kurz, mein Onkel hatte voll Ursache, unzufrieden mit mir zu seyn, und ich die gleiche, seinen Ernst und seine Strenge zu fürchten, und nun sollte ich wieder zu ihm! — Doch es half nichts, ich schnürte mein Bündel und ging, unter vielen Seufzern, daß ich nicht alt genug war, mein Brod selbst verdienen zu können. Die Aufnahme bey meinem Onkel war weniger streng, als ich gefürchtet hatte.

Mehrere Wochen waren mir bereits in Alzey verflossen, als unerwartet auch mein Bruder als Auswanderer erschien. Was macht deine Mutter, fuhr mein Onkel auf. „Sie hat mir befohlen, auszuwandern," antwortete mein Bruder, „sie wollte nicht, daß ich mich in das rothe Buch einschriebe."

Zum Verständniß dieser Antwort sey gesagt: auf Veranlassung des Jakobiner-Clubbs waren in dessen Lokale zwey Bücher aufgelegt, ein rothes und ein schwarzes, und alle männlichen Einwohner wurden aufgefodert, sich in das eine oder das andere einzuschreiben, wer sich in das schwarze einschrieb, erklärte sich zum Sklaven und wurde mit der Behandlung eines Sklaven bedroht; wer sich in das rothe einschrieb, gab sich als freyer Mann und Republikaner zu erkennen. Daß sich Niemand in das schwarze Buch einschrieb, war natürlich, ebenso natürlich war es, daß die Furcht Viele bewog, sich in das rothe Buch einzuschreiben; aber wiederum wurde es als ein Ehrenpunkt angesehen, sich nicht einzuschrei-

Digitized by Google

ben, und die Rede ging, bey der Wiedereinnahme der Stadt würden die im rothen Buche Eingeschriebenen zur strengen Rechenschaft gezogen werden, deshalb verlangte unsere Mutter, mein Bruder solle lieber auswandern, als sich in das rothe Buch einschreiben; mein Onkel war jedoch damit gar nicht zufrieden.

Nach einigen Wochen erhielt mein Bruder eine Condition in Frankenthal und ich durch ihn eine Einladung zu einem Verwandeten, von Vaters Seite her, einem Pfarrer in Heßheim bey Frankenthal, wohin ich mich alsbald auf den Weg machte.

Während dieser Zeit war Mainz immer enger eingeschlossen und zuletzt beschossen worden. Eine französische Armee nahete in kurzen Tagemärschen zum Entsatz; aber davon erhielt freylich die Besatzung keine Kunde und der Kommandant schloß eine Capitulation ab, die der Besatzung freyen Abzug gewährte.

Plötzlich erscholl in unserem Asyl eines Abends die Kunde der Uebergabe, und der kommende Morgen fand uns auf dem Wege nach Mainz. Das Vorgefühl des freudigen Wiedersehens belebte unsere Schritte; noch war der Zugang zu den Thoren nicht frey, aber gegen ein Trinkgeld konnte man den Fußweg durch die Schanzen der Belagerer passiren, und so standen wir nun auf der mittlern Bleiche; da trat uns das bekannte Gesicht einer Nachbarsfrau entgegen. „Ey, Mosje Emmerich," redete sie meinen Bruder an, „weiß Er denn schon, daß Seine Mutter gestorben ist?" — Ich war wie vernichtet, — ich fühlte mich völlig verlassen, und tagelang konnte ich nicht an die Wahrheit der Thatsache glauben, und als ich mich an

Digitized by Google

den Gedanken, „du haſt jetzt auch keine Mutter mehr," gewöhnt hatte, empfand ich thatſächlich immer mehr, was ich verloren hatte.

Doch ganz Mainz konnte man in dieſen Tagen einen Ort des Jammers nennen, ganze Straßen waren in Folge des Bombardements niedergebrannt und jammernd ſtanden die Zurückgekehrten und Dagebliebenen an den Schutthaufen, die Furien des Haſſes waren losgelaſſen, und die Wuth des Volkes wendete ſich gegen die Clubbiſten. Aus ihren Verſtecken geriſſen, wurden ſie unter tauſend Mißhandlungen vom Pöbel zur Wache geſchleppt, und hier und da die Plünderung ihrer Häuſer verſucht. Ich könnte mich nicht erinnern, daß einer dieſer Männer ſeinen Mitbürgern eine ſpecielle Veranlaſſung zum Haſſe gegeben hätte, ihr Verbrechen war ihre politiſche Meinung — eine ebenſo große Sünde als das kirchliche Ketzerthum. Gleich bey meinem Eintritt in die Stadt trat mir eine ſolche Scene vor Augen: der Buchbindermeiſter Zech, ein Clubbiſt, aber ſonſt ein ehrlicher Mann, ward halb entkleidet von einem Pöbelhaufen über die große Bleiche nach der Münſterthor-Wache geführt, das Geſicht ſtrömte voll Blut, und die Fäuſte ſeiner Peiniger fielen fortwährend auf ihn herab, er wurde dann, wie alle ſeine Genoſſen eingekerkert, ſeine Frau als Gefangene im Zuchthauſe und ſeine Kinder im Armenhauſe untergebracht, bis zum Jahre 1794, wo die Franzoſen Mainz wiederum von der Landſeite bloquirten und ſämmtliche Clubbiſten in Folge einer Convention in Freyheit geſetzt und nach den franzöſiſchen Vorpoſten gebracht wurden.

Meines Lehrmeiſters fahrende Habe war in ſeiner Mieth-

Digitized by Google

wohnung mit verbrannt, und auf sein Nachsuchen ward ihm die Wohnung und das Werkzeug des inhaftirten Buchbinders Zech von dem Criminal-Senat zum Gebrauch übergeben. Unser Geschäft ward nun ein lebendiges, aber leider ohne sonderlichen Vortheil für mich; drei und vier Gesellen waren in der Werkstelle meines Lehrmeisters thätig und ich durfte nicht müssig seyn; jetzt hieß es: „Adam, hole ein Buch Marmorpapier, dann ein Büchlein Gold, Pappen" u. s. w.; dann mußte ich die Hausbedürfnisse kreuzerweis herbeyholen, blieb so selten eine Stunde anhaltend bey der Arbeit, und war den beliebigen Anweisungen der öfters wechselnden Gesellen, überlassen. Kein Wunder war es, daß ich, wenn ich zumal bey naßkalter Herbstwitterung die Hälfte des Tages auf der Straße zubringen mußte, verdrossen und träge verrichtete, was ich zu verrichten hatte. Ich sah ein, daß ich nichts lernen konnte, aber wer sollte mir helfen? Auch mein Bruder war nicht mehr in Mainz, sondern in Bingen ansässig; ich würde noch unwissender aus der Lehre gekommen seyn, als es der Fall war, wenn sich nicht ein Geselle, der ein Jahr lang bey meinem Lehrherrn arbeitete und ihm seiner Geschicklichkeit wegen unentbehrlich war, meiner angenommen hätte. Er unterrichtete mich, und nie erhielt ich ein hartes Wort von ihm, aber sein tadelnder Blick that mir weher, als alle Schläge meines Lehrmeisters. Mit inniger Liebe hing ich an ihm, denn er war der einzige Mensch, der es zu jener Zeit gut mit mir meinte, der mich freundlich belehrte und warnte. Sein Abschied versetzte mich in lange Trauer; häufig habe ich, als ich selbsten in die Fremde ging, mich nach dem guten König, dem Heidelberger, erkundigt; aber er blieb für mich verschollen.

Digitized by Google

Als nach Durchbrechung der Weiſſenburger Linien die Franzoſen im Jahr 1794 die Stadt Mainz wieder bloquirten, ſchwand unſere Arbeit von Tag zu Tag, ſo daß ich meinem Lehrherrn am Ende ein überflüſſiger Eſſer wurde, er ließ mich daher im Anfange des Jahres 1795 losſprechen und ich ging den zweyten Februar, fünf Wochen vor dem Antritt meines ſechszehnten Jahres, in die Fremde.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Die Wanderschaft. Süd-Deutschland bis Basel. 1795 — 1796.

Schon der erste Ausgang war ein harter; bey starkem Eisgang und strenger Kälte setzte ich über den Rhein; wie lange die Ueberfahrt dauerte, weiß ich nicht, aber mir schien es eine kleine Ewigkeit zu seyn; halb erfroren betrat ich das rechte Rheinufer.

Frey war ich nun, aber ich hatte auch selbst für mich zu sorgen — und welche Mittel standen mir dazu zu Gebot!

Ein fünfzehnjähriger Knabe, klein von Statur, mit vielem Muthe, aber geringer Körperkraft, mit wenig Kenntnissen und Geschick in meinem Handwerk, mit drey französischen Thalern und etwas Münze in der Tasche, dabey gering gekleidet und doch ein nicht leichtes Bündel alter Kleider auf dem Rücken sollte ich es mit der Welt versuchen, und dazu in der rauhesten Jahreszeit den Anfang machen. Entbehren hatte ich gelernt, ein Stück Brod und ein Trunk Wasser genügte den ganzen Tag für mein Bedürfniß, schon als Knabe hatte ich, wenn meine Mutter auf Arbeit ging, so gelebt; sie fand das mir zum Wärmen hingesetzte Gemüse am Abend

Digitized by Google

regelmäßig unberührt. Kaffee hatte ich, schon als Kind von fünf Jahren, verschmähet, weil er mir nicht mundete; mit der Leibesnahrung glaubte ich auf der Reise unschwer fertig werden zu können; und so schritt ich in Gottesnamen nach dem nachbarlichen Frankfurt zu, an einen Reiseplan hatte weder ich, noch sonst Jemand für mich gedacht; in der Phantasie hatte ich mit Anson die Welt umsegelt, aber in der Wirklichkeit war mir eine Strecke von dreyßig bis vierzig Stunden eine große Reise. Auch hatte das Reisen in jener Zeit etwas mehr zu bedeuten als jetzt; wo damals der Reisende bey nassem Wetter mit jedem Schritte Gefahr lief, in den Naturwegen zu versinken, da hat er jetzt meistens auf Chausseen festen Grund und einen sichern Wegweiser zugleich, die schlechten Wege jener Zeit hatte ich gleich zu Anfange, mainaufwärts bis Miltenberg und von da nach Waldüren, wo ich, weil es doch gar zu schlechtes Wetter war, auf einige Wochen Arbeit erhielt, reichlich zu genießen.

Waldüren ist ein merkwürdiges Städtchen. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geschah hier ein Wunder, dessen Wahrheit außer allem Zweifel ist, denn augenscheinlich hat dieses Wunder seit 300 Jahren das Städtchen ernährt und wird es mit Hülfe des Glaubens gewiß noch manches Jahr ernähren.

Große Wirkungen entstehen aus kleinen Ursachen. Ein Priester war im vierzehnten Jahrhundert so unvorsichtig, beym Messelesen den Kelch mit dem schon verwandelten Wein umzustoßen. Nun behält zwar factisch und der Lehre nach, Wein und Brod seine äußere Gestalt, ist aber doch in Fleisch und Blut verwandelt, aber der Wein im umgestoßenen Kelch

Digitized by Google

nahm Blutfarbe an und floß auf einem Kelchtüchlein (das Corporal genannt) herum, aber nicht in unregelmäßigen Strömen, nein, seine Fluth malte auf dem Corporal das Christusbild am Kreuze und um dasselbe herum noch elf dorngekrönte Christushäupter. Voll Schrecken verbarg der Priester das Tüchlein hinter dem Altar und offenbarte erst auf dem Todbette, von Gewissensangst getrieben, das große Wunder.

Sogleich nach dem Tode des unvorsichtigen Priesters wurde das Wundergemälde gefunden und that, da Wunder Wunder gebären, sogleich auch große Wunderwerke. Nach langen Jahren erst wurde das Wundertüchlein nach Rom geschafft, kam mit päpstlicher Approbation und großen Ablässen versehen nach Waldüren zurück, wo es bis auf heutigen Tag legale und approbirte Wunder wirkt, wovon eine Unzahl in der Kirche aufgehängte Krücken und aus Wachs geformte menschliche Glieder von wunderbar Geheilten Zeugniß geben.

Eine Wallfahrt ist gewiß eine herrliche Sache; in den Pfingsttagen ergreift fast jeden Menschen die Begierde, in das Freye und Weite hinauszuwandern; wo nun der Glaube seinen schützenden Mantel über Weltlust und Begierden ausbreitet, da dürfen seine Priester zuversichtlich hoffen, daß auch fest an ihm gehalten werde. In der großen Gesellschaft ist es dem Einzelnen leicht, bey geringen Mitteln die Wallfahrt zu vollbringen, während der Wohlhabende sich seines Besitzes freuen kann.

In großen Schaaren, unter geistlicher Begleitung, ziehen die Wallfahrer unter wehenden Fahnen fröhlich dahin, in bunter Reihe geordnet wie es Zufall oder Verständniß gibt,

Digitized by Google

durch Städte und Dörfer wird der Rosenkranz gebetet — aber den ganzen Tag beten, das geht doch auch nicht — man spricht auch mit seinem Nächsten; wenn am Abend der Leib gepflegt ist, so wird endlich die Streu durch die ganze Stube gemacht und die Pilger pflegen in beliebigen Gruppen der Ruhe. — — Dies ist hauptsächlich in Waldüren, wo zur Wallfahrtszeit jedes Haus eine Herberge ist, der Fall. Eine Wallfahrt vereinigt die Menschen aus allen Himmelsgegenden, man kömmt zusammen und scheidet ohne sich mehr zu kennen als man Lust hat und der Ablaßquell fließt neben der Sünde. — Das wunderthätige Kelchtüchlein wird den Gläubigen in einem Glaskasten gezeigt und die Glasscheibe zum küssen dargeboten.

Der wunderthätigen Schilderung ermangelte jedoch der Halt eines Ölgemäldes, sie war schon vor hundert Jahren so sehr verblichen, daß — wie mir treulich berichtet wurde — nicht alle Häupter mehr zu erkennen waren und die Pilger nach dem Maaße ihres Glaubens mehrere oder wenigere erblickten, aber die Wunderkraft ist geblieben bis auf den heutigen Tag. —

Wie bedeutend der pekuniäre Vortheil war, welchen die Stadt von der Wallfahrt hatte, dafür kann ich nur das Eine anführen: damals vor funfzig Jahren verkaufte ein Buchbinder während der Wallfahrt gewöhnlich für 500 — 600 Gulden Gebetbücher.

Dafür gab es auch nach allen Richtungen hin sehr gläubige Seelen. Die Gespräche drehten sich an den langen Winterabenden stets um Hexen und Gespenster, aber so anziehend ein recht schauerliches Gespenstermährchen zu solcher Zeit ist,

Digitized by Google

so trivial und nichtssagend waren diese Erzählungen, da hatte es des Nachts auf dem Dache oder an der Wand oder am Fenster gepocht und rumort. — „Aber warum gingt ihr nicht hinaus und sahet nach, was es war?" — „Da wird man hinausgehen; natürlich ging's nicht zu, denn wer wird des Nachts auf dem Boden pochen, es war kein Mensch da, wir machten das Kreuz und beteten ein Vaterunser, daß böse Geister keine Gewalt über uns hatten und blieben in unserm Berufe; man muß nicht vorwitzig seyn." Dann gab es wieder Hexen, die Kühe waren behext und gaben nur einige Tropfen blaue Milch, die wurde in einen Teller gethan und mit Ruthen gepeitscht, da mußte die Hexe kommen und es dauerte nicht lange, da kam ein altes verdächtiges Weib und wollte für einen Kreuzer Milch, sie bekam freylich keine, aber bald darauf gaben die Kühe wieder ihre natürliche Milch.

„Aber konnten die Kühe nicht natürlich krank seyn?"

„Ja, das ist jetzt so, es soll Alles mit natürlichen Dingen zugehen; es stehet schon in der heiligen Schrift, daß es Hexen gibt, da ist meine Gevatterin, die hat sich einmal mit der alten (den Namen habe ich vergessen) gezankt, was geschieht? ein paar Tage darauf ist das ganze Haus voll Läuse."

„Nun, das kann doch wohl ganz natürlich zugehen?"

„Ja bey der war es immer, besonders um Walpurgis ein Gerumpel und Rumor im Hause, die Thüren wurden zugeschlagen, die Nachbarn haben es wohl gemerkt und es hatte Niemand gern etwas mit ihr zu thun."

„Aber die Hexen waren doch immer arme alte Weiber, die sich kümmerlich behelfen müssen; hätten sie hexen können, dann hätten sie sich doch etwas gehext, was hilft es ihnen

Digitized by Google

denn, wenn sie dem Vieh die Milch nehmen und den Leuten Ungeziefer anhexen?"

„Ja, Er ist auch ein Freygeist wie die Mainzer alle, mit Ihm darf man gar nicht davon reden." —

Wie tief die Furcht vor Hexen und Gespenstern eingewurzelt war, sah ich an dem dreizehnjährigen Sohne meines Meisters. Gab ihm sein Vater um neun Uhr Feyerabend, dann war er nicht im Dunkeln aus der Stube in unsere eine Treppe hoch gelegene Schlafkammer zu bringen; der Vater mußte ihn jedesmal mit dem Stocke bis in die Kammer begleiten.

„Ich würde mich doch nicht alle Abende schlagen lassen," sagte ich zu ihm, „ich gehe ja um zehn Uhr auch allein zu Bette."

„Ja Er, Er ist ein Freygeist, Er hat gut reden, aber wenn Einen die Gespenster auffressen!" —

Unglaublich möchte dies erscheinen, aber es ist wörtlich wahr! —

Das grimmige Wetter hatte sich seit einigen Wochen in etwas gebessert, und da ich nur seinetwegen Arbeit erhalten hatte, so mußte ich nun auf die Weiterreise denken, allein leider hatte ich in jugendlicher Unüberlegtheit mein Felleisen, weil mir das Tragen desselben unmöglich gefallen war, in Aschaffenburg gelassen und mußte, da es auf mein Schreiben nicht sogleich ankam, wieder zurück um dasselbe zu holen.

Der mühsame Hin- und Rückweg war bis Miltenberg vollbracht, und gegen Abend schritt ich rüstig nach Waldüren zu. Der Weg wollte nicht enden, die Dunkelheit nahm zu und es fing an zu regnen, da bemerkte ich endlich, daß ich irre gegangen war, ich erblickte ein Gebäude, als ich es er-

Digitized by Google

reichte, sah ich, daß es eine kleine Kapelle mit offner Thür war; ich trat ein, um Schutz vor dem stärker fallenden Regen zu suchen. Lange verweilte ich, bis ich endlich die leisen Schläge einer fernen Thurmuhr vernahm — aber wie dahin finden! Schon war ich resignirt, die Nacht unter dem schützenden Dache der Kapelle zuzubringen, da vernahm ich Peitschengeklatsche und menschliche Stimmen in nicht großer Ferne. Freudig eilte ich dem Schalle nach und traf einen Holzwagen, der sich aus irgend einer Ursache verspätet hatte, ich wurde zurecht gewiesen und kam mit dem Schlag elf Uhr vor der Thüre meines Meisters in Waldüren an.

Meine Weiterreise war von nun an wenigstens angenehmer, das Frühjahr brachte längere Tage, schöneres Wetter und bessere Wege. Ich kam in ziemlicher Bogenlinie nach Augsburg und Ulm, ohne Arbeit zu bekommen, denn überall schloß man ganz richtig, daß ich bey meiner Jugend und schwächlichen Gestalt nicht viel würde leisten können; im Städtchen Monderkingen und dann in Biberach bekam ich endlich Arbeit und verdiente im erstern Orte wöchentlich 30 Xr. und im letztern 36 Xr., in Constanz brachte ich es endlich doch auf 48 Xr. wöchentlich. Daß sich mit solchem Verdienst nicht viel anfangen läßt, ist sehr begreiflich. Ich wurde daher stets in nothgedrungener Übung der Sparsamkeit und Entbehrung erhalten, was mich glücklicherweise kein Opfer kostete, doch so viel hatte ich erübrigt, mir ein paar Landkarten zu kaufen, um meine künftige Reise doch planmäßig ordnen zu können.

Herrliche Gegenden hatte ich gesehen und noch köstlichere zu bereisen, stand mir bevor. Der junge Rhein von seinem

Digitized by Google

Ausbruch aus dem Bodensee bis Basel ist — nach meinem Urtheil — reizender und scenenreicher als die so interessante Gegend von Mainz nach Coblenz; doch wozu Schilderungen von Schönheiten, die hundertfach beschrieben und eben so oft täglich gesehen und genossen werden.

Fröhlich war ich zu Lande und zu Wasser den Rhein hinabgewandert und erhielt Arbeit in Basel, wo ich ein volles Jahr zubrachte. Hier trat mir eine ganz andere Lebens- und Denkweise, als ich bisher zu sehen und zu vernehmen gewohnt war, als neue Erscheinung entgegen.

Seit der französischen Revolution füllten die politischen Ereignisse — nicht die Politik, dazu und zu einem Verstehen der Ereignisse und ihrer Folgen war in der Zeit meiner Jugend wenig Anlage im Volke — alle Köpfe, und sie waren das unerschöpfliche Tagesgespräch.

Die politischen Unterhaltungen, welche ich auf meinen Kreuz- und Querwanderungen bisher vernommen, waren das Ablesen und Wiederholen einförmiger Zeitungsartikel, bey jedem zweifelhaften Siegesberichte hieß es: „Jetzt wird's nicht mehr lang' dauern, das zusammengelaufene Gesindel (die französische Armee) das läuft was es laufen kann, die Kaiserlichen werden bald in Paris seyn, dann können sich die Königsmörder, die Kirchenschänder, die Rebellen in Acht nehmen, die Conventer und die Clubbisten werden um einen Kopf kürzer gemacht und Frankreich wird getheilt, da bekommt jeder ein Stück, ein klein Stück kann übrig bleiben, das kann einen König haben, so ist es schon vor hundert Jahren prophezeit worden." — Jetzt kam die Reihe an Prophezeihungen, von welchen Jeder etwas wußte — dann folgten die

Digitized by Google

Erzählungen von Cometen und andern Zeichen, von verzerrten Fratzen und feurigen Schwertern und Ruthen, welche — wie gedruckt zu lesen — sich (aber nur in Frankreich) am Himmel hatten sehen lassen und ganz natürlich den Untergang dieses Volkes anzeigten. Folgte aber eine Hiobspost auf die Siegesnachrichten, dann hieß es: „Es ist lauter Spitzbüberey, es ist Alles verrathen und verkauft, der Kaiser braucht keinen Ernst, er ist viel zu gut, das zusammengelaufene Gesindel, die Ohnehosen, sie haben keine Schuhe an den Füßen, gehen zerrissen und zerlumpt und was sind's für Kerle? Buben sind's — mich soll der und jener holen, mit einem Knüppel in der Hand will ich ein halb Dutzend krumm und lahm schlagen — ich weiß nicht, wie das zugeht, daß sie so viele Umstände mit dem Gesindel machen." — „Ja sieht Er, das will ich ihm sagen, die Franzosen zwingen's mit der Menge, in Frankreich muß Alles Soldat werden, wenn 10,000 todtgeschossen sind, da sind wieder 10,000 da und wenn sie nicht fortwollen, dann werden die Kanonen auf sie gerichtet, da müssen die Kaiserlichen, die ihre Leute schonen, am Ende müde werden." — „Nein, da will ich's Ihm besser sagen, wo die Franzosen hinkommen, da wird Alles geraubt und geplündert, da behält Niemand eines Nagels groß mehr, auch die Weibsleute vertheilen sie unter sich und alle Mannspersonen müssen mit, die werden dann voran geschickt und wenn sie nicht wollen, dann schlagen sie die Franzosen von hinten auf die Köpfe. So haben sie es in Mainz und am Rhein herum überall gemacht."

Ich besaß als Knabe einen nicht geringen Nationalstolz, der, da ich Deutsche von Franzosen besiegt sah, sich ziemlich

Digitized by Google

zum Hasse gegen dieselben gesteigert hatte. Republikanische Ideen lagen mir sehr fern, meine geschichtliche Lectüre hatte nicht dahin geleitet, ich hatte bis jetzt nur die ritterlichen Thaten der Könige und Fürsten bewundert und die Bösen unter ihnen recht herzlich gehaßt, der deutsche Kaiser war ein Gegenstand meiner höchsten Verehrung, aber diese arge Unwahrheit mußte ich berichtigen. — „Das ist nicht wahr," mischte ich mich in das Gespräch, „ich bin von Mainz, die Franzosen haben dort nirgends geplündert und gebrannt, weder in der Stadt noch auf dem Lande; sie haben auch nicht einen Mann unter die Soldaten mitgenommen." —

Da hatte ich das Rechte getroffen; die strafenden Blicke der ganzen Gesellschaft fielen auf mich. „Was wird Er wissen, Er Gelbschnabel, Ihn haben sie freylich nicht genommen, Er ist wohl auch so ein Clubbist wie die Mainzer alle; ja die wollten gerne französisch seyn, da haben sie die Stadt geschwind übergeben, aber die Herrlichkeit hat nicht lange gedauert, die Kaiserlichen haben sie tüchtig zusammengeschossen, das geschieht ihnen schon recht."

In dieser Weise sprach man sich zu jener Zeit in den von mir durchreisten Gegenden im Bürger- und Bauernstande überall aus; da war kein Laster, keine Grausamkeit, welche die Franzosen nicht ganz regelmäßig ausübten, mehr erdenklich, und wehe dem, welcher aus eigner Erfahrung Zeugniß gab, daß dies nicht so sey!

Dieser Haß wurde durch Flugschriften, welche Orte und Personen nannten, wo und an welchen solche Gräuel verübt seyn sollten, unterhalten und gesteigert, besonders gab man den Franzosen das Vergiften der Brunnen, der Teiche, ja

Digitized by Google

der Bäche und kleinen Flüsse Schuld, und alles dies fand willige, nicht zu widerlegende Gläubige.

Eine ganz entgegengesetzte Weise zu urtheilen und sich auszusprechen, mußte ich jetzt in Basel vernehmen. Nicht Spitzbüberey, sondern die Tapferkeit der französischen Heere hatte die Siege erkämpft; die Dürftigkeit und Blöße der Truppen erhöhete den Werth ihrer Tapferkeit. Die Vendéer waren eine Rebellenbande; die Helden der Revolution wurden geehrt, und mit einer verächtlichen Geringschätzung über die deutschen Heere geurtheilt.

Als Republikaner fühlten sich die Basler mit den Franzosen verwandt. Diese Republikaner brüsteten sich aber nicht wenig mit ihrer Herrlichkeit gegen ihre Unterthanen, im Gebiete des Cantons. Ein Bürger von Liestal wurde nur mit gnädiger Herablassung angesehen; der Rath von Liestal war gelegentlich eine Zielscheibe des Witzes; — der Bürgermeister, so witzelte man, hat dort keinen Amtsornat, aber auf dem Rathhause hängt ein weiter, schwarzer Rockärmel, welchen er anzieht und so ausstaffirt zum Fenster heraus zu den Bürgern spricht. Der Republikanismus der Basler gab sich mir als ein engherziger, spießbürgerlicher Egoismus zu erkennen; den achtbarsten Bürger des Cantons hielt der Stadtbürger so ziemlich für seinen Unterthanen.

„Wir haben selbst das Jagdrecht im Canton," sagte der ehrenhafte Buchbindermeister, bey welchem ich arbeitete; „ich gehe alljährlich zur Jagd." — „Da wird es aber nicht viel zu schießen geben, denn jede Gemeinde wird gewiß das Wild in ihrer Flur hinwegschießen," bemerkte ich. — „Kein Bauer hat das Recht, auf die Jagd zu gehen, außer, wenn ihn ein

Digitized by Google

Baseler Bürger mitnimmt; ich sage dann: Es ist mein Knecht, er trägt mir das Gewehr, das muß der Förster respektiren. Die Jagd gehört nicht für den Bauer, er vernachlässigt seine Feldarbeit über sie;" — so wurde ich belehrt und mir Kenntniß gegeben von der Feudal-Demokratie der Handwerks- und Handels-Aristokraten.

Die Zeit meines Aufenthalts in Basel war eine theure; das Pfund Brod kostete damals drey Batzen (zwölf Kreuzer), und die Preise aller Dinge entsprachen diesem Verhältniß. Demungeachtet war wenig Noth unter der unbemittelten Volksklasse zu erblicken, alle Geschäfte wurden schwunghaft betrieben, und überall war Geld zu verdienen, große Reichthümer waren unter den Bürgerfamilien; aber ein Prassen, ein Hervortreten, ein großes Hausmachen war nirgends zu bemerken. Sehr reiche Leute machten meist geringen Aufwand und Alles, was zum Hausstand gehörte, aß häufig an einem Tische. Eine andere Erscheinung fiel mir schon damals auf, und sie ist mir nirgends wieder in derselben Anzahl vorgekommen, es gab nämlich eine nicht geringe Anzahl alter, reicher Junggesellen und bejahrter Jungfrauen, oder auch rüstige Wittwer mit einzelnen Kindern, die mit ansehnlichem Vermögen einsam ihre Häuser bewohnten und zum Theil auch sehr lebhafte rentirende Geschäfte betrieben, es hatte das Ansehen einer stillschweigenden Verabredung, das Vermögen der Familien beysammen und diese bey Ansehen zu erhalten.

Mir selbst ging es in der ersten größern Hälfte meines einjährigen Aufenthalts in Basel, bey schmaler Kost und geringem Lohn sehr kümmerlich, die Noth hielt mich von Allem ent-

Digitized by Google

fernt, was Geld kosten konnte; das äußere Leben bot mir keine Freude, ich mußte mich, wie von frühester Jugend an, in mich selbst zurückziehen. Den interessantesten Stoff zur Selbstunterhaltung gaben mir die vielen Schweizer-Chroniken und Geschichten; kein Land ist wohl so reich an Geschichten seiner Vorzeit, als die Schweiz. Bei mäßigen Verdiensten der Gegenwart bietet die schweizerische Vorzeit ein scenen- und thatenreiches Gemälde dar, welches, wenn auch innere Zerrissenheit und Fanatismus öfters die Farbe dunkelt, doch auf jedes jugendliche Gemüth begeisternd wirkt. Meine ritterliche Phantasie wurde bürgerlicher, meine Helden waren der Waffen entkleidet, mit Spieß und Hellebarde traten sie den Eisengeharnischten entgegen, und gingen siegreich aus dem Kampfe mit dem Ritterthum hervor. Der Glanz des Ritterthums war strahlender und in ihm trat das Individium hervor, dem die unterjochte Masse als Folie diente. In seinem Gefolge waren Leibeigenschaft, Peitsche und Burgverließe, seine Großmuth, seine Höflichkeit galt immer seinen Standesgenossen, dem Volke gegenüber war sein Charakter Verachtung und Brutalität, selbst der Annäherung und Herablassung — wo sie sich zeigte — war die Verachtung kennbar beygemischt.

Meine neuen Helden waren arm, — freylich auch roh wie ihre Zeit; — aber keine Räuber; die Persönlichkeit trat weniger hervor, denn Alle waren tapfer, Alle kämpften für eine Idee und nicht zur Verherrlichung einer Person, die den Ruhm der Hingebung Aller als den ihr gebührenden Lohn ansah und empfing. Nur vor Gott und selbst gegebenen Gesetzen beugten sich meine neuen Helden.

Ein neues Ideal stand vor meiner Phantasie, ich ward

Digitized by Google

demokratischer Republikaner, wie es — nach meiner Meinung — jeder lebendige und denkende Jüngling auf eine Reihe von Jahren zu seyn pflegt. Und dieser Republikanismus entstand nicht durch Einflüsterungen und geheime Gesellschaften, er kam gleichsam von sich selbst, er war ein Produkt der Jugend.

Der geistig lebendige Jüngling ist nur zu geneigt, sich republikanischen Ideen hinzugeben; wenn aber die Erfahrung im spätern Leben die Blüthen der Phantasie erbleichen macht, wenn er erkennt, daß die Wortführer der Demokratie unter dieser Firma gewöhnlich nur eigennützige Absichten verbergen, nur nach Lebensgenuß und eigener Herrschermacht streben, so wird sich auch im reifern Alter seine Ansicht läutern, nie wird er ein Verehrer der Willkürherrschaft, aber sicher ein guter Staatsbürger werden; er wird als solcher die Gesetze ehren und seine Pflichten erfüllen, und ohne die Strenge, mit welcher oft die Auswüchse jugendlicher Thorheit geahndet und als wichtig betrachtet werden, wird er sie selbst in spätern Jahren belächeln.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Basel bis Wien. 1796.

Nach einem jährigen Aufenthalte verließ ich Basel und kehrte in das monarchische Deutschland zurück.

Zum erstenmale, seit ich Geselle war, befand ich mich in Freyburg im Breisgau in recht angenehmen Verhältnissen in Condition, da erscholl nach wenig Wochen, im Juni 1796, die Schreckensnachricht: die Franzosen sind unter Moreau bey Straßburg über den Rhein gegangen,

Da auch hier überall dieselben Vorurtheile, deren oben erwähnt wurde, gegen die Franzosen herrschten, so fürchtete man in Freyburg nichts Minderes, als Raub, Mord und Brand erleiden zu müssen. Das Militär war wenig zahlreich auf diesem Punkte; und so wurde der Landsturm zur Abwehr des Feindes aufgeboten. In Freyburg bestand ein zahlreiches uniformirtes und mit Büchsen bewaffnetes Corps von Freywilligen, aus Bürgerssöhnen und jungen Bürgern bestehend. Diese waren die Ersten, welche in das Feld zogen; an sie schloß sich ein großer Theil der übrigen männlichen Bevölkerung der Stadt, meistens etwas irregulär bewaffnet; demohngeachtet bildeten die Freyburger, besonders die Frey-

Digitized by Google

willigen eine von Muth und gutem Willen beseelte, geschlossene Truppe nicht ohne militärischen Takt; daran reihte sich das Aufgebot vom Lande. Ohne Einheit strömten hier zehn, dort zwanzig Mann herbey, oft nur mit Knitteln bewaffnet. Auch ich zog, meinen Arbeitsmeister zu vertreten, mit in das Feld, und ward dem Corps der Lanzenträger beygegeben. Die Bestimmung dieses Corps war, bey den Schützen zu bleiben, ihnen die mit einem Haken versehene Lanze zum Auflegen der Büchsen vorzuhalten und bey einem Angriff der Reiterey sie durch die vorgestreckte Lanze zu decken.

Wir marschirten nach dem Dorfe Herboldsheim, — ungefähr vier bis fünf Stunden in der Richtung nach Kehl zu, dort wurden wir in Scheunen und Ställen, je dreißig und vierzig Mann einquartiert. Wir rückten jeden Morgen um zwey Uhr aus, und blieben bis sieben Uhr unter den Waffen stehen, dann gingen wir in die Quartiere, gegen Mittag wurden die Pikete abgelöst, und dann im Dorfe und der nahen Umgegend umhergeschlendert. Das Aufgebot stand mit ein paar östreichischen Bataillonen zusammen, und schloß sich an das Emigranten-Corps des Prinzen Condé an.

Wir hörten die ersten Tage wenig von dem Feinde; am achten Tage — ohngefähr — fand bey dem Condéischen Corps ein Vorposten-Gefecht Statt, wobey es einige Todte und Verwundete gab; unsere Abtheilung blieb in ihren Quartieren; aber eine unruhige Spannung trieb, — da unsere Kriegszucht so streng nicht war, — mich und manchen Andern hinaus in das Condéische Lager, wo eben die Verwundeten verbunden wurden; dort vernahmen wir: das Lumpenpack ist zurückgejagt worden, sie werden so bald nicht wieder-

Digitized by Google

kommen; fröhlich kehrten wir in unsere Quartiere zurück, verkündigten das Vernommene, und legten uns ermüdet von dem Herumlaufen und der Unruhe des Tages zum festen Schlafe nieder.

„Heda, He!" erscholl es in den Ohren der Schläfer. — Was gibts? — „Stehet ihr denn nicht auf? eure Kameraden sind alle fort." — Stehen sie vor dem Dorfe? — „Fort sind sie, nach Mitternacht haben die Unteroffiziere ihre Leute geweckt und sie sind in aller Stille nach Freyburg zu marschirt. Ihr seyd wohl vergessen worden, macht, daß ihr fortkommt, die Franzosen können alle Augenblicke da seyn." —

Im Moment waren wir auf dem Marsche. Die Todtenstille, die uns nach dem täglich gewohnten Lärm umgab, war bey dem dicken Nebel, der uns umhüllte, doppelt unheimlich; endlich trafen wir mehrere, ebenfalls verspätete Kameraden, und nun fing die Critik unserer Retirade an. „Warum retiriren wir? Wir haben keinen Feind gesehen, und gestern sind die Vorposten der Franzosen zurückgeschlagen worden — es ist lauter Spitzbüberey." — An die Wahrscheinlichkeit, daß die Franzosen unser schwaches Truppencorps umgangen, und uns, wären wir stehen geblieben, vermuthlich sämmtlich gefangen genommen hätten, dachte Niemand.

Endlich erreichten wir die Nachhut, und bald auch das Häuptcorps. Das Aufgebot hatte sich aufgelöst, das reguläre Militär zog sich von mehrern Seiten her in Freyburg zusammen, und setzte dann seinen Rückzug weiter fort. Den zweyten Tag rückten die Franzosen in Freyburg ein, die Truppen wurden einquartiert, und hielten gute Mannszucht, ge-

Digitized by Google

legentlichem Unfug wurde gesteuert, wobey die zu Hülfe gerufene Wache nach Umständen im Trabe herbeyeilte.

Alle Geschäfte, welche sich nicht direkt auf die Bedürfnisse des Militärs bezogen, lagen nun gänzlich stille; und so mußte auch ich mein Bündel schnüren, dem lieben Freyburg und meiner guten Condition Valet sagen. Trüben Sinnes wanderte ich in der Richtung nach Seckingen dem Rheine zu, um durch die Schweiz auf den Weg nach Bayern und Oestreich zu gelangen.

Ein paar Stunden Wegs von Freyburg kam ich durch ein Dorf, das voll von französischen Soldaten lag, so daß kaum einige Einwohner zu bemerken waren. Der Durst trieb mich zum Brunnen, wo ich einen Chasseur bat, mich aus seinem Eimer trinken zu lassen; der wild aussehende Mann wehrte mir, nahm mich gutmüthig bey der Hand, und führte mich in ein nahes Bauernhaus, die Tische standen voll gefüllter Schüsseln und der Wein in großen Wassereimern daneben; ich mußte mich niedersetzen, essen und trinken, so viel ich vermochte; freylich kostete dieses Traktement meinen Wirth nichts, aber mir that es wohl und fast noch wohler that mir die Gutherzigkeit auf dem wilden benarbten Gesichte des Reiters. Soldaten kamen und gingen, und manches Glas mußte ich mit ihnen leeren; ich fühlte, es wurde zu viel; da wollte ich aufbrechen, der Reiter wies auf ein Strohlager, ich dankte und bat, mich ziehen zu lassen, er schüttelte mir freundlich die Hand und empfahl mich einigen Infanteristen, welche meines Weges zogen; kaum war ich zum Dorfe hinaus, als ich erst deutlich bemerkte, daß ich zu viel getrunken hatte; meine Besinnung hatte ich nicht verloren, aber mein Schritt war wan-

Digitized by Google

kend, meine Begleiter sahen meinen Zustand und nahmen mir mein Felleisen ab, so ging es eine halbe Stunde fort. Da gewahrte ich ein französisches Piket nahe bey der Straße; ich sagte den beyden Soldaten: ich wünschte bey diesen Leuten zu bleiben, sie übergaben mich und mein Felleisen und nahmen freundlich Abschied. Meine neuen Wirthe machten mir Platz beym Wachtfeuer, und ich legte mich hin zum Schlafen. Nach einer halben Stunde wurde ich aufgerüttelt, der Oberkoch hatte sein bon ausgesprochen, er zog ein großes Stück Fleisch aus dem Kessel, schnitt es in Stücke und reichte mir, mit den Worten: „Allons Allemand, mange!“ meine Portion hin, es half nichts, ich mußte essen, ehe ich schlafen durfte.

Bei dem feyerlichen Gesang Allons enfans de la patrie, erwachte ich am frühen Morgen und warf einen Blick auf meine Wirthe. Die Uniform des Einen ließ die Ellenbogen und das Hemd hervortreten, die Pantalons des Andern waren von einer gewürfelten Bettgardine gefertigt, die Stiefel des Dritten waren nicht für seinen Fuß gemacht, darum aufgeschnitten und mit Bindfaden zugeschnürt; in dieser Weise war die Garderobe aller Sieben bestellt. Ich warf einen scheuen Blick auf meine Sachen, Pfeife, Tabacksdose (die Untugend des Rauchens hatte ich freylich etwas zu früh schon angenommen) und Schnupftuch lagen neben mir, sowie mein Felleisen, beschämt wünschte ich meinen Wächtern guten Morgen, nahm herzlichen Abschied, und schritt nach der Chaussee zu, da rief es hinter mir „Allemand, Allemand,“ ich sah mich um, und der Soldat mit den Pantalons von der Bettgardine reichte mir mein vergessenes Schnupftuch her.

Digitized by Google

Die ganze Scene ist mir unvergeßlich geblieben; ich will nicht behaupten, daß diese guten Leute bey Gelegenheiten, wo der Soldat zuzugreifen pflegt, skrupulöser gewesen seyen, als manche Andere; aber ich hatte mich ihrem Schutze übergeben und ich war sicher unter dem Schutze ihrer Soldaten- und Nationalehre.

Bald kam ich seitwärts fortwandernd aus dem augenblicklichen Bereich der französischen Armee, von deren Betragen die abentheuerlichsten Gerüchte ausgesprengt waren; auf allen Gesichtern konnte man die Besorgniß vor dem, was kommen würde, lesen. Wo ich mit Jemanden in Berührung kam, wurde ich bis in das kleinste Detail über das Betragen der Franzosen in Freyburg ausgeforscht. Meine einfache Versicherung war: „die Bürger haben Einquartierung erhalten, welche sie beköstigen müssen, was besonders bey dem Stillstand der meisten Geschäfte, Manchem sehr schwer fällt; aber von Raub, Mord, Plünderung und dergleichen habe ich nichts gesehen; wo ein Exzeß vorkömmt, ist auch Hülfe zu erlangen." Meine Worte fanden überall Glauben, denn sie waren tröstend, und ich befand mich bey Mittheilung der einfachen Wahrheit nicht übel.

Bey Seckingen überschritt ich den Rhein, und setzte auf Schweizer Boden meine Reise bis zu dem Ufer des Bodensees, und von da nach Bregenz fort. Die friedliche Stille der Schweiz wechselte hier wieder mit dem Getümmel des Krieges ab. Einige kayserliche Bataillone standen vor Bregenz im Lager, und marschirten in demselben Moment, wo ich das abgebrochene Lager erreichte, mit mir die gleiche Straße nach Isny zu; ich freuete mich der Marschgesellschaft, und be-

Digitized by Google

freundete mich mit einem Unteroffizier, der meinem Felleisen ein Plätzchen auf einem Bagagewagen gewährte.

Eine Stunde vor Isny erhielt das Bataillon Ordre, in der Umgegend zu bleiben, weil die Stadt so überfüllt wäre, daß keine Quartiere mehr zu ermöglichen seyen.

„Wissens was, Landsmann," redete mich der Unteroffizier an, „bleibens bey uns, in dem Städtel kriegens halter auch kein Nachtquartier." Ich trug kein Bedenken, und quartierte mich mit einer Anzahl Soldaten in einer Mühle ein. Ich hängte meinen durchnäßten Rock an den Ofen, und setzte mich unter die Soldaten an den Tisch. Nach einer halben Stunde sah ich nach meinem Rocke, und fand alle Taschen leer. — Der Einquartierten waren wohl funfzig Mann und darüber; Andere waren ab- und zugegangen. Was war da zu sagen? ein alter Kriegsknecht gab mir die Lehre: „Seyds unter Soldaten, müßts euch hüten!" —

Schon am Abend des andern Tages kam ich auch aus der Marschlinie der östreichischen Armee. Ueberall schien das Land im tiefsten Frieden zu stehen; aber Angst und Sorge sprach sich überall aus; an Arbeit war nicht zu denken. So erreichte und verließ ich München, gelangte an das Ufer der Donau und schiffte mich auf derselben nach Wien ein.

Diese Art zu reisen war eine recht bequeme und wohlfeile für unbemittelte Reisende, sie war eine Lockung für Viele, die jährlich auf diesem Wege nach Wien reisen. Wegen der häufigen Krümmungen der Donau sind Segelschiffe auf ihr nicht anwendbar, der Strom und das Ruder müssen abwärts forthelfen. Jeder Schiffer nimmt gern Handwerksgesellen und solche Passagiere, welche ihre Fracht am Ruder verdienen,

Digitized by Google

mit; die Arbeit ist keineswegs anstrengend, weil immer eine überflüssige Zahl Ruderer mit eingeschifft ist, und auch nicht beständig gerudert wird, und so gelangt man recht angenehm stromabwärts nach der Kaiserstadt.

Wir waren nun vor Wien, wo wir fröhlich an das Land stiegen und von einigen Polizei-Soldaten recht freundlich empfangen wurden. „Müßt halter warten," redeten sie uns an, „der Herr Beamte ist zum Essen, um zwey Uhr kommt er wieder." Zwey ewig lange Stunden saßen wir auf einigen daliegenden Holzstämmen, und trieben uns am Ufer herum, da flüsterte uns ein Schiffsknecht zu: „Ihr armen Leute müßt alle Soldaten werden, wenn ihr euch nur noch fortmachen könntet." — Zwey großgewachsene junge Leute antworteten ihm: „Wir kommen seit fünf Tagen von Landshut, wir sind Bayern, unsere Kundschaften (Pässe) sind ganz neu, wie kann man uns unter die Soldaten nehmen?" — „Ja so," antwortete sich zurückziehend der Warner, „da geht's auch noch."

Endlich kam der Herr Beamtete, wir mußten Kundschaften und Pässe abgeben und erhielten einen Zettel mit der Anweisung, denselben auf der Kriegs-Kanzley wieder abzuholen. Nicht ohne trübe Ahnungen setzten wir unsern Weg fort, jeder hob sich selbst tröstend die Gründe hervor, weshalb er unmöglich unter die Soldaten gezwungen werden könnte. Als wir des Löwen Rachen erreicht hatten, hörten wir auf, auch nur scheinfrey zu seyn; aus dem bewachten Vorzimmer paarweis eintretend in ein zweytes Zimmer, kam keiner meiner Reisegefährten wieder zurück. Lange blieb ich zuletzt allein stehen, da wendete ich mich an einen freundlich aussehenden Beamteten, und bat um Abfertigung, er hieß mich, ihm in

Digitized by Google

ein anderes Cabinet folgen, und stellte mich dem dort arbeitenden Beamteten mit den Worten „der ist doch zu klein" vor. „Freylich, hier ist Seine Kundschaft, wenn Er größer wird, kann Er wiederkommen," antwortete Jener und ich war entlassen. In der Hausflur fand ich einen meiner Gefährten, dessen eine Schulter etwas höher war, als die andere; wir nahmen uns vor, abzuwarten, wer von den Uebrigen sich gerettet hätte. „Worauf warts halter?" fragte der wachestehende Polizeysoldat. — „Auf unsere Reisekameraden." — „Die müssen halter Alle Soldat werden, gehts, gehts, die kommen nicht mehr." — Wir gingen betrübt jeder seinen Weg.

Ich erhielt zwar Arbeit in Wien, aber nur auf wenig Wochen. Die Kriegsereignisse hatten bis in das Herz der Monarchie auf alle Geschäfte, welche nicht in Verbindung mit dem Kriege stunden, lähmend gewirkt. An eine Möglichkeit, daß die Franzosen je nach Wien kommen könnten, dachte damals wohl Niemand; aber Bonapartes Siege in Italien (1796, Schlacht bey Lodi und weitere Erfolge), und Moreaus Uebergang über den Rhein machten die Anstrengung aller Kräfte für den Krieg nöthig. Alle militärtauglichen Handwerker, welche nach Wien reisten, wurden unter die Soldaten gesteckt; wer sich in einer Schenke verspätete, wurde aufgegriffen und mußte Soldat werden; wo drey Gesellen in einer Werkstelle arbeiteten, mußte einer Soldat werden; andere wurden nächtlicher Weile aus den Betten geholt, jedes Polizeyvergehen wurde durch Soldatwerden bestraft; gerieth ein Meister in Streit mit seinem Gesellen, so drohte er: „Ich gebe Ihn unter die Soldaten," oder führte die Drohung sogleich aus; ja Weiber, deren Männer vielleicht dem Trunke

Digitized by Google

ergeben waren, oder sich häusliche Exzesse zu schulden kommen ließen, erlangten hier und da, daß ihre Männer unter die Soldaten gesteckt wurden.

Welche sonderbare Gründe man zuweilen fand, um einen tauglichen Mann in die kaiserliche Montur zu bringen, davon soll hier ein, ein Jahr früher erlebtes, Beyspiel angeführt werden.

Das Städtchen Monderkingen (bey Biberach) hatte einige Mann Rekruten zu liefern. Von einer regelmäßigen Aushebung durch das Loos war keine Rede, es wurden vielmehr die von dem Magistrate im Geheimen bezeichneten jungen Leute bey Nacht aus den Betten geholt, in die Schenke gebracht, dort bewacht und bewirthet bis zum Transport — und warum fiel die geheime Auswahl auf diese Personen? — Zwey davon (zwanzigjährige Leute) hatten im letzten halben Jahre wohl die Kirche regelmäßig besucht, hatten aber des Sonntags Nachmittags oftmals in der „Christenlehre" (wo der Katechismus mit den Kindern durchgefragt wurde) gefehlt. Ein Dritter hatte, da die Luft die Zipfel des Halstuches seiner Geliebten in die Höhe trieb zu ihr gesagt: „Maria, du hast Flügel wie der heilige Geist," nämlich die nachgemachte Taube, welche den heiligen Geist vorstellen sollte. Diesen Witz mußte der Arme vielleicht auf dem Schlachtfelde schwer büßen.

In den wenigen Wochen, welche ich in Wien zubrachte, wurde mein Nationalgefühl mitten unter Deutschen täglich auf's Tiefste verletzt.

Der Wiener kennt nur Eins in der Welt, was Werth hat, und dies ist Wien — es gibt halter nur an Wien, ist sein Sprüchwort. Von Deutschland waren ihm nur fünf Staaten

Digitized by Google

oder Volksstämme bekannt, ah Preuß, ah Sax, ah Heß, ah Baar (Bayer), ah Schwab. Der Preuße war gehaßt, der Sachse galt für falsch und seine Sprache für Affectation, von den Hessen wußte man, daß sie gute Kriegsleute seyen, daß es bey ihnen nicht sonderlich viel zu essen gäbe und dann daß sie Calviner wären. Der Bayer galt für grob, und der Schwabe war die Zielscheibe aller möglichen schlechten Witze. Wer nicht notorisch ein Preuße, Sachse, Hesse oder Bayer war, der war halter ein Schwab — und wenn Stralsund oder Kiel seine Vaterstadt gewesen wäre. Alle Deutschen wurden als östreichische Unterthanen betrachtet, die zum Theil vom Kaiser abgefallen, aber zu seiner Zeit wieder zum Gehorsam zurückgebracht werden sollten; darum wurde ohne Umstände jeder Deutsche zum Soldaten gepreßt, nur ah Preuß, ah Sax und ah Heß war von der Presse frey, diese Staaten bildeten eine bewehrte und imponirende Masse, die man schonen und ehren mußte, während das damals unbewehrte Bayern sich weder Schonung noch Achtung zu erfreuen hatte.

Recht freudig schnürte ich nach einigen Wochen meinen Reisesack, um weiter zu wandern, und zwar wollte ich mich wieder der Donau anvertrauen und nach Ungarn schiffen; doch zuvor mußte ich wieder in des Löwen Rachen, um meine Kundschaft visiren zu lassen. Ich hatte freylich einen Schutzbrief an meiner Kleinheit, war aber darum nicht ganz unbesorgt, ich konnte einen minder nachsichtigen Beamteten treffen — man konnte ja mich vor der Hand als Tambour einstellen — eine Besorgniß, welche mein Meister hervorgerufen und lebhaft unterhalten hatte. Ich harrte vergebens den Vormittag auf Abfertigung und sah bey der Gelegenheit bis

Digitized by Google

zum späten Nachmittag die Procedur der Rekruten-Aushebung. Viele Meister waren mit ihren Gesellen anwesend; wer nur einen Gesellen hatte, nahm ihn wieder mit nach Hause, wer zwey Gesellen hatte, sollte meistens einen hergeben — nun ging das Capituliren los; war unter den beyden Gesellen nicht etwa ein vorzüglich starker und großer Mensch, so kamen meistens beyde los. Wer drey Gesellen hatte, mußte ohne Weiteres einen hergeben.

Die Preußen brachten ihre Heimathszeugnisse von dem preußischen Gesandten Marquis von Luccheſini; war es ein großer, wohlgewachsener Mensch, dann wurden die Zeugnisse mit verbissenem Unwillen angenommen und der Beamtete brummte mehrmal „die verdammten Lukaszettel!“*) Endlich kam ein Fleischermeister mit vier Gesellen an die Reihe. Der Beamtete blickte auf seine Liste und sagte: „der Herr hat sechs Gesellen.“ — „Ja schauens Ihro Gnaden, der ane ist gestern heimlich davongegangen und der Gayknecht ist auf dem Gay (dem Vieheinkauf), das da (auf seinen Flügelmann, eine Riesengestalt zeigend), ist der Pflichtenknecht“ (der das Fleisch verkauft und die Kasse führt, und deshalb gesetzlich von der Aushebung frey war). — „So, das muß ich glauben,“ grollte der Beamtete, „und wer ist der da?“ auf den Zweyten zeigend. „Ein Ungar, Ihro Gnaden.“ Verdrießlich gab ihm der Beamtete die vorgezeigte Legitimatian zurück, denn Ungarn durften in Östreich nicht gewaltsam angeworben werden, weil dieses Reich seine eignen Truppen selbst stellte.

*) Lukaszettel sind gedruckte Segenssprüche, die ihren Besitzer vor Leib- und Seelengefahren beschützen.

Digitized by Google

„Und der da ist ah Baar, und der da ah Grazer.“ Der Bayer war offenbar zu klein, der Steyermärker hatte so eben das Maaß. „Nun so muß der da Soldat werden,“ sagte der Beamtete, auf den Grätzer zeigend. — „Aber Ihro Gnaden, ich kann ja mein Werk nicht richten, wenn mir nur der ane gestern nicht fortgelaufen wäre.“ — „Da sehe der Herr zu, daß er ihn wieder bekommt, der Kaiser braucht Leute, und wenn die Franzosen kommen, die fragen nicht darnach, die nehmen den Herrn mit allen seinen Gesellen unter die Soldaten, da muß Alles mit; der bleibt da.“ Und somit bemächtigten sich die Haltefeste des Gratzers. — Endlich kam ich vor und bat um das Visa meiner Kundschaft. Mich kurz fixirend, schrieben Ihro Gnaden darunter „militair-untauglich“ und ich konnte gehen, wohin ich wollte.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Ungarn. 1796 — 1797.

Einen kritiſchen Wendepunkt meiner Lebenslaufbahn hatte ich, durch Jugend und kleine Statur begünſtigt, glücklich überſchritten und fröhlich glitt ich auf den Fluthen der Donau nach Ungarn hinab.

Die Ufer der ungariſchen Donau ſind meiſtens reizlos; die Stromhäfen der ungariſchen Städte geben nicht das Bild eines Rheinhafens, den ſchweren, ſchwarz getheerten Laſtſchiffen fehlt die Takelage, ſie bedürfen ihrer nicht, da ſtromabwärts der Strom und das Ruder ihnen forthilft und ſtromaufwärts nur Pferde- und Menſchenkräfte ſie mühſam täglich vielleicht eine bis zwei Meilen fortbringen. Der Donauſchiffer fürchtet nichts mehr als den Wind; beym Winde — er mag herkommen wo er will — liegt er vor Anker, denn bey den häufigen Krümmungen des Fluſſes würde ihn jeder Wind bald an das Ufer werfen. Weht der Sturm, ſo hört man die Schiffer klagen: „es hat ſich gewiß ein Hundsfott aufgehangen und der Teufel führt ihn jetzt ſpatzieren.“ Ihre höchſte Ungnade zieht man ſich zu, wenn man vor Langeweile

Digitized by Google

ein Stückchen pfeift; das Pfeifen fordert den Wind auf, und „der läßt sich nicht lange locken", sagen sie dann.

Ein Jahr nach meinem Eintritt in Ungarn war ich nach Peterwardein gelangt; es war mir bis dahin eben nicht sonderlich gegangen, aber bald sollte es noch trüber werden.

Das Leben in den ungarischen Städten ist (oder war vor funfzig Jahren) nichts weniger als angenehm. Preßburg, Pesth und Ofen mögen davon eine Ausnahme machen. Die Bevölkerung ist regelmäßig eine gemischte von Deutschen und Ungarn, wobey die Erstern oft in der Mehrheit sind, beyden Volksstämmen sind Slavaken, Croaten und Raizen in größerer oder geringerer Anzahl beigemischt. Den meisten dieser Städtebewohner ist die deutsche Sprache geläufig, obschon sich der Ungar ihrer nur ungern bedient. Seinen Nationalhaß gegen den Deutschen spricht er unverhohlen aus, er nennt ihn, woher er auch ist, geringschätzig „einen Schwab," den der Hunger aus seinem Lande getrieben, um sich im gesegneten Ungarn satt zu essen, er rühmt die Vorzüge seines Landes, welchem kein anderes in Europa gleichzustellen sey. Sein Nationalhaß ist dabey nicht ganz unbegründet; er sieht sich von einem deutschen Herrscher regiert, von deutschen Soldaten bewacht, er sieht die wachsende deutsche Bevölkerung in seinen Städten im verhältnißmäßigen Wohlstande, welchen er nicht immer zu erreichen vermag, dies Alles ist freylich ein fortwährender Stoff für den einmal vorhandenen Haß. Auch will es mir scheinen, als ob die von beyden Nationen beybehaltene eigenthümliche Nationaltracht, da sie der verschiedenen Nationalität ein sofort erkennbares Gepräge aufdrückt, diesen Haß schon durch den bloßen Anblick nährte und

Digitized by Google

beförderte. Die eingebürgerten Deutschen selbst behalten zwar unter sich ihren Charakter als Deutsche, dem nicht eingebürgerten Deutschen gegenüber brüsten sie sich aber nicht selten auf tief verletzende Weise als Ungarn! — In den größeren Städten mag das weniger der Fall seyn als in den kleinern, die Lebensweise in letzteren ist in jeder Beziehung nichts weniger als angenehm; der einzige Genuß, welchen der Liebhaber davon sich leicht verschaffen kann, ist der des Weins.

Für mich war das ganze Leben in Ungarn ein trübseliges. Der Wein behagte meiner siebzehnjährigen Zunge nicht, die Arbeits- und Schlafzeit abgerechnet, plagte mich die unerträglichste Langeweile, selten fiel mir ein lesbares Buch in die Hände, aber manche alte Bekanntschaft von Waldüren hatte ich Gelegenheit zu erneuern. Da gab es Seelenwecker, goldne Himmelsschlüssel, Gertrude- und Mechthilde-Gebetbücher, heilige St. Colomanussegen und dergleichen frommen Unsinn mehr — ich sage Unsinn, um nichts Härteres sagen zu müssen. Das Gebetbuch der heiligen Schwestern Gertrude und Mechthildis war meistens von der heiligen Maria und ihrem Sohne den frommen Schwestern dictirt worden, Maria und Christus lebten auf sehr freundlichem Fuße mit beyden heiligen Schwestern; sie erschienen ihnen oft, lehrten sie Gebete und sicherten ihnen Erhörung zu, wenn sie dieses oder jenes Gebet nachsprächen, ja die heilige Mutter sagte — wie vorgedruckt zu lesen — zu der heiligen Gertrude: „Wenn du dieses Gebet sprichst, dann werde ich es im Himmel hören und es wird mir so angenehm seyn, als ob man mir mit goldnen Glöckchen vor den Ohren klingelte! — Noch schlimmer, ja unverschämter sprach sich der St. Colo-

Digitized by Google

manussegen aus. In diesem Taschenbüchlein ward für jede Stunde des Tags und der Nacht ein Heiliger auf die Wache commandirt, die Gebetformel lautete: „Heiliger N. N. halte für mich Wacht diese Nacht, von zwölf bis ein Uhr" u. s. w., darauf folgte ein kurzes Stoßgebet und die Vorrede des Büchleins sagte: „Wer diese Gebete andächtig spricht, ist vor allem Übel bewahrt und behütet," sie führt als Beyspiel an: „Ein Missethäter, der stets diese Gebete gesprochen hatte, sollte Todesstrafe leiden, und siehe da, kein Schwert konnte sein Haupt vom Körper trennen, das Wasser ließ ihn nicht sinken und er bot jeder Todesart Trotz, endlich entdeckte er, was ihm den Schutz gab, und wurde begnadigt." — Zu verwundern war es nur, daß ihn der heilige Colomanussegen nicht vor bösen Thaten, sondern nur vor Strafe geschützt hatte!

Bey einem großen Brande im Städtchen Baja (unterhalb Pesth) sagte mein Prinzipal, als das Feuer an einem großen massiven Hause in der Nähe seine Grenze fand: „Ich habe es immer gedacht, daß ich, weil ich die vielen heiligen St. Colomanussegen im Hause habe, nicht abbrennen würde."

Auf solche Art mag sich die Wunderkraft dieses grauen Löschpapiers oft bestätigt haben, und dieses treffliche Werk war mit Erlaubniß der hohen geistlichen Oberen gedruckt!

Alle diese erbaulichen Schriften sind von Deutschland nach Ungarn übergegangen, deshalb fehlt es in Ungarn doch nicht an frommen Nationalbesitzungen.

„Seppel" (Joseph) rief in Ofen ein artiges Mädchen einem jungen Menschen zu: „ich gehe heute Abend zu der Schornsteinfeger Mutter Gottes."

Digitized by Google

„Was heißt das? haben die Schornsteinfeger in Ofen eine besondere Mutter Gottes?"

„Man sagt nur so; vor hundert Jahren, als eine große Pest in Ofen war, hatte ein Schornsteinfeger ein hölzernes Marienbild, vor welchem er beständig eine Kerze brannte und räucherte, er und sein Haus wurde darum auch von der Pest verschont, und die Schornsteinfeger Mutter Gottes wird seit dieser Zeit als Schützerin gegen ansteckende Krankheiten verehrt."

In den Mittel- und kleinen Städten Ungarns hatte damals der Buchbinder keine andere Arbeit, als Schul- und Gebetbücher in deutscher, ungarischer, slavonischer und kroatischer Sprache; mit großen Vorräthen solcher Bücher werden dann die Märkte oft auf zwanzig Meilen weit, ja wohl noch weiter bezogen, und diese Waare größtentheils verkauft. Da die Städte weit von einander entfernt sind, so hat der Landmann nicht so wie bey uns täglich Gelegenheit, in der nahen Stadt seine Bedürfnisse zu kaufen, weshalb die Märkte für den Kleinhandel überall bedeutender sind, als in Deutschland; die weite Reise ist wenig kostspielig; eine Anzahl Krämer und Handwerker aller Art miethen einen Wagen, der, von zwei oder vier raschen Pferden gezogen, schnell dahinrollt. Auf den nicht chaussirten Wegen zahlt man kein Wegegeld; am Abend spannt man die Pferde aus und läßt sie auf der Haide grasen. Man lagert sich, macht von Gesträuche und gedörrtem Miste, wo er sich findet, ein Feuer an, läßt ein Stück Speck an einem hölzernen Spieße braten, das abträufelnde Fett wird mit einem Stück Brode aufgefangen, eine Flasche Wein, die vielleicht 1½ oder 2 Xr. kostet, wird dazu getrun-

Digitized by Google

ken und so kommt Abendbrod und Nachtquartier höchstens 3—4 Xr. zu stehen. Auf diese Weise bezieht nicht allein der Handwerker und Krämer die Jahrmärkte, sondern auch der Landmann fährt sein Getraide eben so weit zu Markte, als Jener seine Waare.

Ein ungarisches Wirthshaus auf dem Lande ist daher gar nicht zum Beherbergen von Reisenden eingerichtet; in einer großen Stube befinden sich einige plumpe Tische und Bänke, man kann Wein bekommen — aber freylich keine Gläser, denn es ist Sitte, ihn aus der Flasche zu trinken. Auf Lebensmittel ist der Wirth nicht eingerichtet, denn diese führt der Gast mit sich, doch glückt es zuweilen, ein Stück Brod und Speck zu erlangen. Was die Schlafstelle betrifft, so steht Tisch und Bank zu Diensten oder auch der Erdboden; dieser ist auf dem Lande niemals gedielt und auch in den kleinern Städten selten, selbst in großen wie Debreczin oft nicht. Stroh zum Lager ist ein Luxus, den der Ungar nicht kennt. Die ganze Bauart der Häuser ist höchst einfach, vier Wände von Erde, darüber einige Sparren gelegt und mit Rohr gedeckt, genügen zum Wohnen, der Fußboden ist, wie erwähnt, nicht gedielt, und zwischen der Stube und dem Dache ist keine, beyde Räume trennende, Decke vorhanden, sondern das Dach selbst ist die Decke der Stube.

Mein bisheriges Leben in Ungarn war ein unbehagliches gewesen und blieb es während meines ganzen Aufenthalts im Lande. Mein geringer Verdienst war kaum hinreichend, mich in dürftiger Kleidung zu erhalten; dieser Umstand, der mir jeden Aufwand verbot, nebst meiner Jugend und Unerfahrenheit schied mich von der Gesellschaft meiner Standesge-

Digitized by Google

nossen, es gab wenig Berührungspunkte zwischen mir und andern Gesellen, darum stund ich völlig allein. Den Stoff ihrer Unterhaltung verstund ich nicht zu handhaben, der Ideenkreis, in welchem ich mich bewegte, wirkte abstoßend, wenn ich den Gedanken Worte gab; es war dies um so mehr der Fall, da es die Worte eines fast noch in Knabenschuhen stehenden Jünglings von 17 — 18 Jahren und kleiner Statur waren. Ich wußte allerdings Manches, was dem Einen und dem Andern fremd war, allein eine ausgekramte Knabenweisheit hat sich wohl nie Freunde erworben. Dieses Alleinstehen und der gänzliche Mangel an einer den Geist anregenden Beschäftigung leitete mich dahin, diese aus mir selbst heraus zu spinnen. Ich träumte mich in fremdes, fernes Land, in die Inseln der Südsee, in das Innere von Afrika; ich bildete mir Reiche und Staaten mit bunt zugeschnittener republikanischer Form; jeder Bürger hatte darin seine Geltung, mir selbst behielt ich freylich immer ein Bischen mehr als Andern vor, ich verdarb ein paar Buch Papier mit diesen Träumen, diese Kindereien sind fast ein halbes Jahrhundert lang in den Papierspänekorb und von da in die Papiermühle gewandert, es hat sie niemals ein fremdes Auge erblickt und — dies war ein Glück! — hätte man sie in unserer Zeit bey mir gefunden, sie hätten wahrlich die Mainzer Commission zu Untersuchung politischer Umtriebe beschäftigt, und mich in ihren Gewahrsam gebracht, obschon es nichts als gutgemeinte Schwärmereien eines Jünglings, der weder Welt noch Menschen kannte, waren. Oft habe ich in spätern Jahren das Schicksal der unglücklichen Jünglinge, welche in politische Untersuchungen geriethen, bedauert; der republikanische Gährungsproceß ist bey

Digitized by Google

lebendigen Naturen faſt unvermeidlich. Die Knaben ſind geborne Republikaner, unter ihnen iſt Gleichheit, ſie kennen nur die Herrſchaft der eignen Kraft und ſind ſtets bereit zum Widerſtande gegen jede Herrſchaft in ihrem Bereiche. Nirgends iſt das Rechtsgefühl ſchärfer, als bey der Jugend; es kann irrig ſeyn, aber die Quelle iſt lauter, und der Jüngling erblickt in jedem (wenn auch nur vermeinten) Unrecht ein Übel, welches er mit aller Kraft zu bekämpfen wünſcht. Dieſer natürliche Gährungsproceß iſt in der Regel ſo unſchädlich als das Aufbrauſen des Traubenſaftes, der ſich in edle Weine verwandelt. Wenn die Hälfte der ſtrengen politiſchen Aufſicht über die Jugend in anderer Richtung angewendet worden wäre, dann würde die Veranlaſſung manches öffentlichen Skandals nicht vorhanden geweſen und dieſer unterblieben ſeyn.

Zu jener Zeit, wovon ich ſpreche, war die Berührung zwiſchen reiſenden Handwerkern und der Polizey bey weitem nicht ſo vielfach, als jetzt, aber wo ſie Statt fand, war die harte, barſche, grobe und verächtliche Begegnung von Seiten vieler Polizeybeamteten für den jungen Handwerker eben ſo kränkend, als ſie es noch im Jahre 1830 — und auch ſpäter war.

Ich enthalte mich der Schilderung ſolcher Scenen, die ſich zuweilen bis zur Austheilung von Ohrfeigen ſteigerten. Es iſt unglaublich, daß ſolche Dinge nicht zu den Ohren der höhern Staatsbeamteten gelangt ſeyn ſollen — wäre ihnen doch auch der Groll und die Bitterkeit, womit ſolche Scenen weiter erzählt wurden, bekannt geworden, vielleicht wäre dann durch ſtrenge Controle ſolcher meiſtens ſehr untergeordneter

Digitized by Google

Beamteten manchem Aufstande im Jahre 1830 vorgebeugt worden.

Zu sagen, wer beleidigt wird, soll klagen, ist hier geradezu unverständig. Der reisende Handwerker ist froh, wenn er abgefertigt ist, er hat weder Zeit, zu klagen, noch Geld, sich ohne Noth aufzuhalten, auch erwartet er wenig von einer Beschwerde. Meine Ansicht ist, daß, wo man sich bestrebt gerecht zu seyn und die Veranlassungen zur Unzufriedenheit und zum Groll zu beseitigen, da werden auch diese nicht Wurzel schlagen und die republikanische Schwärmerei der Jugend der geläuterten Ansicht des reifern Alters schon bey dem oberflächlichsten Blicke auf die Krämer- und Soldatenrepubliken, die anarchische Pöbeljustiz und die Sclaverei der neuen, und die Hirten-, Bauern- und Philister-Republiken der alten Welt verschwinden.

So schwanden auch bey mir in spätern Jahren die demokratisch-republikanischen Jugendträume, sie gingen über in ein ideales Bild der constitutionellen Monarchie, ein Bild, an welchem manche der Strahlen, womit es die Phantasie umgab, zur Zeit hie und da erloschen, welches mir aber stets als der sicherste — ja einzige — Anker möglicher und wahrer bürgerlicher Freyheit erschien.

Der ehrliche Demokrat wird zugestehen, daß, wenn er in seiner Phantasie schafft und ordnet, er da, wo die Idee mit seiner Person in Berührung kömmt, sich stets auf den Standpunkt als Erster unter Gleichen stellt, daß er streng genommen ein verkappter Monarch, vielleicht ein Perikles ist, und so führt die fortgesponnene Idee, die freylich nur das Beste, aber dieses nur nach ihrer Erkenntniß will, geradezu zur abso-

Digitized by Google

luten Monarchie. — Um die Probe der Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit des demokratischen Enthusiasmus, der sich den Staat nach seiner Idee schafft, zu machen, möge sein Schöpfer sich ehrlich die Frage beantworten, ob er in dem selbst geschaffenen Reiche unbedenklich seinen Platz als Dienstbote, Taglöhner, Holzspalter, Nachtwächter oder Kohlenbrenner u. s. w. zu nehmen geneigt sey — und er wird sich selbst bald überzeugen, daß sein Republikanismus aristokratischer, ja etwas absolutistischer Natur sey.

Täuschungen sind menschlich, sie gehen vorüber, aber nichts ist im bürgerlichen und religiösen Leben gefährlicher, als die Lüge. —

Männer von wissenschaftlicher Bildung und Geschichtskenntniß im vorgerückten, männlichen Alter sind selten Schwärmer, wenn sie offen oder versteckt die Demokratie predigen; ihr Zweck ist meistens, sich ihrer Regierung furchtbar zu machen, um dem bellenden Hausthiere gleich, durch einen guten Braten beschwichtigt zu werden; sie verachten das gutmüthige arme Volk, das ihre Worte für ehrlich gemeint hält; haben sie sich und die Ihrigen in der Sonne der erschlichenen Gnade sanft gebettet, so haben sie allenfalls noch Sinn für ihre Kastengenossen; aber wehe dem Volke, welches in dem Bereich ihrer Ruthe stehet! Aber leider trägt dieses meistens selbst die Schuld seiner Herabwürdigung; denn überall, wo die Staatsangehörigen sich um das klare Verständniß ihrer Rechte und Pflichten bemühen, werden sie die nöthige bürgerliche Selbstständigkeit bald erlangen. Sie werden lernen, sich zu fragen: Wohin führt Dieses oder Jenes? und so jener gefährlichen Rohrkrücken nicht bedürfen. — Doch indem ich auf das so

Digitized by Google

eben Niedergeschriebene zurückblicke, kann ich mir selbst nicht bergen, daß hier die Träume meiner Jugend in die eben so schwer zu realisirenden frommen Wünsche des Alters übergegangen sind; darum zurück in das Reich der Jugend, wo die Wirklichkeit den Träumer noch nicht in den Nacken schlägt.

Mein Weg hatte mich theils zu Wasser, theils zu Lande nach Peterwardein geführt, wo ich im Hochsommer des Jahres 1797 arbeitete. Die Wälle der Festung schließen nicht mehr als vierzig große Häuser ein, die fast sämmtlich von Deutschen bewohnt sind, und deren Geschäftsbetrieb sich meistens auf die Bedürfnisse der Garnison und Festung beziehen. Ihr gegenüber, auf dem linken Donauufer, liegt Neusatz, dessen Bevölkerung meistens aus Raizen besteht, die hier, wie überall in Ungarn, im Rufe großer Verschmitztheit und der Kunst zu sparen stehen; sie gehören zur griechischen Kirche und hängen sehr eifrig an deren äußeren Gebräuchen, als Fasten und dergleichen. Bekanntlich legen die Katholiken auf Ähnliches auch einen nicht geringen Werth; schildern aber den übergroßen Glauben der Erstern an die Wichtigkeit der Fasten, indem sie sagen: Wenn der Raize seinem Popen beichtet: „Ich habe die Fasten gebrochen;" dann wird er ihm sagen: „Dir hilft nichts, du bist immer und ewig verdammt!" — Beichtet er aber: „Ich habe eine Kuh gestohlen," so erhält er mit der Absolution einen Verweis, daß er nicht ein Viertel als Opfer gebracht habe. —

In Peterwardein stund ich bey einem kaiserlichen Artilleristen, der dort die Buchbinderey betrieb, in Arbeit. Er wohnte mit seiner Familie in zwey an einander stoßenden Ca-

Digitized by Google

sematten-kellern, welche in den glühend heißen Tagen des Hochsommers ein köstlicher Aufenthalt waren.

Das heiße Klima hatte schon nachtheilig auf mich gewirkt, und eine Mattigkeit lag in meinen Gliedern, die mir ein längeres Herumgehen lästig machte; ich saß daher nach Sonnenuntergang, während mein militärischer Prinzipal zum Weine ging, oft bis Mitternacht, als Wache vor der Thüre der Casematte; ermattet am Körper und ohne alle äußere An- und Aufregung mir selbst überlassen, schwelgte ich in Meditationen über kirchliche und Glaubens-Verhältnisse, aber mein Nachsinnen führte mich in ein unermeßliches Feld. Es waren nicht mehr die bisherigen kleinen Zweifel über Formen, Ceremonieen oder mit Trug bedrucktes Löschpapier. Den Stoff zum Denken gaben mir ein paar zufällig aufgefundene Blätter altes Makulatur, — und was enthielten diese Blätter? gar nichts weiter, als trockene Zahlen, die mir theilweise schon bekannt waren. Es waren Bevölkerungslisten aller Staaten der Erde, Zahlenverhältnisse der Bekenner der Hauptreligionen auf der Erde, die Größenmaaße der Erde und der Planeten, und ihre Entfernung von einander; dabey war ein Fragment einer Sternkarte.

Als das scheidende Tageslicht mir nicht mehr erlaubte, die Zahlen zu lesen und zu vergleichen, blickte ich nach dem prachtvoll gestirnten Himmel, wo Tausende von Sternen flammten, die Milchstraße in vorzüglicher Klarheit schimmerte. — Wo ist die Gränze? war der erste Gedanke, der in mir auftauchte — und stünde ich auf dem fernsten Nebelfleck der Milchstraße, dann würde ich gewiß neue unbekannte Sterne in gleicher Ferne entdecken, und nur die Sehkraft mei-

Digitized by Google

nes Auges würde für mich die Gränze des Raumes seyn. — Aber wenn ich tausend- und abermal tausendmal diesen Standpunkt in solchen Fernen wechselte, würde ich das Ende finden? — was sollte die Gränzmarke des Endes seyn? und was wäre hinter der Gränze? — Diese Richtung meiner Gedanken war mir eine völlig neue. Schon in der Schule hatte ich die Worte: „der unermeßliche Raum," vernommen, aber diese Wortformel war sonderbarer Weise an mir vorüber gegangen, ohne daß ich etwas dabey gedacht hätte, nie hatte ich mir die Unermeßlichkeit des Alls so klar gedacht, als in diesem Moment, ohne sie jedoch begreifen zu können; je tiefer sich mein Gedanke in den Raum verlor, je unermeßlicher und belebter ward er, und ich fühlte, daß ich ablassen mußte, über das zu denken, wo wenigstens mein Verstand auch nicht den schwächsten Anhaltepunkt und Vordersatz zu finden vermochte.

Von dem Unermeßlichen zurück, blickte ich auf die Myriaden der mir sichtbaren, oder dem schwachen Auge nur im Nebel angedeuteten Fixsterne. — Es sind Sonnen! jede viel tausendmal größer, als die Erde; auch sie spenden gewiß, eben so wie die Sonne, andern Weltkörpern Wärme und Licht, — wahrlich die Erde ist gegen den kleinen Theil des Alls, den ich zu erblicken vermag, weniger als ein Sonnenstäubchen gegen die Erde — und dieses Sonnenstäubchen sollte allein von denkfähigen Wesen bewohnt seyn? — Armer, eitler Mensch, der sich einbildet, diese unzähligen Riesen des Himmels, die seinem schwachen Auge nur als ferne Lichtpünktchen bemerkbar sind, seyen doch des Sonnenstäubchens und seinetwegen da; — mit gleichem Rechte dürfte der Neger sagen:

Digitized by Google

die Erde sey darum geschaffen, daß sein Fetischhäuschen darauf Platz hätte; oder der Römer: sie sey da, damit für die Peterskirche ein Bauplatz vorhanden gewesen sey. Aber welchen Glauben mögen diese Stern- und Planeten-Bewohner wohl haben? Sind sie nicht katholisch, dann kommen sie ja in die Hölle; und es können sich doch nicht auf allen Himmelskörpern dieselben Begebenheiten zugetragen haben, deren Folge das Christenthum, und endlich der Katholizismus war. Aber lasse ich auch das Schicksal der armen Planeten-Bewohner dahingestellt seyn, so leben auf unserm Sonnenstäubchen tausend Millionen Menschen, die in viele Glaubens-Sekten gespalten, sämmtlich der Meinung sind, sie allein besäßen die wahre Erkenntniß, vielleicht ein Zehntel dieser Menschenzahl huldigt Roms Lehren, und behauptet, die übrigen neun Zehntel, welche der Mehrzahl nach von dem Christenthume so viel wie gar nichts wissen, lebten nur, um nach ihrem Tode die Hölle zu bevölkern! Es würden sonach in einem Menschenalter circa achthundert Millionen Seelen zur Hölle wandern, — die Gottlosen unter den Katholiken ungerechnet; — in tausend Jahren also vier und zwanzig tausend Millionen.

Von den Zahlen absehend, wiederholte ich mir das Verzeichniß der christlichen Sekten; auf die drey letzten derselben heftete ich den innern Blick, und vor mir stund ein ehrwürdiger Waldenser, ein gutmüthiger Quäker und ein rationaler Socinianer. „Freund!" rief mir Jeder dieser Drey zu, „Du wandelst auf Irrwegen, es giebt nur eine Wahrheit, und die ist bey mir zu finden, jeder andere Weg führt Dich gerade zur Hölle!" — „Ihr ehrenwerthen Männer! bedenkt doch, Eurer sind nur wenige Tausende, und diese gewiß nicht bis auf den

Digitized by Google

letzten Eurer Brüder auserwählt. Wäre es nicht Gotteslästerung, zu behaupten, daß die Millionen, welche neben Euch paar Menschen leben, zur Verdammniß geboren seyen?" — „Nun, so sage uns, wie groß muß die Zahl derer, die so etwas behaupten, seyn, damit diese Behauptung nicht Gotteslästerung wird? — Gehört etwa eine absolute Mehrheit dazu? nun so sieh auf deine Tabelle." —

Die Mitternachtsstunde hatte geschlagen, als ich mich schon träumend auf mein Lager streckte. Dieser Abend hatte über mich und meinen Skrupel entschieden. Meine Zweifel waren erledigt; es war mir, als sey ich jetzt erst ein Christ geworden. —

— Aber gut würde es doch seyn, wenn Rom den Anblick des gestirnten Himmels, das Lesen statistischer Tabellen und auch Betrachtungen über die Kugelgestalt, den Umfang und die Beschaffenheit des Innern der Erde, wodurch Pater Martins von Cochem infernalische Strafanstalten etwas bedenklich werden, — verböte. —

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Rückreise aus Ungarn. 1797 — 1798.

Seit einiger Zeit bemerkte ich, daß mir das heiße Klima nicht sonderlich wohlthätig war; ich faßte den Gedanken, nach Siebenbürgen zu reisen, dort, hatte ich gehört, sey das Klima der Gesundheit zuträglicher und die Deutschen zahlreich, es sey ein besserer Lohn zu verdienen, auch werde schönere Arbeit gemacht, als in dem Theile von Ungarn, wo ich mich bis jetzt aufgehalten hatte, und so beschritt ich wohlgemuth den Weg nach Temeswar, wo ich den dritten Tag nach meiner Abreise von Peterwardein anlangte, und leider auch Arbeit erhielt. Das freundliche, wohlgebaute Temeswar machte einen angenehmen Eindruck auf mich. Die Einwohner der Innstadt waren meistens Deutsche; allenthalben sprach sich Wohlhabenheit und auch Wohlleben aus. Der bürgerliche Tisch war überall wohlbestellt; außer der gewöhnlichen Suppe, Fleisch, Gemüse oder trefflicher Mehlspeise waren täglich Braten, oder auch gebratene Hühner oder Tauben eine Zuspeise, die oft wenig berührt wurde, dazu ein treffliches Waizenbrod, welches freylich den zweyten Tag weniger schmack-

Digitized by Google

haft war, als den ersten; auch ein gutes Glas Wein, und eine Melone zum Nachtisch fehlte nicht.

Ungarn ist nicht das Land, in welchem Speise und Trank in hohem Preise stehen. In den ungarischen Bürgerhaushaltungen fehlt es zwar meistens an einer Zubereitung der Speisen, welche dem Deutschen zusagt, aber in deutschen Haushaltungen ißt man immer gut, ohne daß man sie der Verschwendung beschuldigen dürfte; so kostete in Temeswar zu jener Zeit die Flasche Wein (wovon immer ein Fäßchen angekauft wurde) noch nicht zwey Kreuzer, und eine Melone einen Kreuzer; in gleichem Verhältniß stunden auch die andern Lebensmittel. Übrigens sah ich in Temeswar selten ein volles und rothwangiges Gesicht, auch sollen nicht viele seiner Bewohner sonderlich alt werden; es kam mir vor, als ob sie im Bewußtseyn dieses Umstandes nur bemüht wären, das Leben zu genießen. Im Umgange der Geschlechter schien mir eine große Ungenirtheit zu herrschen.

Die furchtbare und erschlaffende Hitze war — besonders am Mittage — kaum zu ertragen, und ich erinnere mich nicht, daß sie während einiger Monate einmal durch einen frischen Wind abgekühlt worden wäre; die Abende waren schwül und die Nächte warm; wer nahe unter dem Dache schlief, den litt es weder im Bette, noch in seiner Kammer; da trugen Gesellen und Dienstmädchen am Spätabend ihre Betten in den geräumigen Hof, welchen das große Haus im Viereck umgab, und vielleicht fünf und zwanzig Personen schliefen, zum Theil in dem Hofraume herum zerstreut und beysammen; ein tolles Treiben hielt gewöhnlich eine halbe Stunde an, ehe es allmählich still wurde. Eins dieser Mädchen sagte am

Digitized by Google

frühen Abend in raizischer Sprache zu einem Schuhmachergesellen: „Neusatzer, ich will mein Bett heute in jene Ecke legen, da sind wir ungenirt.“ Ein anderes Mädchen, das diese Sprache, ohne jener Wissen, verstund, hatte die Einladung vernommen, und wiederholte sie laut lachend dem Publikum. Ein wieherndes Gelächter erfolgte, und die Betroffene lachte mit. „Du, sey still!“ rief sie der Verrätherin zu, „weißt Du vor acht Tagen? denkst Du, ich hätte so fest geschlafen?“ Das Gelächter hob von neuem an, und die Verrätherey en mehrten sich; dies Alles ging so fröhlich zu, als ob sich die Sache ganz von selbst verstünde, endlich ward es Ruhe, und am andern Tag wollten sich die Weiber, welchen es erzählt wurde, fast todt lachen über den köstlichen Spaß. —

Neben der schrecklichen Hitze hat Temeswar auch noch das Übel, kein gutes Trinkwasser zu haben; es wird aus dem kleinen Flüßchen der Tammes durch eine Wasserkunst in die Höhe gehoben, geläutert und durch Röhren in die Stadt geleitet. Bey der glühenden Hitze trank ich viel Wasser, und verschlimmerte meinen Zustand von Tag zu Tag; ich hatte furchtbares Kopfweh, die Kniee und Ellenbogengelenke waren schlaff, wie ein schlotterndes Taschenmesser, ich konnte mich nicht mehr aufrecht erhalten, und wurde in das Bürger-Hospital gebracht. Vierzehn Tage lag ich da, und fühlte mich täglich kraftloser werden; ich litt Höllenpein. In einem Saale in der ersten Etage lagen ohngefähr zehn Kranke, den ganzen Tag schien die sengende Sonne durch vier große Fenster; keine Rouleaux waren vorhanden, um ihre Strahlen abzuhalten; es war mir, als müßte ich am lebendigen Leibe verdorren. Der Arzt ging täglich ziemlich gleichgültig durch den

Digitized by Google

Saal, der Wärter war hämisch und grob, und kein freundliches, tröstendes Wort vernahm ich in meinem Leiden. Die Nächte vergingen schlaflos, und am Tage zählte ich die Minuten, bis es Abend ward, mit nichts konnte ich die bleierne Zeit kürzen, und zum Denken fehlte mir die Kraft. Da brach ein furchtbares Gewitter los und die momentane Kühle der Luft erkräftigte mich; am Morgen danach verließ ich das Spital, und ging wieder in Arbeit; aber schon nach vier und zwanzig Stunden war es mir unmöglich, mich auf den Beinen zu erhalten, ich wurde jetzt in das Spital der barmherzigen Brüder gebracht. Auch hier lagen wohl zwölf Kranke in einem Saal; allein der Saal lag zur ebenen Erde, die Decke war gewölbt, und die Sonnenstrahlen prallten nicht so gewaltig gegen die Fenster, sie wurden durch Rouleaux von Innen, und grünes Weinlaub von Außen abgehalten, auch war die Behandlung der Kranken eine freundliche. Diese Umstände gaben mir große Erleichterung, ja, ich war sogar so glücklich, einiger Bände alter Zeitungen habhaft zu werden, in welchen ich die Begebenheiten im Anfange des Revolutionskrieges lesen konnte. Bey allen diesen verhältnißmäßigen Annehmlichkeiten war doch der Aufenthalt in der Krankenstube ein höchst trauriger; nicht selten weckte mich das Jammern und Stöhnen meiner Leidensgenossen aus meinem leisen Schlummer, dann wurden zuweilen Operationen vorgenommen, und bey dem Wehgeschrey der Leidenden fuhr es mir wie ein Pfeil durch die schlaffen Gelenke; auch einen Bettnachbar mußte ich sterben sehen. — Ärztliche Hülfe, das glaubte ich einzusehen, war für mich nicht vorhanden, da führte mich der Zufall zu einem Mittel, das Hülfe zu bringen schien, ich wusch mir einst die

Digitized by Google

Beine am Brunnen mit kaltem Waſſer, dies that mir wohl, und ich ſetzte es nun täglich fort, mein Zuſtand ward um ein Weniges leichter, und ich beſchloß, das Spital und Temeswar zugleich zu verlaſſen. Bevor aber das Letzte geſchehen konnte, mußte ich die im Bürgerſpitale genoſſene Koſt und die Hälfte der daſelbſt empfangenen Arzneyen bezahlen; und ſo verließ ich Temeswar, mit noch vier und zwanzig Kreuzern in der Taſche.

Den Gedanken, nach Siebenbürgen zu gehen, hatte ich jetzt aufgegeben; mein einziger Wunſch war, wieder nach Deutſchland zu gelangen, und ſo ſchlug ich den Weg nach Großwardein ein. Dieſe gewählte Straße war zwar nicht die geradeſte nach Deutſchland, aber bey Großwardein befindet ſich ein Bad, deſſen Waſſer Eiſentheile bey ſich führt, ich dachte mir die Möglichkeit, Arbeit zu erhalten, und das Bad benutzen zu können, auch rechnete ich darauf, daß ſchon die Veränderung des örtlichen Klimas von Temeswar und die Bewegung mir heilſam ſeyn würde. Doch gehörte unter den vorliegenden Umſtänden eine große Willenskraft zu dieſem Unternehmen.

Die Dörfer in Ungarn ſind meiſtens zwey Meilen von einander entfernt, für mich waren wenigſtens ſechs Stunden nöthig, um von einem Dorfe zum andern zu gelangen. Die Wege laufen in der faſt vollkommenen Ebene, ohne im Mindeſten markirt zu ſeyn, dahin, ſie ſind oft eine halbe Stunde breit, das heißt, es führt hier ein Fahrgeleiſe über die Haide, und rechts und links fünf bis ſechs andere, die alle an verſchiedene Orte zu führen ſcheinen, aber bald hier, bald dort ſich wieder vereinigen, auch wohl durchkreuzen, und ſo end-

Digitized by Google

lich an denselben Punkt führen. Gesichtspunkte, nach welchen sich der Wanderer richten könnte, sind sehr selten, nichts macht sich auf der Haide bemerkbar, als die Balken der Ziehbrunnen, woran die Eimer schweben, mit welchen das Wasser zum Tränken des Viehes geschöpft wird. So schreitet der Wanderer über die einförmige Haide, wo kein schattender Baum und keine rieselnde Quelle ihn labt, und keine Aussicht erquickt. In der Nähe eines Dorfes führt ihn der Weg eine halbe Stunde lang durch angebaute Felder; das Dorf zu durchwandern, erfordert eine gleiche Zeit. Die von Erde erbauten, einstockigen, mit Rohr gedeckten Häuser stehen weit entfernt von einander, ihr Inneres ist gewöhnlich sehr reinlich, und das Bett ein wahres Prunkstück, so hoch, daß es fast einer Leiter bedarf, um hinein zu gelangen. Überzüge und Betttücher sind so rein, daß es mir oft zweifelhaft war, ob das Bett auch gebraucht würde; so ist auch die Kleidung bey Männern und Frauen meistens sehr reinlich. Scheunen sind nicht vorhanden, denn Heu und Stroh wird in großen Schobern aufbewahrt, das Getraide wird nicht gedroschen, sondern durch Pferde ausgetreten, mit Schaufeln gegen den Wind geworfen, und so gereinigt, dann in Gruben verwahrt. So ein ungarisches Dorf hat ein trauriges Ansehen, und verläßt man es unter dem Geleite aller vorhandenen tobenden Hunde, so betritt man wieder die Haide, um nach zurückgelegten zwey (auch hier und da drey) Meilen ein ganz ähnliches zu erreichen.

Meine mühsame Wanderung hatte demungeachtet ihre Lichtpunkte. Es giebt zwar überall in Ungarn, aber ganz vorzüglich in der jetzt von mir bereisten Gegend, eine große An-

Digitized by Google

zahl deutscher Dörfer, deren Bewohner damals meistens noch nicht viel über ein Jahrzehend eingewandert waren, ich fand Landsleute aus der Gegend von Mannheim, Worms, Alzey u. s. w. Das Dorf Lamersheim bey Frankenthal war der Geburtsort meines Vaters, und ich fand hier Personen, welchen mein Familienname bekannt war, es wollten sogar einige ältere Männer behaupten, meine Familie stamme nicht von da, sondern von einem andern nahen Orte, dessen Namen ich vergessen habe. In solcher Ferne schlingen Dinge dieser Art ein Band der Zuneigung zwischen Menschen, das man nur dann am meisten fühlt, wenn man als Fremdling krank und hülflos dastehet. Wenn ich in einem solchen deutschen Dorfe von dem Vaterlande und neuesten Begebenheiten daselbst sprach, dann wurden alle Gesichter lebendig, und ich selbst vergaß meine Hülflosigkeit, meine Landsleute erzählten mir dann, wie auch sie bey ihrer Ankunft mit klimatischen Krankheiten zu kämpfen gehabt hätten, und wie viele unter ihnen denselben unterlegen wären; jetzt waren sie eingewohnt, und wie mich der Augenschein lehrte, meistens wohlhabend.

Durch manches freundliche Wort getröstet, und durch die Bewegung erkräftigt, setzte ich meinen Weg mit steigendem Muthe fort; die Anstrengung und meine sonst kräftige Natur vertraten die Stelle der Heilmittel und Pflege. Des Nachts schlief ich auf der bloßen Erde, mit einem sehr abgetragenem Rocke zugedeckt, die Annehmlichkeit eines Strohlagers genoß ich nur einigemale bey freundlichen Landsleuten, ein tüchtiges Stück Speck ward mir oft geboten, aber er widerte mich an, und Wein konnte ich nicht viel vertragen, —

Digitized by Google

vielleicht half mir diese gezwungene Diät und das Lager auf der kühlen Erde. —

So überschritt ich bey Arad die Maros, und gelangte in einigen Tagen nach dem Städtchen Gyula; jetzt aber war auch die Noth am größten. Noch einen Kreuzer in der Tasche und ein kleines ärmliches Bündelchen unter dem Arme stund ich vor dem Städtchen, — es war Sonntag, unter dem feyerlichen Geläute der Glocken schlich ich langsam durch die Straßen, der köstliche Geruch von Braten und guter Speise duftete aus allen Häusern, überall begegneten mir wohlgekleidete Landsleute, die fröhlich aus der Kirche nach Hause eilten, ich senkte den Blick zur Erde und schlich weiter. In tiefer Ermattung gewahrte ich vor einem anständigen Hause eine Steinbank, und setzte mich, den Kopf in die Hände gestützt, darauf, da vernahm ich bald eine Stimme hinter mir: „Du Deutsch!" — (man vergesse nicht, daß mich die Kleidung verrieth), ich drehte mich um und sah einen jungen Ungar, von barschem Ansehen, hinter mir am Fenster, „Du bist krank?" fragte er. — Das bin ich. — „Wo kömmst Du her?" — Von Temeswar. — „Hast Du gegessen?" — Nein. — „Komm herein." Ich ging und trat in ein vornehmes Speisezimmer, wo die gedeckte Tafel ihre Gäste erwartete. Der junge Mann stellte einen Stuhl an einen Seitentisch, und mit immer gleich bleibendem barschen Tone, sagte er: „Da setz Dich," er nahm von einer hoch aufgethürmten Schüssel zwey gebratene Hühner auf einen Teller, setzte sie, mit den kurzen Worten: „da iß," — vor mich hin; dann ergriff er eine Flasche Wein, goß ihren Inhalt in ein großes Glas und sagte, es mir hinreichend: „Da trink!" — Indem öffnete sich eine Seitenthür, eine ál-

Digitized by Google

tere und eine junge Dame, nebst zwey Herren traten ein, mein barscher, freundlicher Ungar referirte in der Kürze über mich, und die Dame gebot, mir zunächst einen Teller Suppe zu reichen; ich aß und trank mit Wohlbehagen, beantwortete die dann an mich gerichteten Fragen, und war im Begriff, mich dankend zu entfernen, als mein Gönner mich warten hieß, er legte ein Geldstück auf einen Teller, hielt ihn den Anwesenden vor, und reichte mir das Gesammelte mit den Worten: „da nimm, Du bist krank, Du wirst's brauchen," hin.

Man muß sich selbst in einer so trostlosen Lage, wie damals die meinige war, befunden haben, um zu erkennen, wie glücklich ich mich in diesem Augenblicke fühlte; — ich war gesättigt, durch eine größere Quantität Wein, als ich sonst zu trinken vermochte, angeregt und fröhlich, und hatte auch Geld. — Mit herzlichem Danke verließ ich das wohlthätige Haus, und eilte, mich überkräftig fühlend, nach der Schenke zu, in der Hoffnung, dort eine Gelegenheitsfuhre nach Großwardein zu finden. Es ging hoch her in der Schenke zu Gyula, die Zigeuner strichen die Geige, und das junge Volk tanzte lustig. Eine Menge Karren stunden im Hof, und ihre Führer thaten sich gütlich beym Glase Wein, ich sah mich nach einem Dolmetscher um, und erblickte einen großen, greisen Mann mit Schuhen, Strümpfen und kurzen Hosen bekleidet, also einen Deutschen; — an ihn wendete ich mich mit der Bitte, Nachfrage zu halten, ob mich einer der anwesenden Bauern gegen eine kleine Vergütung mitnehmen wolle. „Ey, Er ist ein Landsmann! wo kömmt Er denn her?" Ich erzählte mein Schicksal von Temeswar an, und das Glück, welches ich so eben in Gyula gehabt hatte. „Ja, das war

Digitized by Google

unser Stuhlrichter, der junge Mann ist seiner Frauen Schwester Sohn, es sind brave gute Leute; aber, wo ist Er denn eigentlich zu Hause? — Ich bin von Mainz. — Ey was, von Mainz! ich bin aus der Pfalz, da sind wir ja Landsleute, und in Mainz habe ich auch gearbeitet, warte Er einmal, es sind jetzt vierzig, fünf und vierzig, ja fünfzig Jahre; ja, steht denn die Schmiede auf der großen Bleiche noch?" (mein guter Landsmann war nämlich ein Hufschmied). Ich mußte nun Auskunft geben über mancherlei Lokalitäten, der gute Alte war so vergnügt in der Erinnerung an die Vergangenheit, als ich zufrieden mit der Gegenwart; er bestellte Wein und Essen, es half nichts, ich mußte trinken und essen, er wurde einig mit einem Bauern, der mich am andern Tag mehrere Meilen mitnehmen sollte, dann bezahlte er, und bekam auf einen Guldenschein das Übrige heraus, davon schob er mir einen halben Gulden hin, mit den Worten: „Nehm' Er das von einem Landsmann, ich war auch in der Fremde, es ist mir auch manchmal schlecht gegangen, ich weiß, wie das thut!"

Wer war diesen Abend glücklicher, als ich? Gegessen, getrunken, mit Liebe und Freundlichkeit behandelt, zwey Gulden dreyßig Kreuzer in der Tasche, die Aussicht, den kommenden Tag für zwölf Kreuzer vier Meilen fahren zu können, und dabey einen tüchtigen Haarbeutel, der mich glauben ließ, ich sey völlig gesund. — Wer konnte im Augenblick glücklicher seyn, als ich? — und noch, nach fast funfzig Jahren, ist die Erinnerung an Gyula für mich eine angenehme und wohlthuende.

Durch glücklich getroffene Fuhrgelegenheit kam ich schnell

Digitized by Google

nach Großwardein, ich erhielt auch Arbeit; aber mit dem Bade war es nichts, denn dieses war — ich erinnere mich nicht mehr genau — eine oder zwey Meilen von der Stadt.

Mein Meister war einer von den früher geschilderten ungarischen Deutschen, er trug die ungarische Nationaltracht, — daran that er Recht; — aber er sprach mit großer Verachtung von seinem alten Vaterlande, sprach stets von dem Elende und der Noth in Deutschland, wie man sich dort nicht satt essen könne, und wie erbärmlich Alles daselbst beschaffen sey, ja der thörichte Haß gegen Deutschland ging so weit, daß, obgleich sein Weib auch eine Deutsche war, doch im Hause kein deutsches Wort gesprochen wurde, so daß selbst sein zwölfjähriger Sohn von seiner Muttersprache kein Wort verstund.

Wie tief muß der stolze, vaterlandsliebende Ungar den Deutschen verachten, wenn er ihn selbst so über sein Vaterland sprechen hört!

Gern wanderte ich nach vierzehn Tagen, als die Arbeit aufhörte, weiter. Mein Weg ging über Debreczin nach Erlau; das Fieber hatte mich verlassen; ohne völlig genesen zu seyn, fühlte ich mich kräftiger, und konnte mir schon etwas zumuthen. Auf der Reise genoß ich fast nichts, als Brod und ein Glas Wein dazu, welches mit einem oder einem und einem halben Kreuzer bezahlt war, mit einem Gulden konnte ich so eine große Reise machen. Kaffee hatte ich von frühester Jugend an freywillig nicht getrunken, aus warmem Essen machte ich mir nicht viel, wenn ich so tafelte, sprach ich oft zu mir: „welchen köstlichen Schmauß würde wohl der Grönländer oder der Isländer halten, wenn er Brod und

Digitized by Google

Wein hätte! Wie viele Völker müssen alljährig den grimmigsten Hunger leiden, und ich bin satt, wahrlich, ich darf nicht klagen!" So trieb ich es auf der Reise nach Erlau; aber da trat bey meinen ersten Schritten in die Stadt, der Versucher auf mich zu, in Gestalt eines Tellers voll Salzknochen, der auf dem offenen Markte feil geboten, für einen Kreuzer zu kaufen war, ich konnte nicht widerstehen, die Salzknochen schmeckten trefflich, aber das Salz machte Durst, den ich behaglich am nahen Brunnen stillte. Ich erhielt dann Arbeit bey einem Ungar, fing wohlgemuth an, ward aber nach einer halben Stunde so heftig vom Fieber geschüttelt, daß ich mich nicht auf dem Stuhle erhalten konnte, mein Meister führte mich in das Spital der barmherzigen Brüder, wo ich Zeit hatte, meinen Unverstand zu bereuen.

In einem großen Saale lagen hier gegen dreißig, und wohl mehr Kranke. Die Behandlung derselben war, gegen den Charakter dieser Brüderschaft, hart und barsch, als Arzney ward mir lauwarmes Wasser gereicht, um Erbrechen zu bewirken; das Essen war unappetitlich, daß es unzureichend war, konnte seinen medicinischen Zweck haben. So lag ich eine Woche in diesem traurigen Aufenthalt, zur fieberfreien Zeit litt ich mehr an der Langenweile, als an der Krankheit; sehnsuchtsvoll warf ich die Augen in den Hintergrund des Saals, wo eine brillante Bibliothek reich vergoldeter Bücher, hinter zwey eleganten Glasschränken, mir entgegen glänzte; ich hatte nie bemerkt, daß ein Buch aus der Reihe genommen wurde, endlich schlich ich näher, um mich wenigstens an den goldenen Rückentiteln zu laben, da las ich mit Erstaunen Oeuvres de Voltaire, Oeuvres de Rousseau, nun war es mir freylich

Digitized by Google

erklärbar, daß die ungarischen barmherzigen Brüder diese Werke nicht lasen. Indem kam zur guten Zeit ein Bruder daher, öffnete den Schrank, und ich bemerkte mit Erstaunen, daß die Bücher an der Glasthüre hingen, das Räthsel war gelöst, es war ein Buchbinderscherz, hölzerne Klötzchen in Form von Bücherrücken, waren mit Leder überzogen, vergoldet und mit französischen Titeln ausgeschmückt. — Der Bruder, der meine Überraschung gewahr wurde, lachte mich aus und schloß den Schrank; indem wurde ich gerufen, ein Mann stund bey meinem Lager und fragte: ob ich der kranke Buchbinder sey, und ob ich wohl eine leichte Arbeit verrichten könnte? Er sey Buchbindermeister, habe viele Arbeit und nur einen wenig geübten Lehrling zur Hülfe. Ich antwortete ihm: „Mein Fieber kehrt zu ungewissen Zeiten zurück, wenn ich fieberfrey bin, will ich gern arbeiten, und kann Ihnen zusichern, daß ich dann nicht saumselig bin, nur den Schlaghammer vermag ich nicht kräftig zu führen; schüttelt mich der Frost, dann müssen Sie ein paar Stunden Nachsicht haben." Wir wurden einig, und ich folgte ihm nach Hause.

Ich kann sagen, daß ich die Arbeit mit wahrer Begierde ergriff. Außer den Fieberanfällen, welche zuweilen den zweyten oder den dritten, auch wohl den vierten Tag eintraten, befand ich mich leidlich wohl, ich kämpfte mit festem Willen gegen die Schwäche, wenn sie zu Zeiten über mich Herr werden wollte, und es gelang mir von Tag zu Tag mehr und mehr, oft stund ich noch um Mitternacht am Arbeitstische, und an den Sonntagen hatte ich keine bessere Unterhaltung, als die Arbeit, dabey kehrte das Fieber nur in immer längern Zeitperioden zurück. Im Laufe dieser Zeit hatte ich einen Ne-

Digitized by Google

bengesellen bekommen, und die Arbeit kam in das Abnehmen; da trat eines Tages mein Fieberanfall ein und ich legte mich umgehüllt in einen alten Mantel in die Spätherbstsonne, mein Principal ging an mir vorbey und fragte: „Er hat wohl das Fieber wieder? Wenn man krank ist, muß man in das Spital gehen." Diese Anrede empörte mich, ich hatte mit aller Anstrengung gearbeitet, daß mancher völlig Gesunde mich nicht übertroffen haben würde, und jetzt, wo die Arbeit ziemlich zu Ende ging, wurde ich nicht etwa ruhig und freundlich entlassen, sondern mir gleichsam höhnend gesagt, ich sey nun übrig, und könnte gehen. — „Wohl," gab ich zur Antwort, „ich werde gehen, aber nicht in das Spital." Es war des Sonnabends Morgen; nach zwey Stunden arbeitete ich wieder fort, und am Nachmittag kam eine gleiche Quantität Arbeit, wie die eben gefertigte, in das Haus, mit der Aussicht auf eine dritte, nach Ablieferung der zweyten. Als wir am Sonntage bey Tische saßen, sagte mein Principal: „Aber der Mainzer sieht heute recht gut aus, es ist, als ob er ganz gesund wäre, das Fieber kömmt auch seltner, und wird wohl bald ganz ausbleiben." Ich antwortete: „Ich hoffe selbst, es wird besser werden, aber mein Zustand hat sich seit gestern nicht bemerkbar gebessert; auf keinen Fall möchte ich aber, wenn die neue Arbeit fertig ist, gern wieder in das Spital gewiesen werden."

Ich schlug den Weg nach Waitzen ein, um die Donau aufwärts wandernd, den deutschen Boden wieder zu erreichen. Die Umstände wollten es jedoch nicht erlauben, ohne Aufenthalt bis nach der deutschen Gränze zu reisen, und so arbeitete ich unter andern auch noch eine längere Zeit in Comorn,

Digitized by Google

wo ich einen Buchbindergesellen in Arbeit fand, der, da er bey drey Meistern unmittelbar vor mir gearbeitet hatte, mir dem Namen nach bekannt war. Sein Eintritt in das Buchbindergewerbe war von so außergewöhnlichen Umständen begleitet, daß ich es mir nicht versagen kann, seine Erzählung hier wieder zu geben.

„Ich habe (erzählte er mir) meinen Vater ganz früh verloren, meine Mutter war sehr arm und ich verdiente seit meinem zwölften Jahre mein Brod damit, daß ich mich bey einem Fleischer als Würstelbube verdingte und die Würste den Gästen in den Wirthshäusern zum Kauf anbot. Ich trieb dies zwey Jahre so; da kam eine Gesellschaft englischer Reiter durch Brünn, ihre Künste entzückten mich und ich bat sie mich aufzunehmen, sie waren dazu bereit; sogleich brachte ich dem Fleischer seine Würstel und ging zu meinen Bereitern, meine Mutter war gestorben und so hatte Niemand etwas dagegen. Ich lernte erst die Pferde putzen und waschen, da gab es freylich manchen Hieb, aber ich trug Alles geduldig, in der Hoffnung, endlich auch ein Künstler zu werden und mich vor dem Publikum sehen zu lassen. Bald fing meine eigentliche Lehrzeit an, da ging mir's freylich schlimm, ich fürchtete zuweilen alle Glieder würden zerbrechen, so wurde ich gedehnt und gezerrt, dabey gab es nicht wenig Schläge, aber ich hielt aus und machte endlich meine Kunststücke zu Pferde vor dem Publikum; fast vier Jahre bin ich so mit der Gesellschaft herumgezogen, ich hatte etwas gelernt und verdiente viel Geld, es war ein lustiges aber auch ein schweres Leben, da mußten die Pferde dressirt werden und wir Probe halten. Es gab am Ende zwar keine Schläge mehr, aber doch manches verdrüß-

Digitized by Google

liche Wort; ein Sturz vom Pferde oder sonst ein Unfall geschah auch nicht selten und ich dachte manchmal, es wäre doch besser, ich hätte eine Profession gelernt. Ich wäre einigemal fast davongegangen, aber mein Prinzipal hatte eine liebenswürdige schöne Tochter, die in einem Alter mit mir war, ich hatte außer der Probe und der Vorstellung nicht viel mit ihr zu thun, aber es war mir, als könnte ich nicht von ihr hinweggehen, endlich kamen wir nach Wien und gaben Vorstellungen. Thereſe war eine geschickte Reiterin und wurde täglich mehr bewundert, aber einmal versah sie es, sie stürzte von Pferd und brach das Genick — den Schrecken kannst Du Dir vorstellen — jetzt litt es mich nicht mehr unter der Gesellschaft, wo ich ging und stund, da stund das liebe unglückliche Mädchen vor mir; ich verließ heimlich den Prinzipal, um eine Profession zu ergreifen.

„Aber wie das anfangen? Ich war einmal einem Buchbinder durch das Haus gelaufen und hatte sein Werkzeug kennen lernen und ihn arbeiten sehen, das Geschäft gefiel mir, und ich dachte du willst Buchbinder werden, aber ich wollte gleich mit dem Gesellen anfangen."

„Ich hatte mit dem Gesellen des Buchbindermeisters, bey welchem ich auf unseren Umzügen einige Wochen logirt hatte, Bekanntschaft gemacht und ihm freyen Eintritt zu unseren Vorstellungen verschafft. Bey unsern gegenseitigen Erzählungen erfuhr ich, wie ein Geselle, wenn er in eine Stadt zugewandert kömmt, von der Herberge zum Gesellenvater zu gehen und um Arbeit anzufragen und wie er überhaupt sich zu benehmen habe; mein Bekannter hatte mehrere alte Kundschaften, auf welchen die Städte, wo sie ausgestellt, in Kupferstich

Digitized by Google

abgebildet waren, die schönen Bilder gefielen mir und ich bat ihn, mir eins zum Andenken zu verehren, was er auch willig that."

„Damals dachte ich nicht daran, irgend einen Gebrauch von allem diesem zu machen, aber jetzt, da ich die Bereiter verließ, fiel es mir plötzlich ein, mich für einen Buchbinder auszugeben. Auf diesen Gedanken wurde ich dadurch gebracht, daß ich eines Tages in Wien mit ein paar jungen Leuten zusammen kam, die, wie ich von ihnen hörte, Buchbindergesellen waren; ganz dreist gab ich mich auch für einen Buchbindergesellen aus und erzählte ihnen, daß ich bald nach überstandener Lehre unter die Bereiter gegangen sey, mit meiner Kunst sehe es freylich nicht zum Besten aus, aber ich hätte doch Lust, wieder zu meiner Profession zurückzukehren. Ich erfuhr von ihnen, daß sie in einer Werkstelle arbeiteten, wo nichts als Judenbücher gemacht würden, dies sey die geringste Arbeit, die sich nur denken ließe; sie arbeiteten nicht im Wochenlohn, sondern im Akkord, wenn man aber dabey flink sey, könne man einen guten Verdienst haben, wenn ich auch nicht viel gelernt hätte, bey ihnen würde ich fortkommen und sie wollten mir gern behülflich seyn.

„Damals dachte ich noch nicht ernstlich daran, die Gesellschaft zu verlassen, aber nach einigen Wochen brach die unglückliche Therese den Hals und ich verließ die Gesellschaft, ich faßte mir Muth, ging mit meiner Kundschaft zum Gesellenvater und bekam glücklicher Weise Arbeit. Aber wie nun? Ein paar Gläser Wein halfen mir freylich über die Bangigkeit, aber ich verstund doch auch gar nichts! Es wurde mir eine Lage Bücher zum Falzen vorgelegt, wie die Bogen

Digitized by Google

liegen mußten, das wußte ich, ich hatte auch falzen sehen. Aber nun war die Kunst aus, der Meister ging aus der Werkstelle und ich wendete mich an den Gesellen, der noch bey ihm arbeitete, und sagte: Ich habe in meiner Lehre mich mehr mit Pferden als mit der Buchbinderei abgeben müssen, ich bin dann unter die Bereiter gegangen und habe Alles verschwitzt, helfen Sie mir ein wenig und zeigen Sie mir, wie ich falzen muß, ich will gerne erkenntlich seyn. — „Mein Gott wie ist das möglich! das Falzen verlernt! Was können Sie denn da noch?" — Freylich nicht viel, war meine Antwort. Mein Nebengeselle zeigte mir nun, wie ich falzen müßte und ich machte es übel und böse nach. Der Meister kam zurück und sah mir verwundert zu; er sprach halblaut mit meinem Nebengesellen, ich hörte diesen antworten: „er ist freylich kein Künstler, er hat auch ein paar Gläser Wein über den Durst getrunken;" der Meister trat wieder zu mir und sah meine Bogen an. „Das geht nicht," sprach er, „wir wollen Ihm eine Lage Kataloge geben, da mag Er seine Kunst daran versuchen." Ich falzte nun wacker an meinen Katalogen und sprach, wenn der Meister aus der Stube ging, meinen Nebengesellen fleißig um Rath an. Den folgenden Tag ging es freylich nicht viel besser als den ersten, und die Entschuldigung mit zuviel genossenem Wein fand jetzt nicht mehr Statt, der Meister sagte: „Er ist kein Buchbinder;" ich erzählte ihm dasselbe wie seinem Gesellen, er schüttelte den Kopf, nach dem Essen rief er mich ab und führte mich mit den Worten: „ich will Ihm eine andere Arbeit geben," zu einem großen Haufen gespaltenen Holz, „dies trage Er hinauf und lege Er es hübsch ordentlich, daß es nicht einfällt." Ohne ein Wort

Digitized by Google

zu sagen, griff ich rasch zu und that was mir geheißen, der Meister sah dann und wann schmunzelnd zu, als ich fertig war, sagte er: „Er ist doch ein williger Mensch, wir wollen Ihn wenigstens falzen lernen und dann mag Er sein Glück weiter probiren." Ich bekam nun einen großen Stoß Kataloge zu falzen, was am Ende recht gut ging, ich lernte auch von meinem Nebengesellen eine Broschüre heften, und war, als ich nach vierzehn Tagen meinen Abschied erhielt, stolz auf meine Kunst. Ich suchte nun meine Freunde in der Judenwerkstelle auf und erhielt durch ihre Vermittelung Arbeit; bey dieser Arbeit ist es unmöglich, etwas zu erfinden, wodurch sie schlechter gemacht werden könnte, als es wirklich geschieht, und die Bezahlung ist der Arbeit angemessen, es gilt hier nur flink seyn und dazu hatte ich alle Anlage; durch Hülfe meiner Freunde, welchen ich manche Flasche Wein zum Besten gab, erwarb ich mir bald den hier nöthigen Takt und verdiente so viel als irgend ein Anderer. Es ging mir damals gut, ich war anständig gekleidet und hatte gegen 100 Gulden von den Bereitern mitgebracht, dabey hatte ich guten Verdienst, bis ich so thöricht war, zu spielen, wo mein Schatz größtentheils darauf ging. Nach einem Jahre verließ ich Wien und ging nach Ungarn; ich hatte nun wohl einen Begriff, wie man ein Buch bindet, war aber in der Praxis nicht über das Judenbuch hinaus. Überall als schlechter Arbeiter verachtet, hatte ich eine neue harte Lehre und mußte mir viel gefallen lassen; meine noch übrigen paar Gulden und meine gute Kleidung gingen nach und nach drauf, doch habe ich es jetzt so weit gebracht, daß ich ein ziemlich gutes Marktbuch machen kann. Ich will nun suchen nach Wien oder anderswo in eine gute

Digitized by Google

Werkstelle zu kommen, um noch so viel zu lernen, daß ich mir mit der Zeit mein Brod als Meister verdienen kann."

— Dies war die mir stets interessante Geschichte meines Freundes — er war eine gutmüthige ehrliche Haut und der einzige Mensch, mit welchem ich in Ungarn einen freundlichen Umgang pflegen konnte; ich verließ kurz vor ihm Comorn und wir haben uns nicht wieder gesehen — möge es ihm wohlgegangen seyn! —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Wiederkehr nach dem linken Rheinufer 1798 u. 1799.

Endlich ſtund auch ich wieder an Deutſchlands Gränze und bald erblickte ich den Stephansthurm als den großen Wegweiſer nach Wien. Jetzt gab es andere Sorgen, das Fieber hatte mich geſtreckt, unter Krankheit und Noth war ich um einen halben Kopf größer geworden und nicht mehr „militäruntüchtig," wie der kaiſerliche Beamtete bey meiner erſten Anweſenheit in Wien meine Kundſchaft viſirt hatte; wie jetzt die Sachen ſtunden, wußte ich nicht genau, und das gebrannte Kind ſcheut das Feuer. Der Stadt durch einen Seitenweg auszuweichen wußte ich nicht, ich mußte durch und zwar ohne angehalten zu werden.

Wien wird, wie bekannt, auf der Landſeite mit ſammt ſeinen Vorſtädten von einem Wall umſchloſſen, den man die Linien nennt und deſſen Eingänge von Polizey-Wachen beſetzt ſind; außerhalb der Linien finden ſich überall an den Zugangsſtraßen, gleichſam als von der Stadt ausgehende Strahlen, lange von Gärten und Feld unterbrochene Häuſerreihen, von wo aus die Communication mit der Stadt ſehr lebhaft iſt. Bey einem ſolchen im Bau begriffenen Hauſe zog ich meine weni-

Digitized by Google

gen überkompleten Kleidungsstücke übereinander an und vertheilte das Übrige in die Taschen und in den Hut, die Schürze band ich vor und bespritzte sie mit Kalk, so auch den Rock, Hut und Stiefel, ich zündete eine kurze Pfeife an und schritt in zufälliger Gesellschaft mit andern Personen nach dem Eingangsgatter zu. Unangehalten kam ich durch, aufhalten durfte ich mich freylich nicht, ich ging durch Stadt und Vorstadt nach dem jenseitigen Ausgange, wo mir meine Maurermaske eben so gut hinaushalf als vorher hinein. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich die Linien hinter mir hatte, wahrscheinlich war meine Sorge eine unnöthige, vermuthlich hätte ich auch ohne Maske unangefochten durchgehen können, allein die Kriegskanzley war bey mir noch zu lebhaft im Andenken.

In St. Pölten gab mir ein lange Jahre dort ansässiger Landsmann Arbeit, um mich von meiner Reise in etwas zu erholen. Noch einmal schüttelte mich das Fieber, der Arzt verschrieb mir ein Pulver, ich steckte es hinter die Feuereſſe und für genommen ward es mir angerechnet, ich verlor das Fieber und habe es bis heute nie wieder bekommen.

Ich war an Kleidungsstücken sehr heruntergekommen und bedurfte einer nachhaltigen Hülfe, diese wollte ich in meiner Vaterstadt suchen und dahin ging nun mein Reiseziel, bey meiner Dürftigkeit fühlte ich mich jetzt doch glücklich, ich war gesund und meine Kraft in täglichem Zunehmen; ich fürchtete mich nicht mehr vor schwerer Arbeit, war ich auch kein Künstler in meinem Fache, so hatte ich doch Mancherley gelernt, ich war ein schneller Arbeiter geworden und man sah mich nirgends ungerne, wo es galt eine Arbeit zu fördern; meine frühere Kleinheit war verschwunden, und ich galt im neunzehn-

Digitized by Google

ten Jahre für einen Gesellen, der sich etwas versucht hatte, es gelang mir auch, meine Garderobe hier und da zu verbessern, kurz ich befand mich im Ganzen in einem ziemlich behaglichen Zustande, welchem mein Aufenthalt in Ungarn zur Folie diente.

Ich durfte nicht mehr über öde Haiden reisen, wo die Dörfer zwei Meilen und die Städte 20—30 Meilen weit von einander entfernt lagen; gute Chausseen ließen mich den Weg nicht verfehlen, schattige Bäume und frischer Rasen gestatteten eine angenehme Rast und die überall nahen Dörfer machten es möglich, längere Tagereisen zu machen. Stund ich in Arbeit, so hatte ich überall Bücher in Händen, womit ich die Sonntage angenehm verbringen konnte, das Siegel der Sprachunkenntniß war von meinem Munde genommen — und ich sprach gern — manchmal vielleicht mehr als nöthig und gut — aber es war doch die glücklichste Periode in meiner Jugendzeit!

Im Spätsommer des Jahres 1798 war ich eines Abends bis nahe an die Thore Nürnbergs gelangt, um welche die preußischen Schildwachen in martialischer Hoheit herum spazierten; Preußen hatte nämlich bey der Besitznahme von Anspach und Bayreuth gefunden, daß die Vorstädte von Nürnberg auf anspachischem Grund und Boden erbaut wären, dieselben militärisch besetzt und ihre Wachen dicht vor die Thore Nürnbergs postirt. Daß weder die Nürnberger, noch die Bewohner ihrer Vorstädte, dem neuen Nachbarn und Herrn sonderlich hold waren, läßt sich begreifen. Ich selbst war nicht Willens, in die Stadt zu gehen, weil ich wußte, daß es dort für jetzt keine Arbeit gab, wohl aber war ich gewiß, in Fürth

Digitized by Google

Arbeit zu erhalten, auch würde mich die Thorsperre gehindert haben, des Morgens früh aufzubrechen. Ich fragte einen aus der Stadt kommenden Arbeitsmann um Rath, nach welcher Vorstadt ich mich zu wenden habe, um dem Wege nach Fürth am nächsten zu seyn, er berichtete mich, daß der nächste Weg durch die Stadt führe, wollte ich aber in der Vorstadt bleiben, so möge ich mit ihm nach Wirth gehen, wozu ich mich sogleich anschickte.

Ein anderer Nürnberger Mann, der unsere Unterredung unfern von uns halb vernommen hatte, rief mich an und fragte: „Wo wollen Sie hin, mein Freund?" — „Eigentlich nach Fürth, doch will ich mit diesem Manne nach Wirth gehen und dort übernachten." — „Wissen Sie denn nicht, daß die Preußen in Wirth sind?" — „Was schadet das?" — „Es gibt Werber dort, wie leicht kann ein junger Mensch darunter gerathen, (leise) ich will sie warnen." — Mein Führer, der auch unser Zwiegespräch vernommen, trat entrüstet herbey. „Wie," rief er aus „glaubt Ihr, ich sey ein Seelenverkäufer, ein heimlicher Werber? Der junge Mensch hat mich nach dem Wege gefragt und ich habe ihn berichtet, er kann hingehen wo er will, will er aber nach Wirth, dann kann er bey mir bleiben, er braucht in keinen Gasthof zu gehen, mein Name ist Michael, ich arbeite bey Hrn. R. in Nürnberg, bin kein Seelenverkäufer." Ich dankte dem gutmeinenden Warner und folgte meinem Führer. Bis vor seine Hausthüre brummte er beständig: „der Esel, ich ein Seelenverkäufer!" Beym Eintritt in eine ärmliche, aber reinliche Stube empfing uns eine freundliche Frau. „Hier bringe ich Dir einen Gast, denke nur, ich soll ein Seelenverkäufer seyn!" Er erzählte den

Digitized by Google

Vorfall. „Ei das ist abscheulich," sagte die Frau. „Weißt Du was," fuhr der Mann fort, „mache dem Menschen das Bett oben in der Kammer zurecht, ich will ein Glas Bier mit ihm trinken, wir kommen bald wieder." Beyde Eheleute sprachen noch einige Worte zusammen, dann gingen wir bey völliger Dunkelheit durch enge, winkelige Gassen, nach einem abgelegenen Hause zu; kein Licht flimmerte in der ganzen Gegend aus den Fenstern, wir traten in einen dunkeln Thorweg. „Fassen Sie sich an mir an," sagte mein Führer; in krummer Linie gelangten wir tappend nach dem Hofe, er öffnete eine Thüre und der trübe Schein einer düstern Öllampe dämmerte mühsam durch einen starken Dampf und Qualm. Es dauerte einige Minuten, ehe ich Personen und Gegenstände um mich her erkennen konnte, da erblickte ich fünf preußische Soldaten rauchend um einen Tisch sitzend; ich stutzte, — wäre es doch möglich? — dachte ich, aber nein, rief ich mir zu, der Mann ist ehrlich, es ist unmöglich — ich that einen Schritt nach dem Tische, wo die Soldaten saßen. Mein Führer nahm mich am Arm und flüsterte mir halblaut zu: „Geben Sie sich nicht mit den Preußen ab," dann fuhr er fort: „Sie sind unter ehrlichen Leuten, der dumme Kerl, ich ein falscher Werber!" Nun erzählte er einigen andern Arbeitsleuten den Vorfall am Thore, und brummte so lange bis die Karte ausgetheilt wurde. Trotz der Warnung, setzte ich mich unter die blauen Kriegsmänner, zündete meinen Stummel an und war bald mit Allen in freundlichem Gespräch; ich hatte es gut getroffen, es waren verständige Männer und alle am Rheine gewesen, es fehlte uns daher nicht an Stoff zur Unterhaltung.

Digitized by Google

Obgleich zur Zeit meiner Wanderschaft überall das heillose Werbsystem gebräuchlich war, so habe ich doch nie die Gesellschaft von Soldaten gescheut, vorzüglich war ich nicht ungern mit Preußen zusammen, Sprache und Manieren waren gegen viele Andere gefällig, und Männer, die oft über ihre Verhältnisse hinaus gebildet waren, fanden sich nicht selten. Nur in einem Punkte waren sie zuweilen unangenehm, eine gewisse Großsprecherey und ein geringschätziges Herabsehen auf Andere wirkte oft abstoßend; späterhin im Jahre 1813, 14 und 15 schien mir dieser Charakterzug bey Militair und Civil verschwunden zu seyn. Die Preußen, wie ich sie damals kennen lernte, waren nur Deutsche, auch der ehemalige Junkerstolz der Officiere schien mir verschwunden zu seyn; später hatte ich wenig Gelegenheit, Bemerkungen in dieser Beziehung zu machen. —

Die Glocke schlug elf Uhr, als wir aufbrachen und den krummen, düstern Weg nach meines Wirthes Wohnung zurücklegten, ein ärmliches aber reinliches Bette war mir bereitet, wo ich, des Strohlagers gewohnt, trefflich schlief.

Dieser Abend steht roth gezeichnet in dem Kalender meines Gedächtnisses, an einer reich besetzten Tafel wäre ich schwerlich vergnügter gewesen, als in der Hütte dieses jedenfalls wenig bemittelten Ehepaares, und gewiß nicht alle Frauen wohlhabender Männer hätten einen ihnen so unerwarteten ganz fremden Gast so freundlich aufgenommen, und wie ich vermuthe, ihm ein Kissen von dem eigenen Bette abgetreten.

Am frühen Morgen nahm ich dankenden Abschied von meinem guten Wirthe und tröstete die freundliche Frau, die

Digitized by Google

mich dringend zu dem noch nicht gekochten Kaffee einlud, mit der Versicherung, daß ein Schluck Wasser bey mir dessen Stelle verträte.

Einige Monate arbeitete ich in dem gewerbfleißigen Fürth, das schon damals als eine Vorstadt von Nürnberg gelten konnte; fast alle Handwerker arbeiteten für den Handel und setzten ihre Fabrikate in Quantitäten bey Nürnberger Häusern, mit welchen sie in Verbindung stunden, ab; von bedeutenden Fabriken habe ich damals nichts vernommen, darum herrschte auch ein gewisser Wohlstand unter den Handwerkern.

Fürth war der erste Ort, in welchem ich eine so bedeutende jüdische Bevölkerung sah; man gab die Einwohnerzahl auf 10,000 Seelen an, und unter diesen ein Viertheil Juden. Das geschäftige Thun und Treiben — und doch eigentlich Nichtsthun — der auf den Straßen herumwandernden Hebräer war mir in diesem Maaßstab etwas Neues, jeder Bürger hatte seinen Hausjuden, der wenigstens einigemal die Woche kam, allerlei zum Kaufe anbot und Alles kaufte, wenn er es zu einem ihm beliebigen Preis erhalten konnte, aber außerdem verging kein Tag, an welchem nicht mehrere Andere anfragten: „Gibt's nichts zu handeln?" —

Das Tagewerk des armen Handelsjuden ist ein mühsames, unstetes und queckſilbernes; er scheut nicht sich zu Tode zu laufen, aber eine anhaltende Arbeit ist ihm meistens furchtbar; den geringsten mühsam zu erlaufenden Gewinn läßt er sich nicht entgehen, aber wehe dem, der ihm im Handel nicht gewachsen ist!

Bey diesem Hausirtrödel war es stillschweigende Bedin-

Digitized by Google

gung: thue die Augen auf! bist du mit sehenden Augen betrogen, so schweige still oder du wirst ausgelacht. Ein Jude bot einem Bürger eine Tuchjacke zum Verkauf: „Meister, eppes Rares ganz neu, nur das Futter ist alt, ist die Jacke doch zu klein gemacht worden, hat doch der Schneider das Tuch bezahlen müssen, ich verkauf sie doch wohlfeil.“ Der Meister kaufte die Jacke wirklich um einen billigen Preis, den dritten Tag platzte sie auseinander, man sah nach und das Tuch fand sich auf der Rückseite völlig verbrannt. — „Der verdammte Jude,“ schalt der Meister, „aber ich mache es quitt.“ Der Jude kam wieder, der Meister war verdrüßlich. „Nu was fehlt dem Meister?“ — „Ach die verdammten Stiefeln da, sie sind mir zu enge, ich habe mir den Fuß beym Anziehen verrenkt, ich will die Bestien auch nicht wieder anziehen; Frau, Du kannst sie abwaschen und ein Bißchen aufwichsen, ich will sie verkaufen.“ Die Frau Meisterin hatte nicht sogleich Zeit. „Nu, das schadet nichts, kann ich sie doch auch wichsen,“ sagte Moses, „was sollen sie kosten?“ Der Meister forderte, Moses bot und kaufte. Den zweiten Tag kam Moses wieder; der Meister sagte schadenfroh: „Was machen meine Stiefeln?“ — „Bin ich doch angeführt,“ sagte Moses ruhig, „sind doch die Schäfte voller Löcher.“ (Der Meister hatte die Löcher mit Schmutz bedeckt.) — „Das schadet nichts, Du kannst sie darum doch ein paar Jahre tragen.“ — „Jo, in der Hand.“ — „Gerade so wie ich meine Jacke.“

Wenn gleich ein solcher einzelner Fall Lachen erregt, so ist es doch betrübend zu sehen, wie bey solchem Handel das gegenseitige Überlisten und Hintergehen zum Gebrauche wird.

Zum Urtheil über diese Verhältnisse war meine Erfah-

Digitized by Google

rung noch viel zu unreif, aber zuweilen sagte ich mir: gesetzt, es verschwände plötzlich die ganze deutsche Bevölkerung aus Fürth, was wäre dann der Ort mit seinen 2500 Hebräern? würden diese, die in der Mehrzahl nur von den deutschen Einwohnern leben, bleiben und bestehen können? gewiß nicht; sie würden nothwendig sich zerstreuen und auswandern müssen, um in einem andern deutschen Gemeindewesen ihren Gewinn zu suchen; aber angenommen, die ganze hebräische Bevölkerung verschwände plötzlich aus Fürth, so möchte deshalb schwerlich ein deutscher Handwerker oder Tagelöhner zu Grunde gehen oder auswandern müssen, und einzelne durch einen solchen angenommenen Fall herbeigeführte Störungen und Verluste würden sich schnell ausgleichen.

Im Spätsommer des Jahres 1798 betrat ich wieder den Boden meiner Vaterstadt, wo ich nach einer 3½jährigen Abwesenheit freylich gar Vieles anders fand als damals, da ich meinen Geburtsort zuerst verließ.

Wenn ich, als ich im Siechthum die ungarischen Haiden durchwanderte, mit Sehnsucht nach meiner Vaterstadt hinblickte, so fühlte ich mich jetzt, da ich wieder ihre Straßen betrat, verwaister als je; Verwandte hatte ich nicht in Mainz, Schulkameraden waren mir entweder fremd geworden oder in der Welt zerstreut. Es hatte sich seit 3½ Jahren so viel geändert, daß ich fragen mußte: „wo kann man hier logiren?" — Als eifriger Republikaner war ich zurückgekehrt, aber meine Landsleute, die das Ding näher ansahen, seufzten nach dem alten Zustande und waren dem alten Regiment herzlich ergeben.

Mainz war in Folge des Friedens von Campoformio im

Digitized by Google

Jahre 1797, sammt dem linken Rheinufer an Frankreich übergeben worden. Im Allgemeinen traute man unter dem Volke dem neuen Zustande keine lange Dauer zu; den schlagendsten Beweis dafür habe ich in Folgendem erlebt. Nach den Gesetzen der Republik waren alle Feudallasten ohne Weiteres aufgehoben, aber noch im Herbste des Jahres 1798 entrichteten Landleute ihre Zinsen und andere Abgaben an ihre Feudalherren und zwar heimlich. Durch ein besonderes Verhältniß war ich selbst Zeuge, wie dies in einer herrschaftlichen Curie am Thiermarkt abgemacht, darüber quittirt und die Pflichtigen wie gewöhnlich bewirthet wurden — und dies Alles mit so viel Heimlichkeit als möglich. — „Mit den Franzosen hat's nicht lange Bestand," sagten die Bauern und der herrschaftliche Haushofmeister, „die Russen marschiren schon, da wird sich das Blatt bald wenden; wer nicht giebt, was er schuldig ist, muß dann doppelt nachgeben."

Was die Bewohner von Mainz anbetrifft, so hatten diese freylich nicht viel Ursache, sich der neuen Herrschaft zu erfreuen. Mainz war bisher der Sitz des kurfürstlichen Hofes und des Domkapitels; der reiche, rheinische Adel lebte in Mainz, die Landescollegien, die Universität und die geistlichen Stifter und Klöster waren sämmtlich von wohlthätigem Einfluß auf die Nahrung des Bürgers, dabey waren die Abgaben gering; aber alles dieses war jetzt verschwunden, nur, wie man allgemein klagte, die mehr als doppelt gestiegenen Abgaben waren geblieben, und unter diesen war die indirecte Abgabe (der Grenzzoll) am verhaßtesten. Dies Alles war freylich nicht geeignet, die Republik sonderlich zu empfehlen. Ein Bauersmann sagte zu mir: „Wir waren ehemals hessisch,

Digitized by Google

jetzt sind wir aber frey, bey unserem alten Tyrannen gab ich jährlich sechs Gulden ab (der Summe erinnere ich mich nicht mehr genau), das war aber ein Tyrann, jetzt gebe ich dreymal so viel, wir sind aber auch frey."

So war damals im Allgemeinen die Stimmung der Rheinländer; was ihnen das neue Regiment Gutes brachte, was sie jetzt, zu Deutschland zurückgekehrt, mit Recht als ihr Palladium betrachten, dieses wurde damals im Volke noch wenig oder nicht erkannt. Wie lange werden sich die übrigen deutschen Volksstämme noch abquälen müssen, bis sie sich mit ihren Feudalherren und fürstlichen Kammern abgefunden haben?

Was mich betraf, so fand ich in Mainz einige pekuniäre Mittel vor, doch stund es im Ganzen mißlich mit meinem geringen väterlichen Vermögen. Zur Zeit des Churfürstenthums war trefflich für das Vermögen der Minderjährigen gesorgt, alle baare Mündelgelder wurden direkt an das Pupillencollegium gezahlt und von diesem an Private und an den Staat ausgeliehen. Da Frankreich das linke Rheinufer in Besitz nahm, erklärte dasselbe, daß es die Mainzer Staatsschulden nicht mit übernähme, diese hätten diejenigen deutschen Staaten, welchen die Churfürstlichen Länder auf dem rechten Rheinufer zugefallen wären, zu tragen. Dieser Streit dauerte, während das linke Rheinufer längst wieder zu Deutschland gehörte, bis in die Jahre von 1830 an, und noch während ich schon das sechzigste Jahr überschritten, erhielt ich Abzahlungen auf mein ursprüngliches Guthaben von circa 300 Gulden.

Manche Familien sollen dadurch völlig an den Bettelstab gekommen seyn. Daß aber, seit das linke Rheinufer wieder

Digitized by Google

deutſches Land wurde, ſo viele Jahre zur Ausgleichung nöthig waren, iſt ein glänzender Beweis der deutſchen Gründlichkeit!

Ich ſäumte nicht, meinen ehrwürdigen Onkel in Alzey und meinen Bruder, der in Bingen etablirt war, zu beſuchen, dann arbeitete ich eine Zeit lang in Mainz, ich hatte aber nichts weniger als einen langen Aufenthalt im Sinne, ich wollte nur das republikaniſche Leben in etwas genießen, ich muß aber ehrlich geſtehen, daß die Wirklichkeit ganz geeignet war, ſelbſt beſcheidene Erwartungen zu dämpfen.

Des Mangels an Nahrung und des dadurch verbreiteten Mißmuths habe ich ſchon erwähnt. Grafen und Barone gab es freylich nicht mehr in Mainz, aber franzöſiſche Commiſſäre brüſteten ſich weit mehr, als es jene Herren jemals gethan, und da man mit dieſen Söhnen der Freyheit und Gleichheit öfter in Berührung kam, ſo war das Patzige in dem Benehmen Vieler höchſt verletzend.

Auf der Municipalität, wo ich wegen meiner Legitimation einigemal zu thun hatte, wurden ich und Andere in einer Weiſe behandelt, die mir ſeit Wien nicht wieder vorgekommen war. Ich hatte einen Brief an einen gewiſſen Bürger Th.... in Alzey zu beſtellen, der Bürger war in Alzey Polizeybeamteter, an der Thüre ſeiner Expedition ſtund mit großen Buchſtaben geſchrieben: „Die Bürger treten herein ohne anzuklopfen, die Herren bleiben draußen.“ Ich trat ein, wie mich der Anſchlag belehrt hatte. Der Bürger ging ſchallenden Schrittes mit einem andern Bürgerbeamteten in der Stube auf und ab, Beyde hatten mächtige Schnautz- und Backenbärte und den Kopf mit langen, ſpitzigen Tuchmützen, deren Spitze recht martialiſch bis auf die Achſel herabfiel, bedeckt. Ich

Digitized by Google

fragte höflich nach dem Bürger Th.... — „Der bin ich, was will Er?" war die barsche Antwort und so ging die kurze Besprechung fort; ich fühlte mich recht erleichtert, als ich die Thüre, an welcher man nicht anklopfen durfte, wieder hinter mir hatte.

Diese Art des Benehmens stund nicht etwa einzeln da, ich hatte sie bey den deutsch-französischen Beamteten mehrfach zu bemerken Veranlassung. Es war in jener Zeitperiode stili, mit einem tüchtigen Haarwuchs im Gesichte, einem übermäßig großen dreieckigen, etwas in die Quere gesetzten Hut mit angemessener Cocarde, dabey mit einem Knotenstock, welchen die Hand kaum zu umspannen vermochte, einher zu schreiten und zu imponiren, ein patziges, grobes Wesen paßte ganz zu diesem Äußern. Ich selbst will meine Schwäche bekennen, ich machte es mit Hut, Cocarde und Stock gerade wie Andere und beklagte nichts mehr, als daß der Bartwuchs mein republikanisches Ansehen noch nicht unterstützte.

So sehr ich mich auch bemühete, ein ächt demokratisches Äußere anzunehmen, so sehr ich von republikanischen Ideen durchdrungen war, so konnte ich mich doch mit dem französischen Republikanismus nicht so recht innig befreunden; es lag nicht in meinem Plane, mich länger in Mainz aufzuhalten, aber wohin mich nun wenden? Nach dem Innern von Frankreich? Dagegen hatte ich — ich weiß nicht recht warum, eine geheime Abneigung; ich empfand auch darüber ein gewisses Mißbehagen, daß nach allen Zeugnissen überall, wo die Waffen der Republik hingedrungen waren, die Geschäfte darnieder lagen. Diese Erfahrung machte ich selbsten auf dem Wege von Mainz nach Cöln, welchen ich jetzt einge-

Digitized by Google

schlagen hatte, überall vernahm ich dieselben Klagelieder. Ziemlich verstimmt, ging ich bey Cöln auf das rechte Rheinufer über mit dem Entschluß, dem Rheine abwärts zu folgen und endlich nach Holland zu gehen.

Meine Reise auf dem rechten Rheinufer dauerte nicht lange. In dem Flecken Wald im Herzogthume Berg erhielt ich Arbeit und brachte den Winter fast bis zu Ende recht angenehm zu. Mein Principal betrieb nicht allein die Buchbinderey, sondern auch ein kleines Materialgeschäft, Wollkämmen und Wollspinnen, und alles dieses als ein sehr redlicher, verständiger Mann. Was ich hier bezüglich des letzten Geschäftsbetriebs bemerkte, veranlaßte mich erst in spätern Jahren zur Vergleichung der Zustände von damals und jetzt. Bey uns im Hause waren einige Arbeiter stets beschäftigt, Wolle zu kämmen. Wenn sich die Landleute aus der Umgegend am Sonntage zur Kirche in dem Flecken einfanden, dann kamen die Weiber nach der Kirche und brachten die während der Woche gesponnene Wolle, nahmen ihren Lohn dafür in Empfang und zugleich neue Arbeit für die künftige Woche mit. Im Winter, wo die Feldarbeit ruhet, war dies ein Erwerb, der die Sorgen des Armen erleichterte und entfernte; ich sah stets reinlich gekleidete Weiber und Mädchen mit vollen, nicht verhungerten Gesichtern, sie waren im Stande, sich von dem Ertrage ihrer Arbeit mancherlei Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Der Winter vom Jahre 1798—1799 war ein sehr harter, aber die Noth wurde gemindert, denn die Armen und Schwachen hatten Arbeit.

Blicke ich aus der Vergangenheit vorwärts auf die Gegenwart, so steigen die trüben Bilder in Massen auf; der

Digitized by Google

unaufhaltsam fortschreitende Erfindungsgeist hat es dahin gebracht, daß nicht allein die physische Kraft der Schwachen, sondern auch Tausende der Kräftigen des Volkes nach Arbeit und Brod seufzen. Dieser unabänderliche Gang der technischen Intelligenz wird den Wohlstand der mittlern Volksklassen verschlingen wie Saturn seine Kinder. Die tiefe allgemeine Armuth, neben steigendem Reichthum und ansteckender Genußsucht Einzelner, muß nothwendig die Grundpfeiler der Moralität untergraben. Der Krebsschaden der evangelischen Kirche, der winselnde, heuchlerische Pietismus, findet hier gedeihlichen Boden und arbeitet dem verschwisterten Jesuitismus in die Hände. Der Arme, der dem Hunger erliegt, wendet sich zum Lämmlein und beweint sein unverschuldetes Elend als Sünde. Zu enträthseln, wohin dieser Gang der Dinge führen wird, das bleibt der Zukunft überlassen, und hinwegblickend von dem trüben Bilde, kehre ich zu dem Jahre 1799 zurück.

Seitdem ich außerhalb der neuen Grenzen der französischen Republik lebte und die meine republikanischen Ideen niederdrückenden Thatbestände nicht als Dämpfer derselben auf mich einwirkten, gewannen diese wieder an neuer Kraft; jene Mißverhältnisse zwischen der Idee und der Wirklichkeit schrieb ich dem dauernden Kriegszustande zu, für den Frieden mußte jeder wahre Republikaner kämpfen auf Leben und Tod. Gut und Blut mußte er daran setzen, um den Frieden zu erwerben, die Freyheit und Menschenrechte zu erkämpfen und Wohlstand für Alle zu erlangen.

Das Haus meines Principals wurde von mehreren gebildetern, welterfahrenen Männern besucht, die mir die Ehre

Digitized by Google

erzeigten, ſich über ſolche und andere Gegenſtände mit mir zu unterhalten; mit jugendlichem Feuer theilte ich ihnen meine Anſichten mit, man tadelte nicht die Idee, zeigte mir aber das Unpaſſende ihrer Anwendung bey den vorhandenen Zuſtänden. Wir gingen die Geſchichte aller Befreyungskriege der neueren und älteren Zeit durch, aber es ging uns wie den Theologen bey der Auslegung der Bibel; Jeder von uns fand in der Geſchichte den Beweis ſeiner Anſichten. Da brach zu Anfange des Jahres 1799 der Krieg mit Neapel aus, und es war vorherzuſehen, daß mit ihm die Loſung zu einem allgemeinen Kriege gegeben war. Ich beſchloß, mich der franzöſiſchen Armee anzuſchließen und für meinen politiſchen Glauben zu kämpfen. Im Februar verließ ich Wald und eilte nach Köln, dort lag — ſo hatte ich vernommen — das rothe Huſarenregiment, lauter Elſaſſer, bey dieſem wollte ich eintreten und ſah mich ſchon im Geiſte zu Pferde ſitzen. Vorerſt machte der Rhein noch einige Einwendungen, er ging gedrängt voll Eis und die Verbindung beyder Ufer war ſeit zwei Tagen unterbrochen, meine Ungeduld trieb mich, ich bot einen Thaler für die Überfahrt und ein Kahnbeſitzer ließ ſich erbitten, mich um dieſen Preis überzufahren; nicht ohne Gefahr erreichten wir das linke Rheinufer und ich ſtund am Abend vor dem Thore von Köln.

Mein erſter Gang war auf die Commandantur; der Adjutant des Commandanten vernahm mein Anliegen, er war ein Franzoſe, aber der deutſchen Sprache völlig mächtig. „Aber was bewegt Sie in das Militair zu treten?“ fragte er mich. Kurz aber mit Feuer trug ich ihm meine Gründe vor, ein gutmüthiges Lächeln, welches ich ihm damals ſehr übel

Digitized by Google

nahm, verbreitete sich über sein Angesicht, dann sprach er: „Überlegen Sie sich die Sache heute noch einmal; wenn Sie dabey bleiben, dann gehen Sie morgen auf das Secretariat der Municipalität und lassen sich die nöthigen Zeugnisse geben, mit diesen gehen Sie zum Divisionsgeneral Jakobi, der wird Sie dann einstellen." Ich verließ die Commandantur, ging aber sogleich auf das Secretariat der Municipalität, wo der Beamtete, welchen ich zu suchen hatte, noch anwesend war. Ich trug ihm mein Anliegen vor, zeigte ihm meinen Paß, und erhielt ein Schreiben an den General Jakobi, welcher mir in die Reihen der französischen Armee helfen sollte.

Am frühen Morgen stund ich vor dem Quartier des Generals, er schlief noch; ich kam wieder und wurde gemeldet. Beym Eintritt in das Zimmer fand ich einen Mann, anscheinend hoch in den funfziger Jahren, im Schlafrock und den Arm in der Binde tragend, ich übergab ihm mein Schreiben, er las und sagte mit leichtem Kopfschütteln: „o mon dieu." Seine im Zimmer gegenwärtige Frau, eine geborne Kölnerin, machte, nach dem sie mich über meine Beweggründe vernommen hatte, die Mittlerin zwischen uns, sie hob an: „Mein Mann sagt mir, Sie wollen unter ein Husarenregiment treten, er hat aber jetzt keine Husaren bey seiner Division, für das Cürassierregiment, das hier stehet, sind Sie nicht groß genug, und unter die Infanterie wollen Sie ja nicht, darum läßt Ihnen mein Mann rathen, bey Ihrem Geschäfte zu bleiben!" —

Niedergedrückt und beschämt verließ ich die Wohnung des Generals. Ich trat in vierzehn Tagen in das zwanzigste Jahr, war gesund, groß genug, voll Eifer und ward freund-

Digitized by Google

lich abgewiesen, das wäre mir weder in Östreich, noch in Preußen passirt! Hatte mir doch drei Viertel Jahre früher ein östreichischer Werber die Vortheile des kaiserlichen Kriegsdienstes gepriesen, und es nur von meinem Entschluß abhängig gemacht, ihrer theilhaftig zu werden. — Doch dies half nichts! Ich mußte bey meiner Profession bleiben, und war froh, diesesmal in Köln Arbeit zu bekommen. Die Stimmung der Kölner war damals den Franzosen sowohl, als der Republik noch weit weniger günstig, als die der Mainzer. Ich glaube nicht, daß sie sonderliche Ursache hatten, auf ihre freie reichsständische Verfassung mit Wehmuth zurück zu sehen; denn von den bey den frühern Rathswahlen üblichen Bestechungen wurde als von etwas Herkömmlichem und Gewöhnlichem erzählt. Dagegen erhielt auch ein solcher Rathsherr für jeden Besuch der Rathsversammlung ein Rathszeichen: eine besonders geprägte Münze im Nominalwerth von dreißig oder vierzig Kreuzern. Diese weißkupferne Münze war damals noch im Umlauf; aber da der innere Gehalt ganz dem Werthe solcher Rathsmänner angemessen war, so wurde sie nur noch mit Schwierigkeit und bald gar nicht mehr angenommen. —

Daß die Beamteten einer Commune besoldet werden, ist in der Natur der Verhältnisse begründet, wenn aber ihre Repräsentanten das Wohl der Commune um den Lohn berathen, dann wehe der armen Commune! — Die alte reichsständische Verfassung Kölns war reif zum Falle. Der Hauptgrund des Hasses der Kölner gegen die Franzosen lag in den gegen die römische Geistlichkeit gerichteten Gesetzen der Republik.

Digitized by Google

Durch die überzahlreiche und reiche Geistlichkeit in Köln kamen jährlich bedeutende Summen in Umlauf; diese Quelle war jetzt, da die geistlichen Güter eingezogen wurden, versiegt. Die äußere Macht war vernichtet, ihr Einfluß aber gestiegen, denn ihre Sache war jetzt die Sache des Volkes, das sich in seinem Glauben für verletzt erachtete. Den unangenehmsten Eindruck machte die befohlene Einführung des neuen Kalenders, der die Sonntage abschaffte, und die Feier der Dekadentage an die Stelle der Sonntagsfeier (die jetzt bestraft wurde) setzte. Solche Gesetze mußten nothwendig das streng katholische Volk erbittern, und der Einfluß der Geistlichkeit steigerte diese Erbitterung.

Wenn die Republik die Priesterherrschaft vernichtete, so war sie in ihrem Rechte; aber es ist eben so thöricht, als ungerecht, einem Volke zu befehlen, was es glauben soll, und die Sonntagsfeier war und ist ein Hauptpunkt seines religiösen Glaubens. Einer der größten Nachtheile der französischen Revolution war, Alles auf die Spitze zu stellen und aus sehr Vielem eine Comödie zu machen. Solche Übersprünge haben hier, wie immer dem Guten geschadet, denn sie führten Rücksprünge, und zwar recht derbe herbey. Außer diesen religiösen Bedrückungen waren die Klagen über aufgelegte materielle Lasten nicht gering, besonders erinnere ich mich der Klagen über den eingeführten Stempel viel vernommen zu haben. Alles mußte gestempelt seyn, keine Quittung hatte gerichtliche Geltung, wenn sie nicht auf Stempelpapier, dessen Preis sich nach dem Geldobjekt der Quittung richtete, geschrieben war; die kaufmännischen Hauptbücher mußten Blatt vor

Digitized by Google

Blatt geſtempelt ſeyn, um gerichtliche Beweiskraft zu haben, ſie wurden daher in der Regel nur von zwey Buch Papier gefertigt und zwar in ungeheurem Format.

Man könnte vermuthen, daß dieſe und andere nicht unbegründete Klagen auch bey mir eine veränderte politiſche Meinung hervorgerufen hätten; dies war aber keineswegs der Fall. Das Brechen der Prieſterherrſchaft und die Verwendung ihres Reichthums zum Dienſte der Republik war, nach meiner Anſicht, eben ſo zweckmäßig, als nothwendig. Die Abſchaffung des Sonntags berührte mich nicht, denn er war nach wie vor kein Arbeitstag; die vergrößerten Koſten bey verminderter Nahrung erkannte ich wohl, aber abgerechnet, daß ſie mich nicht direkt trafen, ſo ſchob ich ſie auch auf den ununterbrochenen Krieg, welchen die Republik zu führen hatte, und hielt es deshalb um ſo mehr für die Pflicht Aller, dahin zu wirken, daß endlich der Friede erkämpft werde, und der Wohlſtand zurückkehre. Darum beſchloß ich im Anfange des Frühjahrs, trotz aller bisherigen Abweiſung, zu den Waffen zu greifen, und der Republik als Huſar zu dienen.

Das blaue Huſarenregiment — ſo hatte ich erfahren — lag in Maſtricht, und dahin lenkte ich nun meine Schritte. Jenſeits Aachen trabten mir Reiter auf der Chauſſee entgegen, ſie kamen näher und ſiehe da, es waren blaue Huſaren. „Kamerad!“ rief ich dem Erſten zu, „ich will unter Euer Regiment gehen, könnt Ihr mich brauchen?“ Der Huſar ſah mich an und ſagte: „Brauchen können wir Dich wohl, aber das Regiment iſt auf dem Marſche, wir machen den Vordertrab, dort hinten kömmt's, Du mußt nach Maſtricht gehen,

Digitized by Google

dort ſtehet das Depot," und damit gab er dem Roß die Sporen und flog ſeinen Kameraden nach. — Daher kam nun das erſehnte Regiment, und trabte luſtig an mir vorbey; ich aber beſchleunigte meine Schritte, und traf am nächſten Tag in Maſtricht ein. Den erſten Huſaren, der mir begegnete, hielt ich an, ſprechend: „Kamerad, ich will unter Euer Regiment gehen, bey wem muß ich mich melden?" — „Da mußt Du zum Oberſten gehen, ich will Dich hinführen, aber jetzt muß ich in den Stall, Du kannſt mitgehen;" ich ging mit. Die Huſaren, welchen der Kamerad mich vorſtellte, gaben mir ihren Beyfall zu erkennen, und nach geſchehener Fütterung führte mich der Letztere vor das Quartier des Oberſten. „Iſt der Oberſt zu Hauſe?" fragte er eine vor der Thür ſtehende Ordonnanz. — „Der Oberſt (war die Antwort) hat vor einer Stunde eine Staffette bekommen, und iſt ſo eben nach Paris abgereiſt." — „Nun, ſo reiſe in's — — — Namen! ich gehe wieder über den Rhein!" Am Abend deſſelben Tages hätte mich kein Vortheil mehr bewegen können, freywillig für Frankreich die Waffen zu tragen.

Mißvergnügt ſchlug ich den Weg nach Roermonde und Venloo ein, um bey Weſel über den Rhein zu gehen. Eine leiſe Stimme, die mir immer zugeflüſtert hatte: „Du biſt ja doch ein Deutſcher," ſprach jetzt immer lauter. — „Aber mein altes Vaterland hat mich abgetreten, und an Frankreich gewieſen — und doch biſt Du nach Sprache und Sitte ein Deutſcher! Du haſt die Klagen Deiner Landsleute gehört, und wollteſt mit ſtreiten gegen Deutſchland? Nicht für Frankreich wollte ich ſtreiten, für eine Idee wollte ich Blut und

Digitized by Google

Leben einsetzen, und so Gott will, will ich es mein Leben lang für das, was ich für gut und recht erkenne, die Klagen meiner Landsleute werden vergehen mit der Zeit, aber was gut ist, wird bleiben; und welche Idee könnte mich stärken und erkräftigen, wenn ich in den Reihen einer deutschen Armee kämpfte? Sollte ich streiten für das Bestehen der Stockprügel? oder für Erhaltung der Priesterherrschaft, für die Leibeigenschaft, das Feudalwesen, für das Junkerthum, das den Bürgerlichen höchstens Corporal und Feldwebel werden läßt? Deutschland hat mich an Frankreich gewiesen, ich habe kein Vaterland mehr! — aber nach Sprache und Gemüth bin ich ein Deutscher, ich will es auch ohne ein besonderes Vaterland bleiben, und hoffen, daß einst eine freundliche Sonne über Deutschland aufgehen werde."

So waren die Betrachtungen und das innere Zerwürfniß, welches mich auf meinem Wege beschäftigte. Mein Mißmuth wurde noch gesteigert durch das abstoßende Benehmen meiner Gewerbsgenossen in diesen brabantischen Landestheilen. In Deutschland ist es allgemein üblich, daß der reisende Handwerker von seinen Gewerbsgenossen freundlich aufgenommen wird, man ist beyräthig, ihm Arbeit zu verschaffen, man giebt ihm Nachricht, so viel man vermag, über die Orte umher, wo Arbeit zu erwarten ist; kurz, es ist ein nicht gebotenes freundschaftliches Band zwischen ihnen zur gegenseitigen Hülfe. Auch von Nationalungarn hatte ich solche Freundlichkeiten genossen, und sie bis dahin und in der Folge bis zur äußersten Grenze meiner Kräfte gegen Andere geübt. — Dieses Alles war hier nicht Sitte, ich vernahm kein höfliches

Digitized by Google

Wort, obgleich ich einigemal erklärte: „Ich sey nicht gekommen, um etwas haben zu wollen, ich wünschte nur als fremder Gewerbsgenosse, über Einiges Auskunft zu haben.“ Kurz, ich fand keinen Sinn für solche Höflichkeiten, und war darum doppelt erfreut, als ich den Rhein überschritten hatte, und in Wesel eintrat.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Übergang auf das rechte Rheinufer, Oſtfriesland und Dänemark. 1799 — 1800.

Da ich hier keine Arbeit fand, ſo eilte ich nach einem zweyſtündigem Aufenthalt auf dem Wege nach Münſter fort. Ein alter Soldat, der einen Schubkarren fuhr, geleitete mich an das richtige Thor. Der Gedanke: „Nun biſt Du wieder in Deutſchland," erwärmte mich mehr und mehr; da befanden wir uns am letzten Ausgang der Feſtung, ein dem Anſcheine nach funfzehnjähriger Knabe in Uniform ſaß mit einem ſpaniſchen Rohre in der Hand auf einer Bank. „Halt!" rief er meinem alten Führer zu; mit gezogenem Hut ſtund der Soldat vor ſeinem Schubkarren, in militäriſcher Haltung. „Wo willſt Du hin? — Ich arbeite bey Herrn W. W. im Garten. — Haſt Du einen Paß? — Hier!" ſagte der Soldat und reichte ihm ein Papier dar. — „Paſſire!" ſagte der martialiſche Knabe. — Ich dachte der Franzoſen, wie ſie unangefragt und unangehalten überall durch alle Thore ſpatzierten, und wieder ſprach ich mißmuthig zu mir: „Ich bin in Deutſchland."

Mühſam durch die Sandwellen der Landſtraße watend,

Digitized by Google

kam ich zur glücklichen Stunde nach Coesfeld bey Münster, ein eignes Läuten tönte mir von Weitem entgegen, es war zur Wallfahrtszeit. Ein gewisser heiliger Ludgerus, weiland Bischof, Märtyrer oder Beichtiger (das weiß ich nicht mehr), wurde hier verehrt, und das alte Spiel von Waldüren sah ich auf's Neue. Der liebe Heilige wirkte Wunder, wie eine Menge Krücken und Wachsglieder in der Kirche bezeugten.

Der Ort lebte von der Heiligkeit des verstorbenen Mannes. Die Wallfahrtszeit war zugleich Jahrmarkt, ich zählte nicht weniger als sieben Buchbinderbuden auf dem Markte, und alle machten gute Geschäfte mit Gebetbüchern; bey einem derselben (aus Münster) erhielt ich Arbeit, die ich nach einigen Wochen antreten sollte; bis dahin fand ich in Coesfeld ein Unterkommen.

Ich befand mich hier im ächten Pumpernickellande; aber ich habe nie besseres Brod gegessen, als hier. Diese Brode sind eine Elle lang, eine halbe Elle breit und gegen acht Zoll hoch, bleiben vier und zwanzig Stunden im Backofen, sie sind schwarz, wie die Erde; aber von einem trefflichen Nußgeschmack, der sich gleich bleibt, wenn auch das Brod vierzehn Tage alt wird. Das Waizenbrod in Temeswar, das den dritten Tag kaum zu genießen war, war diesem gegenüber dem Strohe gleich, es ist wie der westphälische Menschenschlag, kräftig und derb, und wird mit Unrecht bespöttelt.

Das Bisthum Münster war zu jener Zeit von Preußen, den Wächtern der Demarkationslinie, besetzt; obschon dieser Umstand den Einwohnern Friede und Sicherheit gewährte, so war man deshalb nichts weniger, als freundlich gegen Preußen gesinnt, denn einmal waren die Preußen Ketzer! und die-

Digitized by Google

ses ist Etwas, was eine streng und bigott katholische Bevölkerung ihrem Schützer nicht leicht vergiebt, — eine solche Bevölkerung wird diesen Umstand selten vergessen, und wenn der nichtkatholische Fürst seine Toleranz bis zur Ungerechtigkeit gegen seine nichtkatholischen Unterthanen triebe, ja auch dann nicht leicht, wenn er mit dem Vermögen seiner nichtkatholischen Unterthanen die römische Kirche bereicherte! — Will man dieses in Abrede stellen, so muß man die Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart verläugnen, oder einzelne Fälle, wo die Menschen besser waren, als das Prinzip, dem sie huldigten, als Regel annehmen; und selbst in diesem Falle schläft meistens nur der Saame der Zwietracht, um unerwartet zu erwachen. Außer der konfessionellen Unbehaglichkeit, verletzte das Betragen der preußischen Soldaten gegen die bischöflich-münsterischen oft hart; „Pfaffen-Soldaten" nannten sie geringschätzig die Letzteren; solche Unklugheit wurde immer streng bestraft, sie that aber ihre Wirkung. Früher hatten einmal Östreicher im Münsterischen gestanden; abgesehen davon, daß diese Katholiken waren, so rühmte man auch das gutmüthige Wesen der Offiziere. Bey allem diesem verhehlte man sich nicht, daß das Bisthum in nicht langer Zeit wahrscheinlich unter preußischen Szepter kommen würde, und grade diese Voraussetzung war nicht geeignet, die Volksstimmung dem vermutheten künftigen Landesherrn zuzuwenden.

Als ich im Frühjahr den Rhein überschritten hatte, war es meine Absicht, die Küsten der Nord- und Ostsee zu besuchen; in Ausführung dieses Plans befand ich mich vom Spätsommer 1799 bis zum Frühling 1800 in Ostfriesland.

Digitized by Google

Ich war hier zwar im deutschen Lande; aber Alles hatte eine mir fremdartige holländische Färbung. Auf dem Lande fand ich die Frauen mit langen thönernen Pfeifen um das Kamin sitzen; das Klima war neblig und feucht, der Winter war kalt — sehr kalt und doch wenig für ein behagliches Erwärmen der wohnlichen Räume gesorgt. Die Küche war das Gesellschaftszimmer, und man fror schon bey dem Eintritt in dieselbe. Der Fußboden war mit Steinplatten belegt, und die Wände mit bunten Porzellanplättchen getäfelt; — aber Alles höchst reinlich gehalten, und ewig abgewaschen. Auf einem in der Höhe oft rund um die Küche laufenden Bret stunden die spiegelblanken, kupfernen Kessel zur Schau, und wahrlich, sie waren auf der Außenseite blanker, als sie es in manchen deutschen Haushaltungen inwendig seyn würden; nirgends war die mindeste Spur von Ruß zu erblicken. In dem Kamin hing eine Kette herab, an welcher der eben benutzte Kessel schwebte, aber auch diese Kette blitzte, ein glühendes Torffeuer loderte im Kamin, und im Halbkreise umfaß die Familié dasselbe, an der Vorderseite fast verbrennend und am Rücken fröstelnd; in den Städten war dieses zwar nicht überall, doch häufig genug so. Viele Arbeitsstuben, die ich in Aurich und Emden besuchte, waren so übel verwahrt und geheizt, daß man sich nur gut gekleidet im Winter arbeitend darin aushalten konnte. — Es ist merkwürdig, wie die von Vätern und Urvätern ererbte Gewohnheit sich so lange gegen die behagliche Einrichtung gut erwärmter Stuben sträuben konnte.

Der obere Theil des Landes hat meist einen wenig fruchtbaren Sand- und Torfboden, und ein ärmliches Ansehen; aber

Digitized by Google

an der Seeküste ist der Wohlstand, ja Reichthum zu Hause. In dem fetten, der See abgewonnenen Boden weiß man nicht, was Düngung ist, und inmitten dieser fruchtbaren Ländereyen prangen ländliche Paläste in solcher Frische, als ob die Bauleute sie gestern erst verlassen hätten; große Spiegelscheiben und das blinkende Messingbeschläge der Thüren glänzen um die Wette; die Ställe, besonders die Kuhställe, sind im höchsten Grade reinlich, und kein Pünktchen Schmutz haftet auf den wohlgenährten Thieren. — Noch einmal habe ich später eine gleiche ländliche Eleganz gesehen, und zwar auf dem Danziger Werder.

Von einem reich begüterten Adel habe ich wenig, von Feudallasten nichts vernommen. Ostfriesland war damals seit ungefähr einem halben Jahrhundert durch Erbverbrüderung, nach Abgang seines einheimischen Fürstenhauses, an Preußen gekommen, und die Ostfriesen erfreuten sich mancher Vorrechte, wozu insbesondere die Befreiung vom Militärdienste gehörte.

So wenig ich gemeint oder vermögend bin, eine Länderbeschreibung oder Geschichte zu geben; so muß ich doch noch etwas bey diesem, mir interessanten, Lande verweilen. Das deutsche Ostfriesland wird von dem holländischen Westfriesland durch einen Meerbusen — den Dollart — an welchem Emden liegt, geschieden. Diese Wasserwüste war vor fünfhundert Jahren ein fruchtbares Land, das in einer furchtbaren Nacht im Meere begraben wurde; noch jetzt will man bey stillem Wasser die Thurmspitzen der untergegangenen Dörfer sehen. Aber nicht unvorbereitet brach das Unheil herein. Die Tradition erzählt: ein Pfarrer habe eines Tages vor seinem

Digitized by Google

Kamine gesessen, da habe sich der Boden unter seinen Füßen bewegt, und aus dem mit Wasser übersättigten Boden seyen große Aale hervorgekrochen.

Zu damals schon unvordenklicher Zeit hatten sich die Ostfriesen durch Dämme gegen den Einbruch des Meeres zu schützen gesucht. Das Volk war reich, aber voll des Haders, aus gegenseitigem Hasse vernachlässigten sie die Unterhaltung der schützenden Dämme. Ein Grundbesitzer — so sagt die Tradition — habe geschworen, ehe er den Damm, der seines Nachbars Grundstück schütze, ausbessern helfe, wolle er lieber sehen, daß seine eignen Felder so tief überschwemmt werden, als sein Speer lang sey. — Da kam die strafende Fluth, überströmte die Felder und begrub deren Bewohner, sammt ihrem Haß! —

Was die Natur dem Menschen in einer furchtbaren Nacht entriß, bemüht sich dieser seit einem halben Jahrtausend, allmählich wieder zu erringen. Das ganze Land ist an der Seeküste mit Schutzdämmen (Deichen) umgeben, aber das Meer zieht sich allmählich zurück oder der Boden erhöht sich, so daß vor den Dämmen hier und da ein Vorland entsteht, welches besonders zur Zeit der Ebbe trocken liegt. Dieses Vorland ist der köstlichste, fetteste Boden, und es lohnt sich der Mühe, ihn abzudämmen, obgleich ein solches Unternehmen viele Tausende kostet, die bey großen Stürmen, wenn der Damm seine Festigkeit noch nicht hat, in wenig Stunden verloren seyn können. Ist aber der Bau glücklich vollendet, dann ist der Gewinn auch groß. Merkwürdig war mir die einfache Art, wie den Binnenwassern der Ausgang eröffnet

Digitized by Google

war, ohne daß die See durch diese Öffnungen den Eingang fand.

Zwey schwere Thorflügel, die sich auswärts nach der See zu öffnen, schließen diesen Ausgang. Zur Zeit der Ebbe stehen sie auf, und das Binnenwasser fließt ab; so wie die Fluth sich anschwillt, drückt das Seewasser diese Thore von selbst zu; hinter ihnen sammelt sich nun das Binnenwasser. Tritt die See zur Zeit der Ebbe allmählich zurück, dann drängt die Wucht des erstern die Thore auf, und ergießt sich bis zur wiederkehrenden Fluth in die See.

Ostfriesland ist übrigens mit einer Kette von kleinen Inseln und Sanddünen umgeben, welche gleichsam als Wellenbrecher auf der Vorhut stehen und das Land schützen. Der Boden dieser Inseln ernährt seine Bewohner nicht. Ihr Hauptnahrungszweig ist der Fischfang, dabey haben sie noch einen andern zufälligen, der nach Umständen bedeutenden Gewinn abwirft, nämlich das Strandrecht. — Wenn in frühen Zeiten ein Schiff an diesen und vielen andern Küsten verunglückte, so bestund der barbarische Gebrauch, daß sich die Küstenbewohner die Güter zueigneten, und die Schiffsleute zu Sklaven machten; nach und nach milderte sich diese Barbarey; aber jetzt noch (1800) war es gesetzlich, daß das geborgene Gut in drey Theile getheilt ward, den einen Theil erhielten die Strandbewohner, die diese Güter retten, den zweyten Theil erhielt der König — denn es stehet geschrieben: „gebt dem König, was des Königs ist;" den dritten Theil erhielt der Eigenthümer zurück. Befindet sich aber noch eine lebende Person auf dem Schiffe, dann gilt es nicht für verlassen (auch wenn sie im hülflosesten Zustand wäre), und das

Digitized by Google

Strandrecht ist nicht anwendbar; ja, man sagte mir, auch wenn nur ein lebender Hund auf dem Schiffe wäre, so gälte es für bewacht.

Von dem Drittheile der Strandbewohner erhält nach altem Rechte der Geistliche den Zehnten; da nun im sonntäglichen Kirchengebet auch die Bitte enthalten ist, daß Gott den Strand segnen möge, so sagen die Spötter: der Geistliche bete um gesegnete Schiffbrüche; die Frommen aber sagen: es werde um einen gesegneten Fischfang gebetet.

Das Land im Halbzirkel, längs der Meeresküste umschreitend, nahm ich im Frühjahr meinen Weg nach dem Thore von Ostfriesland, nach Bremen und von da nach Hamburg und Lübeck.

Lübeck, diese alte Handelskönigin, die Beherrscherin des baltischen Meeres, die Verbündete und Besiegerin von Königen, ist immer noch eine reiche Stadt, wenn gleich nicht nach dem Maaßstabe Hamburgs. Ich muß gestehen, in Hinblick auf ihre frühere Geschichte hatte ich mir ihre Verhältnisse großartiger gedacht; erwägt man aber, was durch den Umschwung des Handels seit dem Mittelalter ihr entrissen, wie ihre Waagschaale steigen mußte, als die schlummernde Kraft des Nordens erwachte, so muß man sich mit Recht wundern, daß das vereinzelte, keinem größern Staate angehörige Lübeck das blieb, was es jetzt ist.

Ich habe hier wie anderswo die Bemerkung gemacht, daß man in Ländern und Orten, die eine glorreiche Vergangenheit gehabt, die noch (andern gegenüber) eines größern Maaßes bürgerlicher und politischer Freyheit sich zu erfreuen

Digitized by Google

hatten, mit der Geschichte und Verfassung der Heimath mehr vertraut war als da, wo Beydes fehlte.

Es war mir immer ein Genuß, solche Sagen und Erzählungen, wie sie im Munde des Volkes leben, zu vernehmen, wenn gleich hier die Fabel mit der Geschichte sich menget. Obgleich ich weder Sagen noch Geschichte niederschreiben will, so kann ich doch eine der letzteren — die Entstehung einer milden Anstalt — ihrer Gemüthlichkeit wegen nicht übergehen.

Ein reiches Lübecker Fräulein reiste vor länger als hundert Jahren von einer nordischen Hauptstadt nach Lübeck; da warf der tobende Sturm das Schiff auf dem Meere herum, kein Land war zu erreichen, die Lebensmittel gingen aus und die reiche Dame war in Gefahr zu verhungern. Mehrere Handwerksgesellen machten die Fahrt auf dem Schiffe mit und ihnen ging es nicht viel besser als dem Fräulein, doch besaßen sie noch einige Lebensmittel; sie traten zusammen und ernährten die Dame von dem gemeinschaftlichen Vorrath; nur zwey, ein Friseur und ein Barbier, schlossen sich aus von dem Verein und behielten das Ihrige für sich. Als nun die Noth am höchsten stieg, gelangte das Schiff in den Hafen; und das Fräulein stiftete zum ewigen Andenken eine Anstalt, in welcher fremde Handwerksgesellen umsonst gespeist wurden, und wenn sie zu Schiffe von Lübeck abreisen wollten, so erhielten sie, wenn ungünstiger Wind ihre Abreise verzögerte, acht Tage lang Kost und Schlafstelle — nur Friseure und Barbiere waren von dieser Wohlthat ausgenommen. —

Es war meine Absicht, entweder nach Stockholm oder nach Kopenhagen zu reisen. Vom ersteren wurde mir aus meh-

Digitized by Google

reren Gründen abgerathen; ich zog daher vor, mit dem Paquetbot von Kiel aus nach Kopenhagen zu fahren, und machte mich in Gesellschaft eines Gespenstes auf den Weg nach Kiel. Dieses Gespenst war niemand anders, als ein unbesonnener Buchbindergeselle von zwanzig Jahren, er hatte vor ungefähr einem Jahre in Breslau gearbeitet und nebst seinen Mitgesellen in einer Bodenkammer geschlafen. Etwas reichlich faul lag er eines Sonntagsmorgens noch allein im Bette, und fuhr aus Spielerei mit dem Fuße an der anstoßenden Bretterwand hin und her; dies gab nach seiner Erzählung einen schauerlichen, ächzenden Geisterton; da fiel ihm ein, du willst das Ding einmal mit einem Stock versuchen, bey weiterer Übung bemerkte er, daß es den besten Effect machte, wenn er das Ende des Stocks mit einem Lappen umwickelte. Nun nahm er sich vor, seine Nebengesellen, die ihm geringschätzig begegneten, recht zu necken und fürchten zu machen. Da man der Arbeit wegen sehr spät zu Bette ging, so fing er sein Spiel um Mitternacht an; Einer nach dem Andern fuhr aus dem ersten Schlummer auf, Alle saßen berathend in den Betten, und Niemand fürchtete sich mehr als das Gespenst selbst. So trieb er fast drey Wochen sein loses Spiel, ohne daß auf den Pinsel — wofür man ihn hielt — einiger Verdacht fiel; bald schien der Ton von Oben und bald von Unten, aber immer gleich klagend und schauerlich her zu schallen, als ob ein Mensch in Todesnoth stöhnte. Die Gesellen wurden unruhig, sprachen von Abschiednehmen, und die Hauseinwohner von Ausziehen. Nur ein Kaffeeschenk, dem Spukhause gegenüber, zog Vortheil von diesem Spuke, denn es war bis in die späte Nacht besucht; die Polizey schritt ein und alle Räu-

Digitized by Google

me des Hauses waren von ihr und freywilligen vertrauten Wächtern besetzt, aber vergebens. Da gingen die Gesellen, welchen jetzt das Gespenst als Leidensgenosse sich anschließen durfte, am Sonntage zu Bier, der Pinsel trank tüchtig und wurde lustig, er ließ Worte fallen, die seinem Schlafkameraden auffielen, aber dieser schwieg. Um Mitternacht fing der Spuk wieder an, aber plötzlich faßte ihn sein Bettkamerad bey der Hand und rief: „Halt! ich habe das Gespenst!" Gezwungen mußte er nun seine Kunst wiederholen und die Andern versuchten sich auch im Spukmachen; noch dieselbe Nacht wurde er der Polizey überliefert und hatte neben dem Arrest noch eine gebührende Züchtigung zu erleiden; über welchen letzteren Punkt er jedoch bey seiner Erzählung hinausging. Er erhielt nun den Namen: „das Gespenst," der ihm durch die Erzählung der Gesellen überall vorausging und nachfolgte.

Ich erreichte nebst meinem Gespenste Kiel und wartete einige Tage auf guten Wind zur Reise nach Kopenhagen. Ich kaufte so viel Brod ein, daß wir im Nothfalle sechs Tage zu essen hatten, dazu ein wenig Butter, und so war für die Reise gesorgt. Der Aufenthalt auf dem Paquetboot war aber für die Deckpassagiere der schlechteste, der sich denken läßt; es stund ihnen frey, des Nachts unter das Deck zu gehen und sich auf Kisten und Ballen beliebig hinzulegen, aber dieser Aufenthalt war unerträglich; der schreckliche Geruch von Theer, faulem Wasser und Gott weiß von was Allem noch, war pestilenzialisch; wir zogen es Beyde vor, die Nacht so wie am Tage auf dem Verdeck zu bleiben. Das Schiff hatte in der Nacht bey der Insel Falster Anker geworfen, der Nordwind strich über das Verdeck und die Wellen schlugen recht unfreund-

Digitized by Google

lich an die Planken — weichlich bin ich nie gewesen, aber das Lager auf der Schiffsplanke ohne andere Decke als einen leichten Rock, beym Pfeifen des Nordwindes und dem Plätschern der Wellen war doch schlechter, als das auf den ungarischen Haiden. Am folgenden Morgen kamen die unter dem Verdeck gelagerten Passagiere blaß und übernächtig aus dem Schiffsbauche gestiegen und verwünschten ihr schreckliches Lager.

Es waren mit uns zugleich in Kiel zwanzig Rekruten nach Kopenhagen eingeschifft worden, meistens holländische, preußische und östreichische Deserteurs, die nichts Anderes als die Verzweifelung in den dänischen Dienst getrieben haben konnte; denn dieser galt für den schlechtesten der zu wählen war — mit Ausnahme des schwedischen — es war aber auch das sicherste Mittel für einen Verbrecher, um zu entrinnen. Am Ende Europas, unter fremdem Namen, in dänischer Uniform, wer wollte ihn da finden? Bey der Einschiffung in Kiel war so ziemlich für Lebensmittel für die Rekruten gesorgt; ich hatte dies selbst gesehen, bin aber überzeugt, daß die sie bewachenden Unteroffiziere die Hälfte derselben für sich behalten haben, was beynahe zu einer kleinen Rebellion im Schiffe geführt hätte.

Wie schlecht und roh alle Einrichtungen auf dem Paquetboot überhaupt waren, dies zeigt ein Umstand, welchen man in der Regel nicht gerne bespricht; zu einer gewissen Verrichtung mußte man, während sich das Vordertheil des Schiffes bald hoch in die Höhe hob und bald in das Meer senkte, an diesem Vordertheile hinausklettern, sich an Tauen festhalten und frey auf den dort angehängten Anker stellen, wobey der

Digitized by Google

Furchtſame ſich den brutalen Hohn der Matroſen und Anderer gefallen laſſen mußte.

Die zwey Tage unſerer Fahrt litt ich viel an der Seekrankheit, obſchon ich zum Verhungern wenig aß; ich war froh, als wir am Spätabend des zweyten Tages an das Land traten. Zwey Tage lang taumelten wir hin und her, es war uns immer, als ob der Boden unter uns ſchwankte, ich wachte im Schlafe auf und glaubte zu fühlen, daß ich im Bette geſchaukelt würde.

Es iſt ein eigenes Gefühl, wenn man nach einer Seereiſe ein fremdes Land betritt; bey der Landreiſe iſt der Übergang allmählich, hier aber treten dem Reiſenden auf einmal fremde Sprache und Sitten entgegen. Nun iſt zwar die deutſche Sprache in Kopenhagen ſehr verbreitet, doch fragten wir bey vielen Perſonen vergebens um Nachweiſung unſeres Weges.

Gleich bey dem erſten Ausgange wurden wir auf eine uns fremde Sitte aufmerkſam gemacht; wir ließen uns zu unſerem frugalen Frühſtück ein Glas Rum geben, ich nahm einige Tropfen und reichte das Glas dem Geſpenſte, welches deſſelbe that und es dann auf den Tiſch ſetzte. Der Wirth ſtund lächelnd mit der Flaſche in der Hand dabey, ich trank noch einmal und reichte dem Gefährten den Reſt, wir bezahlten und gingen fort. Bald erhielt ich Aufſchluß über unſern Verſtoß gegen die übliche Sitte. Es wird in Dänemark wenig Bier, aber viel Branntwein getrunken. Wer zuerſt in eine Schenke tritt, trinkt entweder ſein Glas Branntwein auf einmal aus, oder gibt es halb voll dem Wirthe zurück; der zweite Eintretende läßt ſich ebenfalls ein Glas geben und reicht es

Digitized by Google

leer oder halb voll dem Wirthe hin mit den Worten: „seyd so gut und schenkt herein," dieser präsentirt das andere gefüllte Glas dem ersten Gaste, und so geht es fort bey jedem neu Ankommenden. Mancher setzt dann nur das Glas an die Lippen, ohne zu trinken, der Wirth stößt dann mit der Flasche daran und es wird für neu gefüllt von dem zuletzt Angekommenen bezahlt. Es ist hier der umgekehrte Fall wie in Deutschland — wer spät zur Schenke geht, bezahlt am meisten. —

In Kopenhagen war es bey der Buchbinderinnung fester Brauch und Herkommen, daß jeder fremde Geselle, der zur See zugereist kam, wenigstens auf vierzehn Tage Condition erhalten mußte. In Folge dieses Ausflusses altnordischer Gastlichkeit erhielten wir Beyde Arbeit, mein Gespenst auf vierzehn Tage und ich auf etwas längere Zeit.

Eine Menge neuer Eindrücke stürmten hier gleichsam auf mich ein: der Hafen, die imposante Schloßruine, die nach dem letzten Brande palastartig wieder erbauten Häuser und vieles Andere. Der Wohlstand der Einwohner hatte durch den großen Brand viel gelitten, man klagte, daß die Gegenwart noch weit hinter der jüngsten Vergangenheit zurückstehe.

Während meines Aufenthalts hatte ich das interessante Schauspiel einer Revue der dänischen Armee. Die Garde bildete ein zwar nicht großes, aber recht schönes, imponirendes Corps; desto trübseliger sah die übrige Armee aus, die verschabten und verschossenen rothen Röcke gaben einen jämmerlichen Anblick; der Hunger und das Übermaaß des Branntweingenusses war auf allen Gesichtern zu lesen, nur die bloß zur Revue eingezogenen Nationalsoldaten hatten ein kräftiges,

Digitized by Google

nicht übernächtiges Aussehen. Die unglücklichen Geworbenen hatten bey knappem Solde, Verpflegung und Kleidung ein trauriges Loos; ein Soldat und ein Dieb waren fast gleichbedeutend. Die meisten waren freylich der Auswurf von Deutschland, die hier, wo nur zur See zu entrinnen war, vergebens zu entrinnen trachteten. Wenn in kalten Wintern der Sund gefroren war, dann wurde von ihnen das Verzweifeltste gewagt, um zu entkommen; dagegen wurden alle Vorsichtsmaaßregeln getroffen, Patrouillen gingen auf dem Eise, es wurde aufgeeist und Posten ausgestellt, doch entkam zuweilen der Eine und der Andere, um in Schweden einem gleich großen Elend entgegen zu gehen. — Einmal vergaß ich den Vorsaal zuzuschließen, da trat ein Kriegsmann in die Werkstube, wo ich eben allein war, ich eilte in das Wohnzimmer, ihn zu melden. — „Ey was haben Sie gemacht, die Thüre nicht zugeschlossen, so ein Soldat nimmt mit, was er erlangen kann," wurde mir gesagt. — Glücklicherweise war der militärische Mann ein Unteroffizier der Bürgergarde (oder königlicher Freywilliger), also keine Gefahr vorhanden gewesen.

Meinen Mitgesellen, die sämmtlich Dänen waren, erzählte ich öfter von dem französischen Militärwesen, wie dort keine Schläge gegeben würden und jeder Soldat, außer Dienst, hingehen könne wohin er wolle. — „Das begreife ich nicht," rief ein alter Normann, „ich bin dreißig Jahre Soldat gewesen, aber Soldaten ohne Prügel! was wären das für Soldaten! dies ist nicht möglich! und wenn man jeden gehen ließe, wohin er wollte, das wäre 'was Schönes, da liefen die Kerle alle davon!"

So waren damals selbst unter Soldaten, die nicht zu

Digitized by Google

dem Ausschuß gehörten, die Begriffe über ihren Stand, und mit solchen Subjekten sollte das Vaterland gegen etwaige Feinde vertheidigt werden! So lange überall ein solches Soldaten-Sklaven-Wesen im Gange war, und das Volk so gut wie gleichgültig bey den Kriegen der Fürsten blieb, mochte dies gehen. Daß es hier, wo man an die Möglichkeit des Anderswerdens nicht dachte, doch anders wurde, darin liegt auch ein Beweis, daß das, was die Zeit verwirft, sich wohl überleben kann, aber die Unwiderstehliche wird es nothwendig vernichten, freylich immer zu spät für die, welche unter dem Drucke der Vergangenheit in einer Gegenwart leiden.

Die Dänen waren nicht unempfindlich für manches Gute, was ihre Regierung unter der Leitung der Grafen Bernstorff gethan. Die Leibeigenschaft war aufgehoben und die ungemessenen Frohnden der Bauern regulirt, die Freyheit der Sklaven auf den dänischen Inseln in Westindien war vorbereitet und ihr Schicksal um Vieles gemildert, gar manche Verbesserungen im Innern des Landes, als z. B. Straßenbau wurden vorgenommen, man rühmte die Milde der Regierung, wenn gleich der König gesetzlich ein so unbeschränkter Selbstherrscher war, wie kaum ein anderer europäischer Fürst. Ein Fall von damals ungewöhnlicher Toleranz war mir interessant. Der König hatte einem Juden auf Laaland, auf das Zeugniß, daß er ein rechtlicher Mann sey, die Erlaubniß gegeben, eine Dänin (Christin) zu heyrathen. — Dieser einzige Weg, dieses fremde Volk wirklich zu nationalisiren, sprach aber weder bey den Dänen noch bey den Juden sonderlich an. Ob der Fall Nachfolge gefunden hat, ist mir unbekannt geblieben.

Digitized by Google

Nach nicht langem Aufenthalte in Kopenhagen, reiste ich nach Fühnen und Langeland, wo ich eine längere Zeit in Odense und in Rudkiöbing arbeitete. Der Aufenthalt in dem letzten kleinen Städtchen war freylich sehr langweilig für mich. Die deutsche Sprache ward dort sehr wenig gesprochen, und außer der Arbeitszeit war ich der bleiernen Langeweile hingegeben. Das einzige Vergnügen fand ich am Abend, wenn die Sonne im Meere unterging, oder wenn der Sturm die Wellen peitschte.

Ich machte in Rudkiöbing die Bekanntschaft eines böhmischen Glashändlers, der bey meiner Anwesenheit in eine schwere Krankheit verfiel und sein Ende vor Augen sah; er lag zwar nicht ohne Hülfe und nöthige Pflege, doch aber vereinzelt und entfernt von seinem Vaterlande auf hartem Krankenlager und sehnte sich nach geistlichem Troste. Er vertraute mir seinen Kummer, denn er war Katholik, und wo einen Geistlichen seiner Confession hernehmen? Seine wiederholten Klagen ermuthigten mich ihm zu sagen: „Lieber Landsmann, wir Alle sind Christen, Lutheraner wie Katholiken, wir erkennen einen Gott und glauben an Christum und seine Lehre; Sie sind weit gereist in der Welt, Sie haben gewiß viele brave redliche Protestanten auf Ihren Reisen kennen lernen, Sie glauben gewiß nicht, daß gute Menschen, wenn sie andere Kirchengebräuche haben, deshalb verdammt werden. Wollen Sie geistlichen Trost, so lassen Sie einen evangelischen Geistlichen rufen, er ist ein Diener der christlichen Kirche wie ein katholischer; er wird nicht verlangen, daß Sie Ihren Glauben abschwören sollen, aber er wird Ihnen Trost zusprechen aus Gottes Wort und aus menschlichem Herzen." — „Sie haben

Digitized by Google

Recht, Landsmann," seufzte der Kranke, „bitten Sie doch den Kaplan, er möchte zu mir kommen, er wird es ja doch thun."

Der wackere dänische Geistliche erfüllte die Bitte des Kranken, er sprach ihm Trost zu, ohne confessionelle Gegenstände zu berühren; es waren die tröstenden Worte eines Freundes. Der Kranke bat, ihm das Abendmahl zu reichen; nur einen Augenblick schwieg der aufgeklärte Kaplan, dann sprach er: „Wir sind Beyde Christen, wenn auch von verschiedener Confession, wir hoffen Beyde Gnade zu finden vor dem Herrn; es sey fern von mir, Sie von Ihrem Glauben abwendig zu machen, Gott sieht in die Herzen und richtet den Menschen nach seinen Thaten und nach seinem Willen. Wenn Sie Trost darin finden, wenn Sie des Glaubens sind, daß das heilige Abendmahl von einem Diener der evangelischen Kirche gereicht, Ihnen eben so zum Heile diene, als wenn Sie es von einem katholischen empfingen, so bin ich bereit, es Ihnen zu reichen." Der Kranke bat ihn nochmals darum; der Kaplan erfüllte seinen Wunsch und mein guter Landsmann aus Böhmen starb getröstet 24 Stunden darnach.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Mecklenburg. 1800 — 1801.

Meinen frühern Plan, nach Norwegen oder nach Jütland zu reisen, hatte ich aufgegeben, und wendete mich wieder der Elbe zu. Der Wunsch, in Ditmarsen Arbeit zu erhalten, schlug mir leider fehl, ich hatte das Land und das Völkchen aus seiner Geschichte lieb gewonnen. Dieses kleine Volk auf der engen Erdscholle, das Jahrhunderte lang gegen Könige und Fürsten seine Freiheit behauptet und ihre Heere geschlagen, wollte ich kennen lernen, aber der Wunsch ward mir nicht gewährt. Wohl sah ich ein, wie schwer es, besonders in früherer Zeit, einem Eroberer seyn mochte, hier einzudringen, wenn landeskundige, wackere Männer da waren, denn bey jedem Schritt sank ich tief in den fruchtbaren Kleiboden ein, so daß ich am Ende froh war, wieder über seine Grenzen zu kommen.

Rostock war für diesesmal mein Haltepunkt; ich stund daselbst in recht gemüthlichen Verhältnissen und erlebte so das Jahr 1801. Die Stadt Rostock hatte damals eine städtische Verfassung, welche sich der einer freyen Reichsstadt annäherte, sie hatte ihr eigenes Militair, prägte Münzen, ihr

Digitized by Google

Stadtrath hatte eine ausgedehnte Macht und die Innungsvorsteher bildeten als Vertreter der Bürgerschaft einen großen Rath mit wichtigen Befugnissen.

Etwas Ähnliches war auch in Lübeck die Grundlage der städtischen Verfassung, weshalb in beyden Städten Zunftrechte und Gebräuche in hohem Ansehen stunden; in Lübeck bestund sogar eine Zunft der Holzmacher. In unserer neuen Zeit, wo man überall in Extremen sich bewegt und das Kind mit dem Bade verschüttet, finden die Zunfteinrichtungen keine Huld mehr, und was noch davon besteht, das bemüht man sich nach allen Kräften zu zertrümmern.

Die eine Hälfte des Zunftwesens ist durch die unabwendbare Richtung der Zeit in ein in seinen Folgen auf Moralität und menschliches Lebensglück der Arbeiter unglückliches Fabrikwesen, das dem Armen alle Selbstständigkeit raubt und ihn zum Sklaven des Reichen macht, übergegangen; die Folgen davon liegen vor Augen und werden mit jedem Jahre greller hervortreten. Hemmungen können hier nicht helfen, der Gang der Dinge ist unvermeidlich, und nur die Zeit kann wieder schaffen, wo sie zerstört hat; — möge der Prozeß auf mildem Wege vor sich gehen!

Was hier noch übrig blieb, soll untergehen in unbedingter Gewerbsfreyheit. Ich bin kein Verehrer menschlicher Einrichtungen und Verhältnisse, die ihre Zeit überlebt haben und ihrem Zwecke nicht mehr entsprechen, aber war und ist dies bey den Innungen wirklich der Fall? Hat man nicht vielmehr fast überall ihre lokalen Mängel als allgemeine hervorgehoben und meist aus Unkenntniß der Verhältnisse diese in

Digitized by Google

das grellste Licht gesetzt, als ob in ihnen das ganze Wesen der Innungen bestünde?

Ihre politische Bedeutung haben die Zünfte seit der Erfindung des Schießpulvers allmählich verloren; der Bürger war ursprünglich ein geborner Soldat, seine Burg, seine Stadt, sollte er vertheidigen; gleiche Gewerbsgenossen als Kameraden neben einander gestellt, durch das Zunftverband verbrüdert, erstarkte der Schwache und der Muth des Muthigen wurde gesteigert, denn Jeder focht unter den Augen seiner Genossen, die Wichtigkeit der Zünfte sicherte ihre Rechte. Aber damit die Zünfte in Ehren blieben, duldeten sie keinen Ehrlosen in ihrer Mitte, er ward ausgestoßen aus ihrem Verbande. So wirkten sie als Sittengerichte in jener wenig gesetzlichen Zeit, und nach der Sitte jener Zeit konnte ein Unfreyer nur schwer in ihre Mitte gelangen. Ihr Sittengericht erstreckte sich mit gleicher Strenge auch auf Frauen, Töchter und Bräute der Meister, deren keiner eine lüderliche Weibsperson in die ehrbare Innung bringen durfte; Anstandsregeln wurden festgestellt und ihre Übertretung bey Strafe verpönt, um auch das äußere Ansehen zu erhalten.

Manche dieser Zunftgesetze nöthigen uns jetzt ein Lächeln ab; — aber andere Zeiten, andere Sitten — sie waren auch nicht überall gleich. In der raufsüchtigen Zeit mußte der Geselle bey den Zusammenkünften der Innungen versichern, daß er weder Messer, noch tödtliches Gewehr bey sich führe, er durfte ohne Hut, Rock und Stock nicht ausgehen, kein Lehrling durfte die Schenke besuchen oder Taback rauchen, noch viel weniger lüderlichen Umgang pflegen, und die Höf-

Digitized by Google

lichkeit gegen Meister und Gesellen, bey strenger Ahnung, nicht aus den Augen setzen.

Die Zunftgesetze machten die Wanderschaft zur nothwendigen Bedingung des Meisterwerdens. Dieses Gesetz hat bis auf den heutigen Tag das deutsche Element in Europa verbreitet. In Skandinavien, an der südlichen Ostseeküste, in Polen, Ungarn, in den südlichen und westlichen Ländern Europas leben deutsche Handwerker, und bilden häufig die gesammte Bevölkerung der Städte. Oft angefeindet, haben sie sich doch in der Mehrheit des guten Rufes der Rechtlichkeit und Tüchtigkeit zu erfreuen. Kein anderes Volk Europas hat solche Gewerbskolonieen im Auslande gegründet, außer hier und da durch Einwanderungen aus Glaubensgründen. — Ein Gesetz, in dessen Folge so mancher Deutsche im Ausland sein Brod in Ehren fand, und seinem Vaterlande selbst Ehre machte, ist gewiß nicht zu tadeln, und wer vermag zu beurtheilen, welchen Bildungsstoff der Handwerker, zuweilen sich selbst unbewußt, auf seinen Reisen empfängt und verarbeitet? Daß nicht auch Franzosen sich auf dieselbe Weise verbreiteten, davon ist das Nichtvorhandenseyn eines solchen Gesetzes die Ursache, auch zeigt sich hier der Nachtheil der so viel gepriesenen Theilung der Arbeit. Der deutsche Handwerker muß Alles lernen, was zu seinem Geschäft gehört. Anders ist es in Frankreich; ein gut gebundenes Buch z. B. geht durch die Hände von vielleicht fünf Arbeitern, deren jeder in seinem Fache sehr vollkommen seyn kann, aber nicht vermögend ist, etwas Ganzes herzustellen, der darum auch meistens nie ein selbständiger Arbeiter (Meister) wird, und nur von dem Unternehmer, der ohne praktische Kenntniß des Geschäftes das-

Digitized by Google

selbe durch seine Geldmittel betreibt, seinen unsichern Unterhalt bezieht. — Der Deutsche hingegen, der den ganzen Umfang seines Geschäfts kennt, wirft sich leicht in jedes einzelne Fach, wo er auch unschwer die Meisterschaft erringt.

Dies Alles machte mich nie blind gegen die Flecken, die an dem Zunftwesen haften, ohne deshalb zu seinem Wesen zu gehören; an ihrer Dauer durch eine lange Zeit waren lediglich die Gesetze und ihre Handhaber schuld.

Wenn auch fast bey jedem Handwerke Gebräuche, welche den Einzelnen beschwerten, üblich waren, so habe ich doch vier derselben kennen lernen, welche ich als zu jener Zeit vorzüglich zünftig bezeichnen möchte, nämlich: Tischler, Schlosser, Hutmacher und Färber. — Die Erstern habe ich besonders auf Reisen, wo man vertraulicher ist, oft seufzen hören: — „Der fatale Handwerksgebrauch, warum der nicht aufgehoben wird! Die besten Städte in Deutschland sind geschimpft, und zwar oft um solche Lumpereyen, daß es zu erzählen, lächerlich ist; man muß sie meiden, ihrer sind so viele, daß man jahrelang von der einen zu der andern reisen könnte!" — „Aber," antwortete ich, „warum thun Sie das nicht? ich würde mich nicht daran kehren." — „Das Gott erbarm'! komme ich anderswo hin, da riskire ich, daß mir Arme und Beine entzwey geschlagen werden; kein Meister darf mir Arbeit geben, und wenn ich nach Hause komme, um Meister zu werden, dann weist man mich zurück, und die Obrigkeit schützt mich nicht." —

In Rostock lernte ich zwey recht gebildete Hutmacher- und einen Färbergesellen kennen. Wir hatten sämmtlich unsere Herberge beysammen; bey jenen Beyden waren gemein-

Digitized by Google

schaftliche Zechen Gebrauch, sie versammelten sich Sonntags Nachmittags, und tranken bis zum Abend, wo sie gemeinschaftlich bezahlten, so daß auch der Nichtanwesende seinen Antheil beytragen mußte. Die Unterhaltung bestund im Absingen brutaler Lieder, es ist mir davon noch folgende Strophe erinnerlich:

Meister zu kujoniren,
Mädchen zu verführen,
Das ist unsere Lust!

Meine drey Freunde sangen und bramarbasirten gleich den Andern mit. „Aber," fragte ich, „wie können Sie nur an diesem brutalen Unwesen Gefallen finden? Lieber bezahlte ich meine Zeche und bliebe hinweg!" — „Das ginge einmal," — erhielt ich zur Antwort, — „und da gäbe es scheele Gesichter, aber mehrmal, das wäre Verachtung, da müßte ich mich mit Allen, Mann für Mann herumschlagen; bin ich aber gegenwärtig und mache nicht mit, dann geht es mir eben so; klagen hilft mir nichts, ich bekomme auch nicht viel Recht, denn es ist Handwerksgebrauch, und komme ich anderswo hin, dann geht es mir schlecht!" —

Diese wilden Auswüchse des Zunftwesens waren vor funfzig Jahren so leicht zu beseitigen, als jetzt, wenn es den Regierungen recht Ernst damit gewesen wäre; denn gar Viele, die da mit machten, wären froh gewesen, die lästigen Fesseln abzuwerfen. Ein allgemeines Gesetz in Deutschland, welches alle Verbindungen unter Handwerksgesellen, mit Ausnahme der Pflicht, für ihre Kranken zu sorgen, und ihre Armen zu unterstützen aufhob, hätte, wenn die Behörden streng auf seine Befolgung gesehen, dem Unwesen sofort ab-

Digitized by Google

geholfen, und in wenig Jahren hätte Niemand mehr an solche Albernheiten gedacht.

Unter den, besonders in neuer Zeit aufgetauchten, Beschwerden gegen die Zünfte gehört auch die gegen die geschlossenen Innungen. Geschlossene Innungen haben sich in manchen Städten gefunden, aber wenn irgend wo, so waren höchstens in Lübeck alle Innungen geschlossen, — das heißt auf eine bestimmte Meisterzahl beschränkt — ich zweifle aber, ob dies dort im Allgemeinen der Fall war. Solche Fälle aber waren immer lokal und dem Zunftwesen im Allgemeinen nicht zuzurechnen, ihr Ursprung lag entweder in der städtischen Verfassung einzelner Orte, oder in den Umstände, daß hier und da zu einer Zeit die Anzahl der Meister eines Handwerks so groß war, daß sie sich unmöglich nähren konnten, weshalb die Beschränkung der Meisterzahl von den Behörden selbst ausging, und die Abhülfe auch von denselben in der Form der bestehenden Gesetze ausgehen konnte, ohne daß das Zunftwesen selbst anzugreifen, oder gar zu vernichten, nöthig oder zweckmäßig war.

In neuerer Zeit hat man versucht, die Gewerbsfreyheit an die Stelle des Zunftwesens zu setzen; was man dadurch gewonnen hat, liegt vor Aller Augen. Der Gegenstand hat viele Federn in Bewegung gesetzt, und ein Jeder, dessen Beruf Handarbeit ausschließt, spricht sich, je weniger er praktisch mit den Verhältnissen vertraut ist (wenn es ihm beliebt, darüber zu sprechen), so weise über den Gegenstand aus, als es der Handwerker thun würde, wenn es ihm einfiele, eine Kritik der kantischen Philosophie zu schreiben. Anstatt der — wie ich an mir selbst erfahren habe — sonst so unbillig

Digitized by Google

harten Lehrzeit (die es aber bey weitem nicht bey Allen war), will man, daß die Erlernung eines Handwerks wie die Unterrichtsstunden, z. B. in der französischen Sprache vor sich gehen soll. — Ist es kalt in der Werkstube, — ey, der Lehrling ist nicht da, den Ofen zu heizen, das kann ja der Meister thun, — man denke ja nicht gleich an eine Dienstmagd oder an eine unbeschäftigte Hausfrau. — Ist die Lehrzeit vorüber — nun im Reiche der Gewerbsfreyheit hat er nicht nöthig zu wandern. Ist das ein und zwanzigste Jahr erreicht, — ey nun, der Tanzboden hat die Bekanntschaft mit einem Mädchen herbeygeführt, die ein paar hundert Thaler ererbt oder gar wohl verdient hat, nun hängt der Himmel voll Geigen. Man heirathet sich, das Männchen löst ein Patent, — man will nun Kundschaft haben, und wie wenig braucht man zum Leben! Man arbeitet um einen Lohn, bey dem ein ehrlicher Mann nicht bestehen kann. — Das Publikum spricht: „Der junge Mann ist billig, man muß ihn unterstützen" (das heißt: von seiner sogenannten Billigkeit profitiren). Nach und nach tritt es hervor, daß ihm Erfahrung und Kenntniß zum Meisterthum fehlt; seine billigen Preise haben ihn selbst ruinirt, das angeschaffte Material ist verbraucht, das eingenommene Geld zum Lebensbedarf verwendet, und das selbst ohne Verschwendung; Weib und Kind verlangen nach Brod, und die Geigen am Himmel ertönen im Jammer. Das Gesetz hat ihm gestattet, sich zu ruiniren, er hat es gethan; seine Familie ist im Elend, seine Gläubiger haben das Nachsehen, sind durch ihn in ähnliche Noth gerathen.

Es ist dieses kein Bild der Phantasie. Die Umstände sind aus dem Leben gegriffen, und könnten in Pluralität mit

Digitized by Google

Namen aufgeführt werden. Fälle wie folgender, sind mir im kaum vergangenen Leben mehrfach vorgekommen.

Ein selbst noch junger Mann aus einem größern Nachbarstaate bat mich um Rath zur Beförderung seiner Aufnahme als Bürger in Weimar. Er versprach, gewichtige Proben seiner Geschicklichkeit vorzulegen. „Warum," fragte ich, „wollen Sie Ihren jetzigen Wohnort, wo Sie fünf Jahre ansässig und Familienvater sind, verlassen, und Ihr Heil im Auslande versuchen, da Sie doch in einer Stadt ihres Vaterlandes bey einer Veränderung wenig oder gar keine Schwierigkeiten haben würden?" — Er antwortete: „Ich habe Alles versucht; als ich mich vor fünf Jahren in C... niederließ, war ich allein und konnte leben; jetzt haben sich noch zwey junge Leute von meinem Gewerbe in dem kleinen Orte niedergelassen. Der Eine hat nicht einmal ordentlich gelernt; aber er hat Geld, und schon die Hälfte davon im Handel mit dem, was er nicht verfertigen kann, zugesetzt; der Zweyte besitzt nichts und verstehet wenig. Er kann sich täglich den Wanderstab schnitzen. Wir gehen alle Drey zu Grunde, darum will ich in Zeiten das Feld räumen, ich habe in E..., H.... und M..... Erkundigungen eingezogen, aber überall ist die gleiche Noth und Verderbsfreyheit, bei Ihnen wird doch das Gewerbe noch etwas geschützt."

Man hat nicht selten, um den Nutzen der Gewerbsfreyheit hervorzuheben, angeführt: seit ihrer Einführung habe die Kunst im Gewerbe Riesenschritte gemacht, und dies sey die Folge der Gewerbsfreiheit; — man irrt sich mit dieser Behauptung, und fast sollte man meinen, man irrt sich geflissentlich, weil man nicht sehen will. Das Fortschreiten

Digitized by Google

liegt in den Zeitverhältnissen; wie viel anders, als vor funfzig Jahren, sieht es jetzt aus im Gebiete der Chemie, der Naturwissenschaften und Mechanik! Hier ward die Bahn gebrochen zum Fortschreiten der Gewerbe, welche den Wissenschaften in ihrem Gebiete bald mit gleichen Schritten nacheilten. Für beyde Richtungen des menschlichen Bestrebens gilt ein und dasselbe Gesetz, ein Fortschritt führt nothwendig den andern herbey. Hat die Chemie neue Farbestoffe geschaffen, dann benutzt sie der Handwerker zur Vervollkommnung seines Gewerbes; steigt durch ihre Beyhülfe die Lederfabrikation, liefert sie ein schöneres und feineres Produkt, so gewinnen die Lederarbeiten ein schöneres Ansehen, und kein widerstrebendes Material verdunkelt die Kunst des Arbeiters, der seinerseits in diesem Umstande einen vermehrten Antrieb findet, etwas Vorzügliches zu leisten. — So ist der Gang des Fortschreitens in allen Gewerben; was die Gewerbsfreyheit damit zu thun hat, ist unerfindlich. — Ihr Wahlspruch ist: „Wer nicht schwimmen kann, geht unter!" und an Breite und Tiefe des Stromes fehlt es nicht!

Welche Stellung die Tribus der Patenter in der Meinung des Publikums — hier freylich nur des nichtgewerbetreibenden Publikums — einnimmt, davon giebt Raumer in seiner Schrift über die preußische Städteordnung Nachricht. Er sagt (S. 29): „Man klagt, die sogenannten Patenter haben zu wenig Qualifikation, um Bürger seyn zu können! — Herrlicher Gewinn, welchen der Staat aus der Gewerbsfreyheit zieht. — Bey allem Philisterthum, welches dem strengen Zunftwesen anklebte, fehlte es bey diesem doch nie an

Digitized by Google

Männern, welche in jedem Sinne des Wortes Bürger waren, wo man ihnen gestattete, dieses zu seyn."

Um diesem Mangel an Tüchtigkeit bey den sogenannten Patentern — also nicht einmal einen bestimmten Namen hat diese Tribus — abzuhelfen, wird ebendaselbst vorgeschlagen, die Geistlichen und Schullehrer nicht von dem Einflusse auf die Gemeinde-Angelegenheiten auszuschließen. — Dagegen (heißt es ebendaselbst) wenden Andere ein: „Wollt ihr diese Herren ihrer Würde und Stellung unangemessen, mit Handwerkern aller Art zusammenwerfen?" Kann die Verachtung des Handwerksstandes tiefer ausgedrückt werden, und der Dünkel höher steigen, als es in diesen wenigen Worten geschieht? — Sind dies die Früchte der Gewerbsfreyheit?

Wer bildet denn den Staat, und trägt seine Lasten? Wer anders, als der ackerbauende und gewerbetreibende Bürger? Welchen Beruf könnten Männer, die der Staat oder die Gemeinde für bestimmte Funktionen besoldet, wohl haben, als Regenten der Letztern aufzutreten und zugleich ihre Würde durch solches Verhältniß gefährdet zu sehen?! Wenn der Staat sich keine Bürger erziehet, so wird ihn in der Stunde der Prüfung der fünfhundertste Theil seiner Bevölkerung wahrlich nicht retten!

Wenn ich meine in der frühern und gegenwärtigen Zeit gesammelten Erfahrungen über das Zunftwesen und den Handwerksstand hier ausgesprochen habe, so ist dies doch nur eine Andeutung dessen, was in vollständigerer Ausführung von großem Umfang seyn würde.

Mein Leben in Rostock war, wie schon erwähnt, ein recht gemüthliches. Ich theilte die Arbeit und Sorge meines Prin-

Digitized by Google

zipals, und man nahm sich meiner, wie eines langjährigen Freundes an. Mit Bedauern sah ich im nächsten Sommer die Arbeit sich mindern; so gern ich länger geblieben wäre, so war es jetzt an mir, zu sagen: „Wir müssen scheiden, sonst bin ich eine Last und keine Hülfe." Mit Wehmuth und meinerseits mit dem Versprechen, wo möglich wieder zu kommen, trennten wir uns. Ich beschloß in der Richtung nach Berlin zu reisen, zuerst aber einen kleinen Bogen durch Mecklenburg zu machen. Ich ging zunächst nach Wismar, um diese ehemalige Schwedenstadt, deren Bedeutung ich mir größer dachte, in Augenschein zu nehmen. Am Thore um meinen Paß befragt, griff ich in die Taschen, und siehe da, meine Brieftasche fehlte! Augenblicklich erinnerte ich mich, wo ich sie beym Abschied in Rostock hatte liegen lassen. Ich gestund dem Sergeanten meine Verlegenheit, und bat um Einlaß, weil ich am andern Tag nach Rostock schreiben, und mir meine Papiere kommen lassen wollte. Er machte ein bedenkliches Gesicht, seine Frau, die ihm eben das Vesperbrod gebracht hatte, schlug sich in das Mittel. „Ach! liebes Männchen, der junge Mensch sieht mir gar nicht aus, wie ein Strohmer, laß ihn doch passiren," bat sie vor. „Ich sollt's, hol mich der Teufel nicht thun," sagte der Sergeant, „aber ich glaube es selbst, was meine Frau sagt, so passiren Sie denn ein und lassen Sie sich Ihren Paß nachkommen." Glücklich passirte ich das Thor, bekam Arbeit, bis meine Kundschaft eintraf, wo ich dann meinen Weg nach Güstrow nahm. Dort kam ich hinkend und kaum vermögend, weiter zu gehen, an. Der Nagel der großen Zehe war mir in das Fleisch gewachsen, und ich litt furchtbare Schmerzen. Das Übel war nicht groß, aber

Digitized by Google

eben so schmerzlich, als ich rathlos; da trat ein munterer Soldat in die Schenkstube und fragte: „Was fehlt Ihnen, Landsmann?" Ich klagte ihm mein Leid. „Weiter nichts?" fragte er, „da soll in einer halben Stunde geholfen seyn." Er zog sein Messer heraus, und hieß mich den Fuß entblößen, ich sah ihn zweifelhaft an, er lachte: „fürchten Sie sich nicht, ich schneide die Zehe nicht ab, es thut auch nicht weh, was ich mache." Ich that, wie er mich geheißen. Er zog den Feuerstahl heraus, wetzte schelmisch lächelnd sein Messer, und fing dann an, den eingewachsenen Nagel so lebhaft abzuschaben, daß er in wenig Minuten so schwach wie ein Blatt Papier war. „Nun ist's gut," sprach er, „der Nagel wird sich heben, und morgen können Sie ohne Schmerz marschiren, wohin Sie wollen." Die Hülfe war wahrlich einen freundlichen Dank und einen Krug Bier, welchen der freundliche, junge Mann mit mir zu trinken nicht abschlug, werth.

Einige Monate arbeitete ich in Güstrow. Ich machte Bekanntschaft mit einem Stubenmaler (einem Gesellen) aus dem Hannöverschen. Der junge Mann war geschickt, und hatte Geld von Hause aus, er war dabey sehr lebenslustig, kein Ball und Tanz wurde gehalten, wobey er nicht anwesend war, und Jedermann sah ihn gern. Da wurde einmal ein Bürgerball veranstaltet, an welchem nur Bürger und Bürgerstöchter Theil nehmen durften. Hier Zutritt zu erhalten, war für ihn unmöglich. — „Ich muß doch dabey seyn," versicherte er. Er meldete sich augenblicklich zum Bürgerwerden, bezahlte die Gebühren, wurde an demselben Tage Bürger, ging den Abend zum Bürgerball, und reiste einige Wochen darauf ab.

Digitized by Google

Ein so schnelles, ja leichtsinniges Bürgerwerden war in jener Zeit gar nicht so unerhört. Ich könnte davon noch einige Beyspiele anführen. — Jetzt möchte es wohl nirgends so gehen — ausgenommen in Bessarabien.

An einem trüben, regnerischen und kühlen Septembertage wanderte ich nach Neustrelitz zu. Ich ging den ganzen Tag allein durch eine reizlose Gegend, ich berührte einige menschliche Wohnplätze — nicht Dörfer — eine Reihe einstöckiger kleiner Gebäude; eine enge Stube, eine kleine Küche, ein Ställchen für kleines Vieh war in dem einen, wie in dem andern der ganze Wohn- und Wirthschaftsraum. — Es waren die Wohnungen gelegter Bauern. — Der Ritterstand und die herzogliche Kammer waren fast die alleinigen Besitzer des Grundes und Bodens von Mecklenburg. Der Bauernstand lebte in harter Leibeigenschaft. Als die Ritter noch Krieger waren, mochte das Loos der Leibeigenen wohl auch nicht beneidenswerth seyn, als sie aber Kornhändler wurden, ward es trotz der mildern Zeit gewiß nicht besser. Früher bewirthschaftete jeder Bauer ein Gut, hielt Pferde und Kühe, dafür hatte er seinem Gutsherrn Dienste zu leisten und Zins zu entrichten. Als am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit den Kornpreisen auch die Intelligenz stieg, fing ein Edelmann nach dem Andern an, seine Bauern zu legen, das heißt, er nahm ihnen das Gut, welches sie durch viele Generationen bewirthschaftet hatten, um es selbst zu bewirthschaften, der ohnehin leibeigene Bauer ward ein Kathen-Mann, das heißt, es ward ihm eine Wohnung, wie die oben beschriebene, angewiesen, und er arbeitete seinem Gutsherrn für den Lohn der dürftigsten Ernährung unter der Peitsche des Verwalters.

Digitized by Google

Von diesem Verfahren hatte jedoch die herzogliche Kammer keinen Gebrauch gemacht, und die direkten Unterthanen des Landesfürsten, nebst denen, welche Unterthanen milder Stiftungen waren, blieben in ihren Besitzungen.

Mit gerechtem Schmerz blickt man auf den armen, so tief herabgewürdigten mecklenburgischen Leibeigenen jener Zeit (ist es jetzt besser? — ich weiß es nicht!) — und doch, ist er nicht glücklicher, als Tausende der Fabrikſclaven der neuen Zeit? Während Letzterer bey der Last aufreibender Arbeit, Weib und Kind buchstäblich verhungern und verschmachten sieht, während er von seinem jämmerlichen Verdienst dem brodherrlichen Krämer das ihm Unentbehrliche um den höchsten Preis abkaufen muß, darf der mecklenburgische Leibeigene doch nicht verhungern. Sein Herr muß für Wohnung und Brod sorgen. Freylich für den Preis seiner Freyheit und Menschenrechte! — Ja, ich muß der Zeit vorgreifend ein Bild aus dem Bereich dieses Jammers und der Entwürdigung der Menschheit hier geben:

Zwey Jahre später reiste ich von Grabow nach Lenzen. Unweit der preußischen Gränze hielt mich ein nachkommender bewaffneter Reiter an, und fragte ob ich nicht einen Bauernburschen, den er einigermaßen beschrieb, gesehen hätte; ich verneinte seine Frage, und er sprengte fort. In geringer Entfernung lag ein einzelnes Haus am Wege, hier hielt er an, und ritt bald wieder fort. Als ich das Haus erreichte, fragte ich, was der Verfolgte wohl verbrochen haben möchte. „Nichts!" war die Antwort, „er ist ein Leibeigener, es gefiel ihm nicht mehr bey seinem harten Herrn, er ist ausgetreten, und hat ein ganzes Jahr auf einem andern

Digitized by Google

Gute als Knecht gedient. Sein alter Herr erhielt Nachricht davon, und hat ihn reklamirt; der arme Mensch erfuhr dies, und wollte über die Gränze nach Preußen gehen. Der Nachsetzende ist der Verwalter, er wird ihn unfehlbar einholen, denn er ist kaum eine Viertel Stunde voraus, es wird dem armen Menschen schlecht gehen, er bekommt Schläge und wird eingesperrt, und darnach recht scharf bewacht, daß er nicht wieder davonläuft. —

Die Sclaverey der Neger hatte mich stets im Innersten empört, und hier sollte ich mit eigenen Augen sehen, daß ein deutscher Mann das Eigenthum des Andern wäre, der ihn, dem ausgerissenen Stück Vieh gleich, durch einen andern Knecht wieder einfangen ließ, um ihn für seine Flucht zu mißhandeln; während der entronnene Verbrecher, wenn man seiner wieder habhaft wird, keine Strafe für sein Entrinnen zu gewärtigen hat. — Der Unglückliche wurde eingeholt, und mit der gespannten Pistole bedroht, zurückgebracht. — Ich wendete mich ab, ich konnte ihm ja nicht helfen! — Man darf nicht außer Deutschland gehen, wenn man die Abscheulichkeit der Sclaverey kennen lernen will — man kann dies näher haben! Dies hat der moderne Fabrikſclave voraus, er wird nicht mit der gespannten Pistole verfolgt, seine Kette ist feiner, aber fast noch stärker. Wenn der kräftige Bauernbursche jeden Tag sein Brod finden kann, was bleibt jenem, der nur zu einem technischen Handgriffe, wovon er Weib und Kinder ernähren soll, tüchtig, dessen Kraft und Muth niedergedrückt ist, übrig, als sich dem Neger gleich, von dem Mungo Park berichtet, vor dem reichern Tyrannen zu beugen,

Digitized by Google

und zu sagen: „Lege mich an Deine Kette und gieb mir Mais.“ Fürchtet man die Nemesis nicht?

Obschon ich diese letzte Erfahrung damals noch nicht gemacht hatte, so lag mir doch Stoff genug vor, um mich in die übelste Laune zu versetzen. So erreichte ich am dunkeln Abend die Alleen, welche von Neustrelitz ausgehen; sie kamen meiner Ungeduld endlos vor. Da blitzte ein Licht durch die Bäume, und ich vernahm Gesang, die Töne heiterten mich auf; als ich näher kam, verstund ich den Text des Liedes:

Nun laßt uns tapfer saufen,
So kommen wir aus der Schuld;
Dann ziehen wir Leinwandhosen an,
Und tragen sie mit Geduld.
Die Tischler sind Fürsten,
Sie saufen wie die Bürsten.

Ich kam zum tollen, fröhlichen Gelag auf die Tischlerherberge. Die Leute wären indessen nicht so arg und toll, wie ihr Lied. Ich ward freundlich aufgenommen, erhielt die nöthige Nachweisung, und trat noch denselben Abend in das Haus ein, wo ich arbeiten sollte.

Der bürgerliche Ton in Neustrelitz war ein ganz anderer, als in Rostock. Der letztere war reichsstädtisch, hier war es höchstens eine Art von Widerhall des Hoftons. Das Städtchen war nur klein, und fast alle Handwerker arbeiteten für den Hof, von welchem sie auch ihr Prädikat trugen. Recht respektable, verständige Männer traf ich hier an. War eine solche Gesellschaft beysammen, so begann das Gespräch: „Wie befinden Sie sich, Herr Hofschuhmacher?“ — „Ich danke ergebenst, Herr Hofbuchbinder, recht wohl.“ — „Wird denn

Digitized by Google

heute der Herr Hoffattler nicht auch kommen?" — „Ich habe ihn gesehen, er ging mit dem Herrn Hofschneider" u. s. f. Nun, jedem seine Freude! Die Männer waren übrigens, wie gesagt, recht respektabel. Aber die einfache, treuherzige Gutmüthigkeit in der Familie, in welcher ich in Rostock gelebt, hatte es mir angethan; ich verdiente zwar mehr in Neustrelitz, als in Rostock; aber ich sehnte mich wenigstens für den Winter wieder dahin zurück, und machte mich im November dahin auf den Weg.

Was die Tage zu kurz waren, legte ich an längern und schnellern Schritten zu, und verschmähte keinen Richtweg. So kam ich in die Gegend von Malchin. Hier hatte ich die Landstraße nach Teterow einschlagen müssen; aber beyde Städte sind eine Meile weit von einander entfernt, an welcher man mindestens drey Stunden zu gehen haben soll. Ein Richtweg führte näher und ich schlug ihn ein, er sollte „ein betten deep" (ein wenig tief, schmutzig seyn), darauf kam es mir eben nicht an. Es war schon dämmerig, als ich im letzten Dorfe nach dem Wege fragte, es war ein Fahrdamm, und der Weg nicht zu verlieren; — aber „ein betten deep." Eine Viertelstunde lang vom Dorfe an war der Weg sehr schmutzig, dann betrat ich ein kleines Hölzchen mit herrlichem Sandboden und freuete mich des überstandenen Ungemachs. Am Ausgange des Hölzchens stund ein Haus mit einem Schlagbaume über den Weg, ich fragte und wurde mit bedenklicher Miene berichtet: „es sey auf dem Damm ein betten deep;" unbekümmert schritt ich weiter, es war nebelig dunkel, und nur die Sterne leuchteten, rechts und links glänzten trübe die Wasserflächen der gefüllten Graben, und je weiter ich ge-

Digitized by Google

langte, deſto häufiger flammten kleine und größere Irrlichter in blaſſem Scheine, im Riede zu beyden Seiten des Dammes auf. Der flüſſige Schlamm ging über den Fuß hinweg, endlich da floß ein Bach von ziemlicher Breite und unerkenntlicher Tiefe über den Weg, ich maß ihn in einem Moment mit den Augen — ein kühner Sprung hilft, — und ich ſetzte darüber, der Schlamm ſprützte um mich her, und ich wanderte auf gleichem Wege, wie früher, fort. Da kam mir eine Geſtalt entgegen, es war ein Wanderer wie ich, aber des Weges kundig. „Sie werden einen böſen Weg haben," berichtete er mich, „wenn Sie des Weges kundig wären, dann hatten Sie einen Fußpfad über die Wieſen, aber ſo iſt es unmöglich, Sie liefen Gefahr, die Nacht auf dem Moor zuzubringen, oder in dem Waſſer zu verunglücken; wollen Sie mit mir zurück, dann gehen wir zuſammen." — Das wollte ich nicht, und ging in meiner Richtung fort. Endlich ſtund ich an einem Punkte, welchen das Waſſer in einer Breite überſtrömte, worüber kein Sprung hinweg helfen konnte; eine lange Stange von der Stärke eines Armes war darüber hinweggeworfen; ich ſah ſie prüfend an, auf ſechzehn Fuß Breite ſchätzte ich das Waſſer, es half nichts, ich mußte mich ihr anvertrauen, und glücklich balancirte ich auf ihr über den wilden Bach. Der Weg ward wo möglich noch ſchlimmer, aber ein Ende nehmen mußte er doch, damit tröſtete ich mich. Noch eine Viertelſtunde wanderte ich fort, da erblickte ich beym Sternenlichte die dunkeln Umriſſe eines Gebäudes, und ein ſchwacher Lichtſtrahl ſchimmerte mir entgegen; die Irrlichter waren verſchwunden, und muthiger watete ich durch Waſſer und Schlamm. Jetzt war ich nicht hundert Schritte von

Digitized by Google

dem Hause entfernt, aber wehe! da floß ein breiter Strom über den Weg hin, vergebens erhob ich meine Stimme, um die Bewohner des Hauses herbeyzurufen und ihren Rath zu vernehmen, — sie verhallte ungehört, ich spähte rechts und links, ohne einen Ausweg zu gewahren, es half nichts, ich mußte durch — oder zurück. Dies Letztere war mir unmöglich, also durch! — Bis in die Mitte der Lenden ging mein nasser Weg, dann stund ich nach einigen Schritten auf festem Boden, und sogleich auch an dem, Hülfe versprechenden Hause. Ich klopfte an, und mir wurde aufgethan, eine freundliche, junge Frau mit drey Kindern waren allein zu Hause. Es war nicht nöthig, ihr eine Schilderung meines gefährlichen Wegs zu machen, sie kannte ihn nur zu gut. Ihr Mann war in der Mühle, und kam bald nach Hause.

Beyde Eheleute waren aus Schwerin gebürtig und keine Leibeigene. Der Mann stund in ökonomischen Diensten des Gutsherrn. „Dieser Weg," theilte er mir mit, „war ehemals viel befahren. Früher gehörten die beyden Güter an jedem Ende desselben lange einem Herren, der den Weg im Stande halten ließ, und dafür an jener Seite, wo Sie den Schlagbaum gesehen haben, ein Weggeld erhob. Als beyde Güter an zwey Herren kamen, wollte der jenseitige den Zoll allein forterheben, und unser Herr sollte den Weg mehr als zur Hälfte erhalten; da er dies nicht that, so ging der Weg ganz zu Grunde. Beyde Herren liegen darüber seit vielen Jahren im Streit." — Während das Recht hier mit deutscher Gründlichkeit erwogen wurde, ging freylich der Weg zu Grund, was ganz dem Symbol: „Es werde Recht, und der — Weg — gehe zu Grunde!" gemäß ist. Beyde Eheleute

Digitized by Google

nahmen sich treulich meiner an. Meine Sachen wurden gereinigt und getrocknet, und mir ein Lager dicht am warmen Ofen bereitet. Da man jede Bezahlung ablehnte, so konnte ich meine Dankbarkeit außer Worten, nur durch einige neue Silbermünzen, womit ich die Kinder erfreute, ausdrücken.

Ich kann nicht umhin, des für jetzt von mir umgangenen Städtchens Teterow zu gedenken. Dieser Ort hat, Gott weiß warum, das Schicksal mehrerer andern in verschiedenen Ländern, der Gegend zum Stichblatt zu dienen, und ihm alles Einfältige als Eigenthümlichkeit zuzuschreiben. Unter vielen guten und schlechten Witzen der Art hat mich folgender oft lachen gemacht: Ein Offizier — erzählt man — kehrte einst in Teterow ein, und sprach neckend zum Wirth: „Ich habe schon oft so viel von den klugen Teterower Streichen gehört, kann man nicht einmal so etwas zu sehen bekommen, daß man auch davon zu erzählen hätte?" — „Hm, so was passirt nicht alle Tage, es geschieht, wie sich's trifft," antwortete der Wirth. Gegen Abend sagte der Offizier: „Herr Wirth, die Stiefel werden mir unbequem, kann ich nicht ein Paar Pantoffeln bekommen?" — „Sogleich," sagte der dienstfertige Wirth, und war mit dem Stiefelknechte zur Hand, trug dann die Stiefeln fort, und brachte die Pantoffeln, die mit Sporen versehen waren. — „Was Teufel ist das?" fuhr der Offizier auf. „Ja, das ist so Brauch in Teterow," sprach Jener, „wenn Jemand Pantoffeln verlangt, dann schneidet man ihm die Schuhe von den Stiefeln, da passen sie am besten."

Etwas angegriffen von dem Marsche am vergangenen Tage, wollte ich mir eine Güte thun, und fuhr von der nächsten

Digitized by Google

Station blind mit der Post. Ein offener Karren war mit neun Personen besetzt, und zwischen ihnen lag das Gepäck; drey tüchtige Rappen bewegten das Fuhrwerk ein klein wenig schneller, als ein guter Schritt den Fußgänger beförderte; gelangte dasselbe an einen Hügel, oder an eine vorzüglich schlechte Wegstelle, so klatschte der abgestiegene Knecht mit der Peitsche und rief: „Herunter, meine Herren, hier wird abgestiegen!" — Die Frauenzimmer durften allenfalls sitzen bleiben; aber gegen den von Zeit zu Zeit herabstürzenden Regen hatten sie nicht mehr Schutz, als alle Übrigen. Auf der nächsten Station zog ich es vor, wieder sehend zu werden, und mich meiner Beine zum Fortkommen zu bedienen; so gelangte ich am Abend nach Rostock in die Steinstraße, und traf meines frühern Prinzipals Familie um eine Schüssel dampfender Kartoffeln und Heringe versammelt. Der Hausvater hieß mich freundlich willkommen! Die Hausmutter holte noch ein paar Bratheringe herbey. Die Kinder kletterten auf meine Kniee, und wollten erzählt haben. — Ich vergaß die überstandenen Strapazen, und ging spät vergnügt zur Ruhe.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Der Harz und der Rhein. 1802.

Diesesmal dauerte mein Aufenthalt in Rostock länger, als das erstemal. Ich war erst zwey und zwanzig Jahre alt, fragte mich aber zuweilen, welche Aussichten sich mir für die Zukunft wohl eröffnen möchten. Auf meine Vaterstadt verzichtete ich völlig, denn dort gab es keine Aussicht zum Broderwerb, alle alten Verhältnisse waren zerstört, und neue, Nahrung bringende, nicht eingetreten. Ein Gleiches war ziemlich auf dem ganzen linken Rheinufer der Fall; in jedem andern Lande war ich Fremdling und obendrein mittellos. Bey diesen Umständen gehörte ein besonderes Glück dazu, mich zu seiner Zeit irgendwo zu fixiren. Es war daher meine Absicht, zu versuchen, in Besitz meines väterlichen Erbtheils zu kommen, und dann nach Amerika überzuschiffen. Bey meinem damaligen Alter schien es mir ein Leichtes, auch Hacke und Spaten zu ergreifen, wenn die Buchbinderey mich nicht mehr nährte.

Diesen Plan verfolgte ich nun, wenn gleich nicht mit großer Eile. Noch einmal nahm ich Abschied von meinen Freunden in Rostock, machte einen freundschaftlichen Besuch

Digitized by Google

in Wismar, arbeitete einige Zeit in Lübeck, und fuhr dann im Frühjahr 1802 über die Elbe zurück. Als ich bey Lauenburg das jenseitige Ufer beschritt, stolperte ich mühsam über ein ausgedehntes Kiesfeld. — „Ein schlechter Weg," sagte ich zu einem Landmanne. „Ein recht schlechter," gab er zurück; „zu meines Großvaters Zeiten waren hier die schönsten und fruchtbarsten Äcker, aber eine furchtbare Überschwemmung hat Tausende von Äckern so hoch mit Kies überschüttet, daß jetzt Alles eine Wüste ist; die reichsten Leute wurden auf einmal zu Bettlern." — Die Anwohner eines großen Flusses besitzen in ihm einen mächtigen Hebel ihres Wohlstandes; aber Flußgötter haben oft Sultanslaunen, und vernichten zuweilen Habe und Leben in einem Augenblick.

Die Grenze des neptunischen Gebiets immer weiter hinter mir lassend, freute ich mich, bald den Harz und seine Herrlichkeiten zu sehen. In der alterthümlichen, wohlhabenden Haidenhauptstadt Lüneburg hielt ich mich einige Wochen auf, und steuerte dann dem Harze zu. Ich freute mich, zuerst das alte ehrwürdige Goslar zu sehen. Die Stadt hatte unlängst ihre Reichsfreyheit verloren; aber die uralte, mächtige freye Reichsstadt, die Harzkönigin, einst der Sitz der sächsischen Kaiser, mußte selbst nach ihrem allmähligen Fall Denkmäler der vergangenen Herrlichkeit in sich bewahren, die wenigstens eine Ahnung ihrer frühern Größe hervorrufen müßten. — Aber wie ward ich enttäuscht! Ich durchirrte enge, schlecht gepflasterte Gassen, sah überall verfallene Häuser und Armuth, und nicht eine bemerkbare Spur vergangener Herrlichkeit! Die Stadt hat das Schicksal, das oft der Träger

Digitized by Google

eines berühmten Namens hat, — er verliert, wenn man den Menschen kennen lernt! Ich stieg den andern Tag in die Tiefen des Rammelsbergs, und sah, wie man das Erz gewann. Das Wandern in den einsam schauerlichen Gängen, tief unter der Oberfläche der Erde, hatte etwas Geisterhaftes für mich; zuweilen kam ein Bergmann, sein Lämpchen in der Hand, „Glück auf" grüßend, ernstes Schrittes dahergewandert. Dann gelangten wir in die heiße Region. Jeden Sonnabend wird an der Stelle, wo man Erz gewinnt, ein großer Holzstoß aufgeschichtet und angezündet. Den Montag fahren die Arbeiter in den Schacht, und arbeiten an dieser Stelle, wo man eine heißere Luft ein-, als ausathmet, völlig unbekleidet; sie haben große hölzerne Messer zur Hand, mit welchen sie den stromweis vom Körper rinnenden Schweiß abstreichen. Mit langen eisernen Stangen stoßen sie das noch nicht herabgestürzte Erz von der Decke und den Wänden der Höhlung, es wird entzwey geschlagen, und von gleichfalls unbekleideten Schubkarrenführern bis an einen Punkt gebracht, wo ein bekleideter den gefüllten Karren mit seinem geleerten vertauscht, womit der Erstere zur neuen Fahrt zurückkehrt.

Die Lebensweise des Bergmanns hat auf allen Gesichtern ein Gepräge des Ernstes eingedrückt, der mir dann vorzüglich bemerkbar wurde, wenn ich auf der Oberwelt wandernd einen Bergmann fragte: wie viel es an der Uhr sey? Er griff dann regelmäßig in den Busen, zog seine Sanduhr hervor, hielt sie mir vor die Augen, und gab die Stunde an. — Es kam mir oft gerade so vor, als ob ich gemahnt würde, daß das Leben schnell verrinne.

Digitized by Google

Mein nächster Weg war der nach der Baumannshöhle. Eine Beschreibung dieser unterirdischen Naturherrlichkeiten wäre eben so überflüssig, als sie nach mehr als vierzig Jahren mangelhaft seyn würde. Auf dem Rückwege sagte der Führer: „Ja, sehen Sie, meine Herren, hier bey uns ist der Beweis, daß die Welt viel älter ist, als 6000 Jahre. Betrachten Sie diese Säulen; jedes Jahr setzt sich eine neue Rinde, so dick wie ein Mohnblättchen an, und da kann man wohl 30,000 solcher Rinden zählen. Die Welt hatte schon viele tausend Jahre gestanden, als Adam und Eva erschaffen worden sind." — Jene Hypothese, den jährlichen Ansatz einer neuen Tropfsteinrinde, hatte ich mehrmals gelesen. Erfreut, von einem unbefangenen Beobachter etwas direkt darüber zu vernehmen, fragte ich den Mann: „Haben denn Sie und ihre Kameraden diesen Umstand selbst genau beobachtet, und die Rinden gezählt?" — „Nein, das haben wir freylich nicht," war die Antwort, „aber es waren Professors, Studenten und solche gelehrte Leute oft hier, und die haben's prophezeit." — Auf solchem Grund also beruhte der Umstand. Ein Gelehrter spricht die Hypothese aus, der Führer fängt sie auf, und erzählt sie als sein Eigenthum weiter. Ein Zweiter findet in der vermeinten Beobachtung eine Bestätigung des schon Vernommenen, und die angebliche Thatsache steht als solche fest. — Mit wie vielen Dingen mag es so gehen? —

Tief in Rock und Mantel gehüllt wanderte ich über oft mehr als fußhohen Schnee durch das Gebirge, um so viel wie möglich von seinen Merkwürdigkeiten zu sehen. Mit einer Tasche voll Geld ist dies freylich ein Leichtes; wenn ich

Digitized by Google

aber gleich dieſe Genüſſe durch andere ſtrenge Entbehrung erkaufen mußte, ſo war ich darob doch nicht mißvergnügt, und ſchleppte mich fröhlich mit wohl zehn Pfund Mineralien, wovon ich freylich außer der Belehrung beym Empfang nichts weiter verſtund. In die Ebene von Göttingen angelangt, wanderte der Mantel auf das Felleiſen, und der Rock vom Leibe auf die Schultern, denn die Hitze war nicht gering jenſeits des Gebirgs.

In Kaſſel, wohin ich nach ein paar Tagen gelangte, gehörte ich eigentlich zu den Seltenheiten. Das ganze männliche Geſchlecht ging dort mit martialiſchen Dreymaſtern auf dem Haupte in der Stadt herum, ich ſah nicht eine Perſon mir gleich, mit einem runden Hut bedeckt, und in Pantalons. Der damalige Kurfürſt war ein abgeſagter Feind beyder Kleidungsſtücke. Man erzählte mir, er habe, um dieſe damals Mode gewordene Kleidung zu verdrängen, ſeine ſämmtlichen Züchtlinge mit runden Hüten, Pantalons und Halstüchern, in welchen das Kinn halb verſteckt war, bekleiden laſſen. Dieſer ſpaßhafte Kampf mit der Mode konnte ſie wohl, da man dem Herrſcher möglichſt nachgab, eine Zeit lang aufhalten, aber nichts weniger, als dauernd unterdrücken. Wenn ſich die Zeit in ihren äußern nichtsſagenden Formen nicht zurückdrängen läßt; wie kann man glauben, den unſichtbaren Geiſt bannen zu können? Wer im Geiſte der Zeit zu wirken verſteht, wird auch mit und in ihm walten; wer den Strom abzudämmen verſucht, anſtatt mit ihm zu ſchiffen, der wird den Stein des Siſyphus wälzen.

Wohlgemuth betrat ich wieder den Boden meiner Vater-

Digitized by Google

stadt; aber meine Hoffnungen blieben unerfüllt. Mein kleines Vatererbe zu erhalten, war nicht die mindeste Aussicht vorhanden. Die Stimmung in Mainz und der Umgegend war eine sehr trübe; die Geschäftslosigkeit bey den nicht absolut nothwendigen Handwerkern war immer noch dieselbe, wie früher, der meiste Wohlstand war gesunken, und die Freude am neuen Zustande der Dinge nicht besonders groß. Dann lebten viele Diener und Beamtete der frühern Regierungen auf dem linken Rheinufer in drückender Noth, und hatten wenig Ursache, denselben zu preisen. Die Geistlichkeit sah zwar in dem so eben geschlossenen Concordat mit dem Pabste eine neue Stütze für ihren Stand, aber es befriedigte sie bey weitem nicht. Die Kirche war zum Mittel geworden für den neuen Herrscher, — und ihr Streben war ja von je her, selbst zu regieren. Die Republikaner waren unzufrieden. Die in diesem Jahre der Reorganisation (1802) hervortretenden Gesetze ließen sie erkennen, daß es vorbey war mit der Republik, und wenn sie gleich die Unhaltbarkeit derselben in der bisherigen Form erkannten, so war doch immer die Hoffnung einer Verbesserung derselben in ihrer idealen Richtung bey ihnen nicht erloschen. Sie sahen in dem Consul den künftigen König, in der Ehrenlegion den Keim eines neuen Adels, der für das Aufstreben Anderer zur Zeit einen neuen Damm bilden würde. In dem Concordat und der Wiedereinführung des Cölibats erblickten sie die neue Priesterherrschaft. Das Volk fühlte im Allgemeinen, daß es sich unter der alten Regierung leichter gelebt hatte, als unter der Republik (die jetzt in das Stadium der Verpuppung getreten war); die unge-

Digitized by Google

wohnte lästige Zollgrenze, und manches andere drückende Neue unterhielt das Mißvergnügen. So wurde z. B. das Postregal so streng aufrecht erhalten, daß Jeder, der beladen oder leer die Straße befuhr, Bedenken trug, einen Wanderer oder seine Bürde, mit oder ohne Bezahlung aufzunehmen, weil er fürchten mußte, durch einen Gensdarmes angehalten und in Strafe gebracht zu werden.

Vier bis sechs Wochen hielt ich mich in Mainz und der Umgegend von acht bis zehn Stunden, theils bey meinem Bruder in Creuznach, theils bey andern Freunden und Bekannten zum Besuche auf, und machte verschiedene neue, vorübergehende Bekanntschaften. Ich hatte dabey Gelegenheit, eine Probe von dem damaligen Zustande der Landschulen und ihrer Lehrer zu sehen. Als Buchbinder hatte ich vielerwärts Bekanntschaft mit Schullehrern gemacht; vor einem halben Jahrhundert war freylich der Schulunterricht auf einer weit niedrigeren Stufe als heutiges Tages, doch gab es vorzüglich in protestantischen Ländern sehr achtbare Schulmänner, auch in dem katholischen Östreich war viel für die Schulen und die Bildung von Lehrern geschehen, und Normalschulbücher in allen deutschen Erblanden eingeführt; in meinem Vaterlande war man damals aber weit zurück. Ein sehr entfernter Vetter von mir war katholischer Landschullehrer, bey ihm lernte ich einige seiner Amtsbrüder kennen, gute, schlichte Männer, deren Schulwissenschaft jedoch lediglich im Lesen, Schreiben, in der Kenntniß der vier Species und der Katechismusfragen bestund; jede Frage, welche darüber hinausging, setzte sie in Verlegenheit. Der Vetter, der mich viel zum

Digitized by Google

Erzählen aufforderte, rückte endlich mit der Frage heraus: „ob ich ihm nicht ein Buch über die Orthographie empfehlen könnte?" Ich hatte Geschriebenes von ihm gesehen, das ich trotz der guten Handschrift nur mit Mühe lesen konnte; der Styl war unverständlich und die Orthographie ihm angemessen. Ich ließ mich auf den Gegenstand ein, aber der Vetter merkte bald meinen Irrthum. — „Nein, das meine ich nicht," sagte er, „ich meine so ein Buch, wo man eine Beschreibung von den Orten und Ländern lesen kann." — Der gute Mann hatte vierzig Gulden Besoldung, und keine Aussicht, je mehr zu erhalten! Der arme schlichte Landmann war wahrlich nicht zu tadeln darüber, daß er nicht bessere Gelegenheit gehabt hatte, sich für seinen Stand zu bilden.

In früherer Zeit war eine Schullehrerstelle in meinem Geburtslande Mann- und Weiberlehen; starb der Schulmeister, dann wurde dem neu Einzusetzenden häufig die Bedingung gemacht, (nach Umständen) entweder die Wittwe oder die älteste Tochter seines Vorgängers zu heirathen.

Ich sollte in der Kürze, ziemlich entfernt auf dem rechten Rheinufer, einen Fall erleben, der mich sehr belustigte, wenn er auch zeigte, wie wenig man sich früher in Schulen und überhaupt um die Geographie bekümmerte. Ein bejahrter Beamteter trat in .... in die Werkstätte, wo ich arbeitete, und brachte eine Charte von Ägypten zum Aufziehen. „Ich habe mir alle Mühe gegeben," sprach er, „eine richtige Charte zu bekommen, aber die Nürnberger wie die Augsburger sind alle falsch; da sehen Sie," sagte er zu dem Meister, „wenn ich die Charte vor mich lege, da liegt da unten Abyssinien,

Digitized by Google

das rothe Meer liegt rechter Hand, weiter hinauf kömmt Ägypten und dann das mittelländische Meer. Wenn wir aber von hier aus nach Ägypten reisten, dann müßten wir doch erst über das mittelländische Meer; lege ich nun die Charte so vor mich hin, wie die Länder liegen, dann ist die Schrift alle verkehrt, ich weiß nicht, wo die Leute den Kopf haben, so etwas Verkehrtes in die Welt gehen zu lassen, sie müssen meinen, daß es Niemand versteht, wo Ägypten liegt."

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Mitteldeutschland und Schlesien. 1802 — 1803.

Zur rechten Zeit war ich wieder auf das rechte Rheinufer zurückgegangen, denn drei Tage nachher fand eine große Aushebung zum Militair Statt, und jetzt hatte ich nicht mehr Lust, weder für die Republik noch für den künftigen König der Franzosen die Waffen zu tragen. Ich war mit mir zu Rathe gegangen, wohin ich mich nun wenden wollte, eine Charte von Polen lag zufällig vor mir; neben den mir bekannten, geschichtlich merkwürdigen Städten las ich noch so viele mit Verfalschrift groß gedruckte Städtenamen, daß ich zu mir sprach: „Diese können doch unmöglich so ganz gering seyn, ich will auf Entdeckung ausgehen und sie kennen lernen, das Land ist fruchtbar, hat Überfluß an Brod und Fleisch, auch Meth; es muß sich da leben lassen und kann so schlecht nicht seyn;" also nach Polen war mein Beschluß!

Ich kann nicht läugnen, daß ich, von Reiselust ergriffen, das Reisen zum Hauptzwecke machte, und mein erlerntes Geschäft als Mittel dazu betrachtete; vielmal habe ich bedauert, daß meine Profession nicht eine allgemein nothwendige, wie Tischler, Schlosser u. s. w., sondern eine an die Gränzen der

Digitized by Google

literarischen Bildung geknüpfte war, außerdem würde sich mir ein weiteres Feld zu meiner Reiselust eröffnet haben. Ich gebe zu, daß mir dies nicht mit Unrecht zum Vorwurfe gereichen könnte, allein die Sache war so, und ich gebe sie geschichtlich treu wie sie war, wobey ich noch jetzt, aufrichtig gestanden, nur bedauere, daß meine Ausflüge nicht größern Umfang hatten; meine oft ausgestandenen Mühseligkeiten sind die angenehmsten Genüsse meiner Erinnerung, und selbst als ich mit ihnen zu kämpfen hatte, kümmerte ich mich nicht viel um sie; auf der Reise war ich, ohne mich unbehaglich zu fühlen, mit trockenem Brode zufrieden. Ging es mir zuweilen nicht zum Besten, dann sagte ich zu mir: „ewig kann es unmöglich so bleiben wie jetzt, künftiges Jahr um diese Zeit ist es ganz gewiß anders, da will ich sehen, wie du dir geholfen hast," und so raisonnirte ich mich immer wieder in eine gute Laune. — Wenn ich in Arbeit stund, befliß ich mich stets der strengsten Ökonomie, ich war dabey selten ungerne gesehen, denn ich arbeitete mit Lust und Eifer und nahm überall bald gemüthlich Theil, wo mich ein näheres Zusammenleben dazu aufforderte. In großen Städten habe ich mich meistens etwas mißbehaglich befunden, dort bekümmert sich in der Regel Niemand um den Andern; ist die Arbeitszeit vorbey, dann ist man geschieden; ist Sonntags die Essenszeit vorüber, dann erwartet man, daß der Geselle so bald als möglich seiner Wege gehe. Dies Alles mag den Verhältnissen recht angemessen seyn, aber mir gefiel es nicht.

Die Stimmung diesseits des Rheines war ein (obwohl schwächerer) Nachhall von der auf dem linken Rheinufer, auch hier waren durch den Krieg so viele lang bestehende Verhält-

Digitized by Google

nisse gestört und die Geschäfte in's Stocken gerathen. Die in dem ereignißreichen Friedensjahre 1802 theils erfolgte, theils voraussichtliche Säkularisation der geistlichen Besitzthümer, die eben so in Aussicht stehende Mediatisirung der unmittelbaren Reichsritterschaft, die Einverleibung der Reichsstädte in die fürstlichen Gebiete, führte einen unbehaglichen Zustand der Ungewißheit und Unsicherheit des Besitzstandes herbey, der dem Geschäftsbetrieb nicht förderlich war.

In Nürnberg, wo ich einige Zeit arbeitete, war man nicht wenig für die alte Reichsfreyheit besorgt. Obschon das Gewitter für diesesmal noch auf kurze Zeit vorüberging, so hatte man doch eine sehr lebhafte Ahnung, daß es nicht lange mehr beym Alten bleiben würde. Im Volke lief ein Knittelreim herum:

So wahr als sechsmal vier ist vier und zwanzig,
Geht's Nürnberg noch gerad' wie Danzig!
Sechs mal sechs ist sechs und dreißig,
Nürenberg wird doch noch preußisch!

Die Nürnberger hatten eben nicht sonderliche Ursache, sich ihres reichsstädtischen Regiments zu freuen. Die patrizischen Familien hatten sich längst des Regiments bemächtigt, und die Regierung zum wahren Nutzen und Frommen ihrer Familien geführt; sie waren längst gewohnt, das Eigenthum des Staates als das ihrige zu behandeln; alle Stellen waren von ihren Angehörigen besetzt, ihre Söhne erhielten, wenn sie studierten, Stipendien vom Staatsvermögen. Der Rath hatte das kaiserliche Privilegium erlangt, daß er Niemanden als dem Kaiser in Person Rechenschaft von seiner Verwaltung abzulegen verpflichtet war, und so war es dahin gekommen,

Digitized by Google

daß dieser kleine Staat zehn Millionen Gulden Staatsschulden hatte, daß die Einnahme nie die Ausgabe deckte, und alljährlich neue Schulden gewirkt werden mußten. Es war vorherzusehen, daß dieser Zustand der Dinge nicht mehr lange dauern konnte, ich möchte sagen, man erwartete das Ende und sah ihm mit Furcht und Sorge entgegen.

Wer damals die Stadt Nürnberg sah, hätte auf den ersten Anblick schwerlich geglaubt, daß dieses die Stadt sey, aus welcher jährlich eine solche Unmasse verschiedener Waaren in die Welt gesendet würden; viele ansehnliche Häuser waren nur von wenigen Personen bewohnt. Das Haus, in welchem ich arbeitete, war dreistöckig und zählte einschließlich meiner, nur drei erwachsene Bewohner. Die Hausthüren waren den ganzen Tag verschlossen und wurden nur nach der Meldung durch die Klingel mittelst eines Drahtzugs geöffnet. Die von Nürnberg aus versendeten Waaren wurden in einem weiten Umkreis verfertigt; in allen benachbarten Städten gab es Meister, welche nach Umständen allein, oder mit einem, auch mehreren Gesellen für Nürnberg arbeiteten. So lernte ich z. B. in Anspach einen Klempner kennen, der das ganze Jahr fast nichts als kleine Blechbüchsen für ein Haus in Nürnberg fertigte; vielleicht hat man in unserer so mächtig fortschreitenden Zeit eingesehen, daß es vortheilhafter sey, diese Handelsgegenstände in Fabriken durch Maschinen fertigen zu lassen. Man hätte in diesem Falle so ziemlich das Verfahren der Mecklenburger Gutsherren, die ihre Bauern legten und zu Tagelöhnern machten, beobachtet; ist dies der Fall, dann kann die Nothwendigkeit, die Concurrenz zu halten, den Kaufmann

Digitized by Google

dazu genöthigt haben, aber das Menschenwohl hat wahrlich durch diesen Fortschritt nichts gewonnen!

Ich hatte in Nürnberg öfter Gelegenheit, mich mit einem umsichtigen, sehr ehrenwerthen Manne zu unterhalten, der das Unvermeidliche, was in materieller und moralischer Beziehung kommen mußte, erkannte. Als aufrichtiger Protestant tröstete er sich mit der Hoffnung, ein Fortschritt würde Statt finden, der viele Übel überwöge, und dies sey eine allgemeine Toleranz, vor welcher der Glaubenshaß verschwinden würde. „Die geistlichen Stifter werden säkularisirt, die Klöster aufgehoben und damit der Damm gegen die Aufklärung gesprengt und die Wurzel des Hasses vertilgt; wo protestantische Fürsten in den Besitz katholischer Länder kommen, werden sie den Glauben ihrer neuen Unterthanen ehren und die katholischen Fürsten, der Aufklärung zugängig, werden nicht minder billig gegen ihre evangelischen Unterthanen verfahren."

Ich war anderer Meinung als der Ehrenmann. „Wenn auch die landesherrliche Priesterherrschaft endet, so werden die Priester doch mit allen den vielen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ihren moralischen Einfluß aufrecht zu erhalten suchen. Aus der evangelischen Kirche wird schwerlich je eine allgemeine Aufklärung in die römische übergehen, denn bey der sinnlichen Natur der Mehrheit des Volkes ist eher zu besorgen, daß die beym römischen Cultus so mächtig angeregte Phantasie ihre Wirkung auf viele Protestanten nicht verfehlen wird. Nur wenn die katholische Kirche von Rom getrennt ist, wird sie milder gegen Andersdenkende werden. Daß die deutschen Kirchenfürsten verschwinden, ist ein Gewinn für Rom; mit der zähesten Consequenz wird man sich dort vor dem Sturme

Digitized by Google

beugen; geht der Sturm vorüber, dann werden viele der Männer, die in die geistliche Würde ihrer souverainen Vorgänger treten, in Rom Schutz suchen, um ihren Landesfürsten Trotz bieten zu können; sie werden ihre Stütze sowohl im Aberglauben des Volkes, als auch in der Sympathie der mit ihnen verbundenen Aristokratie finden.

„Eine Erscheinung, wie die Emser Punktation in den achtziger Jahren, wo die deutschen Erzbischöfe selbst die Anmaßungen der römischen Curie in ihre Gränzen zu weisen bemüht waren, wird die deutsche katholische Kirche nicht mehr sehen, denn dazu fehlt den Kirchenfürsten die landesherrliche Würde und Macht. Auf diesem Wege ist nichts mehr zu hoffen, aber die Besserung wird hervorgehen aus der katholischen Kirche und dem Volke selbst. Die Frage: wann? vermag ich nicht zu beantworten, aber das wissen wir, die Weltgeschichte endet nicht in ein Paar Jahrzehnten."

„Was aber Ihre ehrlichen protestantischen Ansichten und Hoffnungen auf eine allgemeine Toleranz anbetrifft, so muß ich Ihnen widersprechen; eine solche Toleranz könnte geradezu ihre Kirche aufzehren; die römische Kirche leidet keine Berührung der Zeit. Es ist spaßhaft, wie gutmüthige Protestanten an eine solche Toleranz glauben können, welche Rom, wenn es dieselbe anerkennte, vernichten müßte. Es läßt geschehen, was es nicht ändern kann, aber anerkennen wird es nie das Geringste; es wird, dem Sohne Abrahams gleich, im Krieg und Frieden nur Vortheil für sich aus beyden Verhältnissen zu ziehen suchen. Das Wesen der römischen Kirche ist ein ewiger Krieg gegen Andersgläubige; die Geschichte lehrt uns, daß dazu alle Mittel gut genug sind, offener Angriff und heim-

Digitized by Google

liches Unterminiren. Die evangelische Kirche ist gleichsam in sich abgeschlossen, Proselytenmacherey liegt nicht in ihrem Wesen, ihr fehlt als Kirche die materielle Macht, und die von einem Oberhaupt ausgehende Einheit, ja auch der Hebel der Phantasie, hätte sie aber dieses, so wäre es um die geistige Freyheit ihrer Angehörigen geschehen, sie würde aufhören zu seyn, was sie ist, und die Welt hätte einen Papst mehr."

„Römische Gemeinden mit allen aus ihren Kirchengesetzen hergeleiteten Ansprüchen, mit der Bekehrungssucht ihrer Führer unter dem Schutze klug berechneter Verträge, werden dann leicht eine selbst für die Ruhe des Staats bedenkliche Richtung nehmen. Eine evangelische Gemeinde in einem katholischen Staate hat nichts von solchen feindlichen Elementen in sich, die Gemeinde ist wie die ganze Kirche in sich abgeschlossen, ihre Pforten stehen auf, aber sie nöthigt Niemanden einzutreten, sie hat gleich der armen Hagar den Druck der übermüthigen Rachel zu ertragen."

In dieser Weise sprach ich mich gegen den ehrenwerthen Mann im Jahr 1802 über Deutschlands Zukunft aus, und wenn ich mich jetzt nach mehr als vierzig Jahren jener Worte erinnere, so muß ich trauern, daß das, was ich damals, durch die Wärme des sanguinisch hoffenden Mannes zum Widerspruch aufgeregt, im lebhaften Gespräch als wahrscheinlich aufstellte, sich nach mehr als vierzig Jahren so sehr bewahrheitet hat.

Von Nürnberg reiste ich nach Leipzig. Ich freute mich im voraus auf das Land und den deutschen Volksstamm der Sachsen. Schon am Rheine hatte ich als Knabe die sächsische Armee gesehen. Der erste Eindruck, den diese Männer

Digitized by Google

damals auf mich machten, war ein angenehmer. Die Mainzer selbst charakterisirten ihre eigene Aussprache oft scherzhaft durch die Phrase: „Do lase die Bare den Barg hinuf.“ Dagegen klang die Aussprache des gemeinen sächsischen Soldaten so rein, klar und angenehm, daß man sie gern hörte, und in ihrem Benehmen sprach sich eine gewisse wohlthuende Höflichkeit aus, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Damals war am Rheine das grobe Er, als Anrede gegen recht respektable Leute, ziemlich allgemeine Sitte. Dieses Wort wurde noch widriger durch seine breite Dehnung, wo es sich als Aar vernehmen ließ.

Eben so freute ich mich, Leipzig, diese Hauptstadt des deutschen Binnenhandels, und vorzüglich des Buchhandels zu sehen. Ich hatte mich diesesmal in meiner Erwartung nicht getäuscht. In dem lebendigen regen Wesen, das mir überall entgegentrat, sprach sich Geschäftsthätigkeit, und so muthmaßlich auch Wohlstand aus. Das höfliche Bezeigen, welches mich in meinen Knabenjahren beym sächsischen Militär erfreut hatte, fand ich hier im Volke wieder. Ich war sehr befriedigt, und überdem erhielt ich auch Arbeit.

Am ersten Sonntage saß ich wohlgemuth im Rosenthale, und sah die schöne Welt aus dem Bürgerstande bey mir vorübergehen. Ich dachte unwillkürlich an den Reim, der mir schon als Kind vorgesungen worden:

Herr Ritter! Herr Ritter! wo kommen Sie her?
Ich komme aus Sachsen, aus Sachsen,
Wo die schönen Mädchen wachsen.
Hätte ich daran gedacht,
Ich hätte eine mitgebracht.

Digitized by Google

Der Ritter hatte wahrlich Ursache, seine Vergessenheit zu bedauern.

Ein freundlicher Leipziger bat, die Stirn trocknend, um Erlaubniß, sich neben mir niederzusetzen. Das Wetter gab die Einleitung zum Gespräch, welches bald Leipzig mit seinen Umgebungen, und Sachsen zum Gegenstand hatte. „Ich glaube, Ihr Kurfürst," sagte ich, „hat die reichste Provinz von Deutschland zu regieren." — „Ja, Sachsen hat einen blühenden Handel, Bergbau und Fabriken. Ungeachtet der siebenjährige Krieg dem Lande so ungeheure Summen gekostet hat, so ist doch die kurfürstliche Familie gewiß die reichste Regentenfamilie in Deutschland, vielleicht gar in Europa; sie soll, ich weiß nicht anzugeben, wie viel Millionen besitzen. Nach Dresden sollten Sie gehen, da würden Sie herrliche, kostbare Dinge sehen." — „Die Freude werde ich mir einmal machen. Aber, wenn Sie erlauben, eins ist mir bey dem Reichthum und dem großen Handel Sachsens doch sehr aufgefallen. In Schwaben fand ich zwischen den unbedeutendsten Städten recht schöne Chausseen, in Sachsen waren aber die Wege, welche ich passirte, meistens ganz erbärmlich; wie mag das zugehen?" — „Dies ist leider eine allgemeine Klage bey uns, ich weiß nicht, ob man die Ausgabe scheut, es kostet freylich viel Geld." — „Ich glaube nicht, daß es gut ist, grade hier zu sparen. Man will aber die Unterthanen nicht durch Abgaben drücken, das ist auch löblich." — „Je nun, geben müssen wir nicht wenig. Gar mancher gute Bürger zahlt nur die Hälfte seiner Steuer, und gilt dabey für einen ordentlichen Mann. Es wird auch keiner wegen Steuerresten hart exequirt." — „Da muß aber der Staat viel verlieren, und die

Digitized by Google

Steuerlast drückt unverhältnißmäßig." — „Das grade nicht; ist der Steuerrestant gestorben, dann macht man sich aus seinem Nachlaß bezahlt." — „Aber die armen Hinterlassenen?" — Er zuckte die Achseln. — „Sie sind aber," fuhr ich fort, „glücklicher Weise mit indirekten Abgaben nicht so belästigt, wie man von andern Ländern sagt." — „Bey uns heißt es: leben, und leben lassen. Wir haben unsere indirekten Abgaben so gut, wie unsere Nachbarn. Es sind unter mancherley Titeln allerley Steuerbeamtete angestellt mit ganz geringem Gehalte, wovon kaum ein Handarbeiter leben kann; aber die Leute leben gewöhnlich so gut, wie einer, der 1000 Thaler, und mehr jährlich hat." — „Wie es scheint, so hält man viel auf Billigkeit, und darum gewiß auch auf das Recht. Ich zweifle nicht, daß Sie sich einer gründlichen Justizpflege zu erfreuen haben." — „Ganz gewiß wird Alles bey uns gründlich erwogen, und sollten dreißig Jahre über dem Erwägen hingehen." — „Ich merke, Sie haben Lust, zu scherzen, darum will ich von diesem Capitel abgehen. Ich kann Ihnen sagen, daß ich seit den Tagen meiner Kindheit sehr partheyisch für Ihre Landsleute bin; sey es zufällig oder nicht, ich habe bis jetzt nur sehr humane und höfliche Leute in Sachsen getroffen, ich glaube daher an eine allgemein durchgreifende Humanität in Ihrem Vaterlande, bey Bürgern, Beamteten und Adel." — „Mit den Zweyten habe ich wenig, und mit den Letztern gar nichts zu thun. Ich habe aber einmal eine Classifikation vernommen, nach welcher der sächsische hohe Adel in erster Reihe steht, auf ihn folgt die reichsfreye Ritterschaft, und dann der kurhannöverische Adel. — Doch lassen sie uns eilen, sonst müssen wir Thorsperre geben."

Digitized by Google

Nahe am Thore angelangt, sahen wir große Schaaren Spatziergänger sich eilenden Schritts nach demselben hinbewegen; mein Führer entschwand mir unter der Menge, während ich den Strom beobachtete. Plötzlich schlug die Glocke, und das Thor war gesperrt; es half nichts, einen oder tausend Schritte davon entfernt zu seyn, es mußte geopfert werden. Diese Abgabe war um so verhaßter, da zwischen der Stadt und Vorstadt, wie begreiflich, bis spät in die Nacht ein lebhafter Verkehr Statt fand. Die Thorsperre war übrigens verpachtet, und die Pachter sollen sich dabey sehr gut gestanden haben.

Eine strenge Polizey wurde gehandhabt. Um zehn Uhr waren alle Schenken geschlossen, und die Straßen verödet, nur die Lokalitäten, wo die Notabeln sich versammelten, waren billig von der Strenge ausgenommen. Mir gefiel es indessen am letzten Tag meiner Anwesenheit in Leipzig eben so wohl, als am ersten. Aber mein Plan war gemacht, im kommenden Frühjahr wollte ich in Polen seyn, und so schnürte ich mein Bündel und wanderte weiter.

Mühsam durchwatete ich die brandenburger Sandsteppen. Ich hatte Dessau gesehen und Wörlitz; ich sah Potsdam und Berlin, und gar Mancherley in ihm. Aber alles so Gesehene und Erlebte hatte höchstens ein persönliches Interesse, und würde für jedes andere Ohr langweilig seyn, so wie überhaupt die Erlebnisse eines reisenden Handwerkers sich meistens gleichen und darum einförmig bleiben. Gegen die eigene Langeweile in einsam durchwanderten reizlosen Gegenden suchte ich mich dadurch zu schützen, daß ich mir irgend ein Thema aufstellte, und darüber meditirte. Herabgestimmt

Digitized by Google

in meinen frühern republikanischen Ideen fragte ich mich jetzt: „Unter welcher Regierungsform wünschtest Du wohl zu leben, und welche scheint Dir die geeignetste, das Volkswohl zu befördern?"

Daß ein großer europäischer Staat keine Republik seyn konnte, sah ich am Beyspiele Frankreichs, das nach meiner nunmehr gefaßten Ansicht niemals eine Republik im wahren Sinne des Wortes war. Denn eine Regierung von fünfhundert oder fünf Despoten war eben so verwerflich, als wenn diese Despotie in der Einheit ausgeübt worden wäre. Richtete ich den Blick nach Amerika, so fand ich hier einen Staat oder Staatenverein, den ich als Republik anerkennen mußte; aber dieser Staat hatte einzig und allein das Glück, sich bey seinem Entstehen unter monarchischer Ägide in republikanischer Form auszubilden, und dann hegte er von seinem Ursprunge an weder eine Priesterkaste, noch eine Aristokratie in seinem Innern. Ihm fehlte damals der ungeheure Reichthum Einzelner sowohl, als die tiefe Armuth der Mehrheit des Volkes. Aber mit Mißtrauen sah ich in die Zukunft. Der Mensch, der seinen Mitmenschen, seine Hautfarbe sey, wie sie wolle, zum Sklaven macht, und so die Menschennatur unter die Thierheit herabwürdigt, der ist kein Republikaner, denn er verläugnet den Menschen. Damals trat der Krämergeist der transatlantischen Republikaner, ihre Brutalität gegen die Urvölker des in Besitz genommenen Landes, die gräuliche Sklavenzüchterey, die Gesetzlosigkeit des republikanischen Pöbels noch nicht in der Geschichte hervor; aber ich traute ihnen nicht! denn die Elemente zu allem diesem waren schon vorhanden.

Digitized by Google

Ich kehrte nach Europa zurück. In den Schweizer Republiken sah ich hier und da engherzige, aufgeblasene Philister, anmaßende Aristokraten, und rohe, von Pfaffen gegängelte, religiös fanatische Bauern herrschen. Sie Alle hatten Unterthanen, und zehrten sämmtlich von dem Ruhm ihrer Väter.

In den Republiken der Vorwelt sah ich überall nur herrschsüchtige Optimaten, und Athen nie schlechter regiert, als da, wo es eine vollständige Demokratie war. Das Zeitalter des Perikles war dagegen das glücklichere, — nur leider die moralische Kraft des Volkes gebrochen!

Ich erkannte wohl, daß mir das Ideal einer Republik vorschwebte. — Allein eine wahre Republik muß nach meiner Ansicht ein wirkliches Ideal seyn; dazu gehört freylich auch ein ideales Volk. Da aber Ideale im Reiche der Wirklichkeit nicht existiren, so erkannte ich mit Schmerz die Unmöglichkeit einer wahren Republik von größerm Umfange.

Aber nur zwey Regierungsformen sind denkbar, jedoch in verschiedenen Abstufungen: — die Republik und die Monarchie.

Ein unbeschränkter Herrscher, ausgestattet mit der höchsten Intelligenz, erhaben über menschliche Schwächen, mit edlem Willen seinem hohen Berufe lebend, alle Verhältnisse überblickend, dem Trug unzugänglich, würde am ersten geeignet seyn, das Glück eines Volkes zu fördern, und sein Schicksal zu leiten.

Aber dieses gehört wiederum in das Gebiet der Ideale. Der Monarch müßte ein Gott seyn, um auf dieser Stufe zu stehen. Die ideale vollkommene Monarchie ist eben so un-

Digitized by Google

möglich, als die ideale Republik; aber so lange beyde einander gegenüber stehen, werden sie sich bekämpfen, um entweder in Anarchie oder vollendetem Despotismus unterzugehen, und dann den Kampf von neuem zu beginnen. Darum liegt es im Interesse beyder, sich zu einigen, und gegenseitig zu ergänzen.

Das Volk, das in seiner Gesammtheit unmöglich selbst regieren kann, wird sich unter dem Schutze eines Monarchen besser befinden, als unter der Herrschaft selbstsüchtiger Demagogen oder Oligarchen, die es in der Regel nur zu gut verstehen, die Heerde auszubeuten. Gegen diese und den vergiftenden Schlangenodem des im Finstern schleichenden Otterngezüchts kann der Fürst des Volkes sicherster Schutz seyn. Aber nicht der verstandlosen Heerde, nicht einem Troß rechtloser Knechte gleich, kann ein Volk regiert werden; das Volk hat seine ewigen Rechte! Je heiliger diese dem Monarchen sind, desto fester ist die Stütze, die er und sein Recht in der Erkenntniß des Volkes findet.

Das Volk darf nicht bis fast in das Innere der Familie regiert werden. Aufrichtig (nicht scheinbar) muß dem Staatsbürger Raum gegönnt werden zur freyen Bewegung im Kreise seiner Gemeinde-Verwaltung, damit er nicht in die Hände von Lokaldespoten falle, sondern hier sein Begriff vom öffentlichen Leben sich ausbilde. Den Theorieen der Staatsbeamteten gegenüber muß er im höhern Kreise die Nothwendigkeiten des praktischen Lebens zu vertheidigen, gesetzlich befähigt seyn. Die öffentliche Stimme darf nicht unterdrückt, und vom Throne entfernt gehalten werden. Je freyer das Volk sich fühlt, je mehr es seine Rechte geehrt sieht, desto unerschütter-

Digitized by Google

licher steht der Thron, denn nichts schmiegt sich fester an ihn und stützt ihn kräftiger, als eine verständige Demokratie, die stets eines Führers bedarf, — und dieser kann und müßte der Fürst seyn!

Eine solche Demokratie ist die uneigennützigste Freundin der Monarchie; sie buhlt nicht um die Gunst des Fürsten, um auf Anderer Kosten Vortheile zu erlangen. Nein! ein völlig gleiches Interesse verbindet sie mit ihm, er ist der Herzog! er, der Fürst soll herziehen vor dem Heere des Volkes, er stehet und fällt mit ihm! Und ihn, den treuen Führer, der des Volkes Rechte ehrt und schützt, wird sein Volk auch dann nicht verlassen, wenn überlegene äußere Gewalt seine physische Kraft gebrochen; wenn schlaue Renegaten längst wieder die Farbe gewechselt haben, dann wird das Volk im Bunde mit ihm Habe und Leben im Kampfe wagen, denn er gehört dem Volke an. Seine Stellung ist die höchste im Menschenleben, denn in ihm ist die Idee des Staates personifizirt, darum darf man, ohne in das Reich der Ideale sich zu verirren, bey ihm voraussetzen, daß er in jeder Richtung ein Ehrenmann sey, der des Volkes Rechte schütze, und unter dessen menschlichen Schwächen Eigennutz nicht zu zählen sey!

— Der Kaiser, der ist reich!
Ich Claudius bin arm! —

läßt ein sonst wenig beliebter Dichter den Kaiser Claudius sagen. Mir schien es immer, als sey diese Strophe das Schönste und Beste, was er in vielen Bänden voll Witz gesagt hat.

So weit war ich mit meinen Meditationen gekommen, als ich das Thor von Frankfurt an der Oder vor mir sah.

Digitized by Google

Zum erstenmal wurde ich auf ein sogenanntes Wahrzeichen einer Stadt aufmerksam.

Man spricht in der Regel mit einer vornehmen Geringschätzung von diesen Sinnbildern aus alter Zeit. Ich muß, auf die Gefahr hin, daß auch mich solches vornehme Herabsehen treffe, gestehen, daß ich wünschte, die Wahrzeichen aller Städte, nebst der dazu gehörigen Geschichte oder Legende zu kennen. Unsere Voráltern sprachen sich häufig gern in Sinnbildern aus, und zwar nicht selten in Carikaturen von derber Art, oder sie suchten durch solche Bilder das Andenken an eine ihnen wichtig erscheinende Thatsache zu erhalten. Um nun von dieser Vorrede auf das Wahrzeichen von Frankfurt zurück zu kommen, so muß ich noch vorher gestehen, daß ich meiner Erinnerung nicht recht trauen kann, ob ich dasselbe in Frankfurt oder in Crossen, — oder gar in beyden Städten zugleich gesehen habe. Es hängt nämlich dort unter dem Thor eine große hölzerne Keule, unter welcher die Worte zu lesen:

Wer seinen Kindern giebt das Brod,
Und leidet im Alter selber Noth,
Den soll man schlagen
Mit dieser Keule todt.

Diese Reime waren wohl schwerlich eine bloße moralische Sentenz; sie gründeten sich gewiß auf eine Thatsache, die jetzt freylich nicht mit geschichtlicher Gründlichkeit, sondern als Legende erzählt wird:

Ein gutmüthiger Vater theilte sein Vermögen unter seine Kinder, und bedung sich kindliche Pflege im Alter aus; aber die Elenden mißhandelten den zu guten Vater. Da fand er

Digitized by Google

in seiner Noth Mittel, sie zu täuschen, daß sie ihn noch im Besitz eines ansehnlichen Vermögens glaubten, und jedes in der Hoffnung, das Meiste davon an sich zu bringen, das andere in erlogener Liebe zum alten Vater überbot. Als er starb, fand man die Keule und den Reimspruch in der leeren Kiste, und beyde wurden unter dem Thore als ewiges Andenken aufgehangen. — Vielleicht hat es bey gleich schwachen Vätern eine gute Wirkung gehabt, oder sein Anblick hat andere Lears-Kinder an ihre Pflichten erinnert. — Dann Ehre dem Wahrzeichen von Frankfurt!

Bey Grüneberg betrat ich den schlesischen Boden, und labte mich an einer Flasche Grüneberger, so gut und ächt er zu haben war. Ich machte dabey die Bemerkung, wie gut es sey, wenn man nicht verwöhnt ist. Ich war hungrig und durstig, und so erheiterte er mich, und schmeckte er mir vortrefflich. Der Schmecker, und wäre er wirklich, wie ich, hungrig und durstig gewesen, hätte an dem, was mich erquickte, kein Labsal gefunden, — dies hatte ich vor ihm voraus. — Es reiste sich übrigens angenehmer in Schlesien, als in Brandenburg. Das Land war wohlhabender, die Menschen lebendiger, und die Gegenden angenehmer und abwechselnder. In Breslau erhielt ich auf vierzehn Tage Arbeit in einer Werkstelle, wo nur hebräische Gebetbücher gebunden wurden. Diese waren in einer von Juden betriebenen Druckerey, einige Meilen von Breslau, gedruckt; und zwar meistens nicht übel, und auf ziemlich weißes Papier. Um so merkwürdiger ist es, daß sie so recht methodisch durch den Einband verdorben werden. Der Einband wird nämlich so gering bezahlt, daß es unglaublich ist. Es wird daher natürlich auch nach diesem

Digitized by Google

Preise gearbeitet, und so — und nur so — läßt sich's dabey leben. Die Kunst ist hier auf's höchste gestiegen! Es ist unmöglich, ein Buch schlechter einzubinden, als ein solches jüdisches Gebetbuch. Eines Tags nahm ich mit einem darin schon geübten Nebengesellen am Morgen fünf und zwanzig Foliobände, jeder eine Hand hoch stark, in Arbeit. Gegen Abend waren sie in halb Leder gebunden, fertig; und mein Nebengeselle meinte: „Eigentlich hätten wir ein paar Stunden eher fertig seyn sollen." — Nur der Buchbinder, der eine solche Arbeit wenigstens gesehen hat, kann es glaublich finden. — Es muß übrigens eine sonderbare Art des Betens aus diesen Büchern seyn. Oft habe ich früher und später solche gebrauchte alte Bücher wieder eingebunden; wo dann ein paar Blätter noch zusammenhingen, hatten ihre Benutzer, — vielleicht aus religiösem Respekt, diese nicht aufgeschnitten, sondern darüber hinweg gebetet; — um so eher waren sie mit ihrem Tagewerk fertig.

Über Breslau erlaube ich mir nur die einzige Bemerkung. Damals galt diese Hauptstadt des fruchtbaren Schlesiens für wohlhabend (was in gewisser Beziehung mehr ist, als reich), das heißt, nach den Reichen hatte die große Mehrzahl der Bürger und Handwerker zu leben, und konnten ihre Steuern bezahlen. Jetzt in meinen alten Tagen lese ich mit Verwunderung in öffentlichen Blättern, daß die Mehrheit der Schneider- und anderer Meister nicht im Stande seyen, ihre Steuern zu bezahlen. — Wie mag das nur zugehen? — Ist es etwa der Seegen der Gewerbsfreyheit?

In Brieg bekam ich auf eine längere Zeit Arbeit. Im Wirthshause, wo ich zuerst eintrat, und wo zufällig der Wirth

Digitized by Google

ein Buchbindermeister war, fand ich zwey Lieutenants und zwey Junker der Garnison im lebhaften Gespräche über ihre verliebten Abenteuer. Da kam der Zettelträger einer ambulirenden Schauspielergesellschaft, und legte den Komödienzettel auf den Tisch.

„Was Teufel soll das heißen," hob ein Junker an, „da ist ja kein Sinn darin, das Kästchen mit der Chiffer! sieh doch mal, X."

„Das muß man ein Druckfehler seyn," sagte X., „es wird heißen sollen, das Kästchen mit dem Schiffer," was meinst Du, Y.?"

„Das glaube ich nicht, es wird wohl heißen sollen, das Kästchen mit dem Schiefer, vielleicht ist etwas auf den Schiefer geschrieben, worum sich das Stück dreht." —

So dauerte eine Zeit lang die ergötzliche Conversation über das Kästchen fort, da trat ein Feldwebel ein,

„Ey, Feldwebel, sagen Sie mal, was soll das eigentlich bedeuten hier auf dem Zettel, das Kästchen mit der Chiffer, was heißt das?"

„Ja, Herr Junker, eine Chiffer ist ein Zeichen, wodurch etwas angedeutet wird. Jedes Petschaft ist eine solche Chiffer. Sie sehen den ganzen Tag die königliche Namenschiffer auf den Patrontaschen."

„Ja, das ist wahr! daran haben wir nicht gedacht!"

Es bestund in Brieg eine Offizierbibliothek, welcher ein junger Feldprediger vorstund, ein großer Verehrer von Lafontaines Schriften. Diese und viele andere, damals gern gelesene Romane wurden mir als Hauptbestandtheile der Bibliothek bekannt. Ich gestehe, daß ich noch in meinen al-

Digitized by Google

ten Tagen, wenn ich mich gern in eine recht gemüthliche Stimmung versetzen will, zuweilen einen Band von den erstern mehrmals gelesenen Schriften zur Hand nehme. Aber zur Bildung angehender Offiziere möchten wohl ganz andere Werke nöthig seyn; auch würde dann eine solche Offizierbibliothek vielleicht in weit besserem Zustande bleiben, als die erwähnte so gräulich zerlesene.

In Brieg vernahm ich eine Legende von so schauerlich romantischem Stoff, daß ich es mir nicht versagen kann, sie hier wieder zu geben.

Vor langer, langer Zeit wurde ein armer Sünder mit dem Schwerte hingerichtet, und am Abend nach der Hinrichtung saßen die Honoratiores der Stadt, den Löwen des Tages — den Scharfrichter — in ihrer Mitte, im Rathskeller, und besprachen die Details des wichtigen Ereignisses.

„Es ist grausig, jetzt bey der Nacht am Galgen und Rabenstein vorbey zu gehen, ich möchte es um keinen Preis!" sagte ein respektabler Krämer.

„Auch ich vermeide es, bey der Nacht dort vorbey zu passiren; heute thäte ich es nicht um Alles in der Welt," gab ein handfester Fleischer zu vernehmen, und alle Gäste stimmten Beyden um so mehr bey, da der Sturm die Fenster zittern machte.

Eine flinke und kräftige Dirne, die die Herren aufmerksam bediente, erlaubte sich mitzusprechen; sie sagte: „Ey, wenn es nothwendig wäre, dann ginge ich gleich hinaus, die Todten sollten mir nichts thun."

„Nun Jungfer," forderte sie der Scharfrichter auf, „wenn Sie so viel Courage hat, so kann Sie einen Thaler ver-

Digitized by Google

dienen. Ich habe inwendig im Galgen, in einer Nische, gleich neben der Thür meine Handschuhe liegen lassen. Hier ist der Schlüssel; bringt Sie mir die Handschuhe, dann hat Sie den Thaler verdient."

„Es gilt, Herr Doktor!" sprach das Mädchen, nahm den Schlüssel und eilte im Sturmgebrause fort. Sie erreichte das grausende Monument, und schloß ohne Zögern die Thür auf, da erblickte sie im Nachtdunkel, als noch tiefern Schatten, die Gestalt eines Pferdes. Die furchtlose Dirne verlor den Kopf nicht, rasch griff sie nach den Handschuhen in der Nische, und als Tochter eines Fuhrmanns mit Pferden vertraut, nach dem Zügel des Pferdes. Sie schwang sich in den Sattel, und eilte scharfen Trabes nach der Stadt. — Doch wehe! da tönte Hufschlag, und mehrfaches Geschrey hinter ihr her. — Das Roß zum stärkern Laufe antreibend, gelangte sie an das, auf ihr schon von weitem vernommenes Rufen geöffnete Thor, als ihre Verfolger nur wenige Schritte hinter ihr waren. Jetzt sank die Amazone erschüttert den Wächtern in die Arme, und wurde von ihnen mit dem erbeuteten Pferde nach dem Rathskeller gebracht. Sie zeigte die Handschuhe vor, und erzählte ihr Abenteuer. Der Mantelsack wurde vom Pferde genommen und ausgepackt, und siehe da! goldne und silberne Kirchengefäße blitzten den erstaunten Gästen entgegen. Sie waren der Raub aus einer reichen Kirche. Das Mädchen erhielt neben dem Lobe ihres Muthes, auch klingenden Lohn. Sie diente noch ferner bey ihrer Herrschaft, und alle Fremden wollten das muthige Mädchen sehen. Da begab es sich eines Tages, daß große Gesellschaft im Rathskeller einkehrte, von welcher am Spätabend noch sechs

Digitized by Google

Personen zechend sitzen blieben. Wirth und Wirthin waren ermüdet zu Bette gegangen, und die treue Magd besorgte die Wirthschaft allein; da verlangten die Zecher noch einmal frische Kannen, und sie eilte mit dem Lämpchen in der Hand in den Keller; auf der untern Stufe angekommen, vernahm sie auf der gekrümmten Treppe hinter sich ein leises Schleichen und Flüstern. Schnell entschlossen verlöschte sie ihr Lämpchen, eilte hinter den Fässern hinweg nach dem Ausgange auf die Straße. Die Luke war dort nur mit einem Riegel von Innen verwahrt, sie schob ihn zurück und stieg zu Tage. Die Wache, von ihr aufgefordert, besetzte das Haus, und stieg in den Keller hinab, wo man die ganze Bande, welche Jahre lang die Gegend in Schrecken gesetzt hatte, einfing.

In Oppeln erlebte ich das Jahr 1803. Ich würde den Winter sehr langweilig zugebracht haben, hätte ich nicht Bekanntschaften unter der dort in Garnison liegenden Kürassier-Compagnie gemacht, und recht verständige und gefällige Männer unter ihnen kennen lernen. Ich habe es fast überall so getroffen, wo ich in meiner Fremde mit preußischem Militär in Berührung kam. Eine verletzende Seite desselben, das öfters vorkommende Herabsehen auf Andere, und das eigene Hervortreten ist im Inlande, wo der Stoff dazu fehlt, weniger bemerkbar. — Dem Soldaten muß man indessen so etwas zu gute halten; es gehört zum Handwerk.

Die Bevölkerung des Oppelner Kreises ist zum Theil polnisch. Ihre Mundart soll von der rein polnischen abweichen, Man nennt sie scherzhaft: Wasserpolaken, — vielleicht weil sie längs des rechten Oderufers wohnen. Sie sind sehr eifrige Katholiken; an Sonntagen strömten ihrer viele in die Stadt,

Digitized by Google

und füllten die Kirchen. Mit Verwunderung sah ich zwey faustiefe Furchen im Kreise um den Hochaltar in die Steinplatten geschliffen; als ich mir noch den Kopf zerbrach, zu welchem Zwecke dieselben dienten, nahte eine Schaar polnischer Landleute, warf sich auf die Kniee, und rutschte so mit aufgeschürzten Leinwandhosen in diesen Furchen um den Hochaltar. — Sie selbst hatten diese Fahrgeleise allmählich mit bloßen Knieen in den Stein geschliffen; eine solche Devotion hatte ich noch nicht gesehen! — Aber auch hier gilt die Form für die Religion selbst. Ein polnischer Bursche im Hause meines Meisters betete oft sehr inbrünstig aus einem Gebetbuche, und seufzte bey jeder Zeile tief aus der Brust. Die Töne klangen mir zuweilen etwas bekannt, aber unverständlich. Ich sah das Buch an, und siehe da, es war lateinisch! Er las das Credo und das Confiteor.

„Aber," fragte ich, „verstehst Du denn, was Du betest?"

„Ich verstehe es freylich nicht, aber es sind doch heilige Gebete, die hat unser Herrgott lieb."

„Wenn Du aber mit unserm Herrgott sprichst, das heißt, wenn Du betest, so mußt Du doch wissen, warum Du ihn bittest, sonst schwatzest Du ja nur, und weißt nicht was."

„Unser Herrgott weiß doch, was es heißt."

„Aber sieh! Du hast hier auf lateinisch gebetet: Ich glaube an den allmächtigen Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde. Dabey hast Du tief geseufzet, was ist denn da zu seufzen; man sollte glauben, es thäte Dir leid, so gebetet zu haben."

Digitized by Google

„Wenn man betet, muß man seufzen, sonst ist keine Andacht dabey, und unser Herrgott weiß ja Alles." —

Ich fand es nicht für gerathen, ihn in seinem Begriff vom Beten irre zu machen. Der gute Bursche meinte es ehrlich, und der liebe Gott mag ihn auch so verstanden haben.

Die Schulen in Oppeln wurden von Jesuiten geleitet. Es waren ihrer, wo ich nicht irre, fünf im Collegio; sie ließen sich den Schulunterricht sehr angelegen seyn, und alle ihre Predigten bezogen sich, wie ich vernahm, auf die Schule. Es war dieses den katholischen Einwohnern keineswegs so recht. Ich hörte öfters die Äußerung: „Ach was! die Schule und immer die Schule, Pater Elsner weiß sonst nichts!" Es schien mir aber nicht, ob man über die Art ihres Unterrichts, als vielmehr darüber, daß die Kinder ernstlich zur Schule angehalten wurden, zu klagen Lust hatte; und dann schien es mir, als halte man die Jesuiten für eine Art von Freygeistern, deren Predigten weniger nach dem Geschmack ihres Publikums waren, als die eines Capuziners.

Ich bedaure, daß ich erst kurz vor meinem Abgang mit den Herren Patres bekannt wurde; was, wenn ich es gewußt hätte, ein ganz Leichtes gewesen wäre.

Pater Elsner, ein Mann an oder in den funfzigen, hatte ganz das Ansehen eines gemüthlichen Lebemannes. Wenn er im grauen Bürgerrock einherging, war an ihm nur so ein Schatten von Geistlichkeit zu bemerken. Er kam, um Schulbücher zu kaufen, in unsere Werkstelle. In Bezug auf das Geschäft sprach ich einige Worte zu ihm, die im natürlichen Übergang, auf das Kapitel von den Schulen führten. Ich bemerkte im Laufe des Gesprächs, daß unter allen civi-

Digitized by Google

lisirten Staaten wohl in Frankreich das Wenigste für den Schulunterricht gethan worden sey; dies schien mir um so merkwürdiger, da grade diese Nation so manche großen Geister hervorgebracht, und dadurch einen so ausgedehnten Einfluß auf alle Völker Europas erlangt habe.

„Verstehen Sie französisch?" fragte Pater Elsner.

„Grade so viel, daß ich Oeuvres de Voltaire im Spital der barmherzigen Brüder in Großwardein lesen konnte."

„Wie, bey den barmherzigen Brüdern in Großwardein Voltaires Werke?" —

Ich erzählte ihm den Schwank mit den hölzernen Büchern, er lachte und sprach:

„Man muß diese Schriften lesen, wenn nichts mehr an Einem zu verderben ist. Ich habe sie auch gelesen." — Ich war so boshaft zu fragen:

„Auch die Pucelle?"

„Auch die," sagte er gleichgültig, und lud mich nun zum Besuche im Collegium ein. Ich fand dort noch einen jüngern Pater, einen feinen, artigen, duldsamen Mann mit angenehmer Unterhaltungsgabe. Unsere Gespräche betrafen häufig kirchliche Angelegenheiten, wobey ich gern verweilte. Ich trug kein Bedenken, ihm zu sagen, daß meine religiösen Ansichten nicht die meiner Amme seyen, und daß die starre Unduldsamkeit der römischen Kirche das menschliche Gemüth verletzen müßte. Er nahm meine Worte freundlich auf; er widersprach nicht; er schien ähnliche Ansichten zu haben, und setzte das Gespräch selbst fort. Wir gingen auf den Jesuiten-Orden über; ich sagte, was ich über die Schule vernommen hatte, ich hätte ihn predigen gehört, und bemerkte, sein Vor-

Digitized by Google

trag sey mir klar gewesen, er habe der Heiligen und Wunder nicht erwähnt; dieses habe mir gefallen, aber wahrscheinlich nicht allen seinen Zuhörern. Ich gestand ihm, daß ich gegen seinen Orden eingenommen sey, denn ich sey bekannt mit dessen Geschichte. Ich sey übrigens überzeugt, es hätten von je her sehr ehrenwerthe Männer in dem Orden gelebt, welche keinen Theil an dem genommen, wessen ihn die Geschichte anklage. Er sagte:

„Wir streben nicht nach Herrschaft, und sind weit entfernt, Andersdenkende verfolgen zu wollen. Wir wollen nur nützlich seyn; die Schulen sind schlecht bestellt, wir wollen bessern Unterricht, und aufgeklärtere Menschen bilden."

Ich bemerkte, es sey sehr erfreulich, wenn die jetzige Tendenz des Ordens eine solche sey. Die Geschichte klage ihn für die Vergangenheit freylich hart an. — Diese Äußerungen folgten jedoch nicht in ununterbrochenen Reden, sondern nach und nach im Laufe des Gesprächs. — Auf die letztere am Schlusse des Gesprächs antwortete er:

„In einen solchen Orden, wie ihn die Geschichte schildert, würde jetzt gewiß kein ehrlicher Mann mehr eintreten. Unser Bestreben ist auf die steigende Bildung gerichtet."

Wahrlich der Mann war aufgeklärt und duldsam — oder ein vollkommener Jesuite! — seine Worte waren gewählt! — Es gehört mit zu den Vortheilen des Jesuiten-Ordens, daß seine Mitglieder so wenig an äußerlich sichtbare Formen gebunden sind; dem Manne im bürgerlichen Kleide stehen viele Wege offen, die der Kutte verschlossen sind, mit dieser tritt sogleich die strenge Form hervor, während der graue Rock, ohne Aufsehen, selbst im Wein- und Bierhause sich sehen las-

Digitized by Google

sen kann, und ihm manches Wort erlaubt ist, welches der Kutte nicht ansteht.

Die beyden Patres versuchten nicht im Mindesten, was ich fast wünschte, um tiefer in den Gegenstand eingehen zu können, meine Ansichten zu widerlegen, sie erzeigten mir mancherley Freundlichkeiten, der jüngere Pater gab mir ein Empfehlungsschreiben an einen ihm verwandten Kaufmann in Krakau mit, welches ich abgab, und womit die kurze Bekanntschaft sich endete.

Die warme Sonne in der Mittagsstunde lockte mich früh im Jahre in das Feld, aber es war am Morgen und Abend noch verzweifelt kalt; darum kehrte ich den ersten Tag zeitig ein, um nicht in später Nacht ein fernes Quartier suchen zu müssen. Der Schenkwirth war ein freundlicher Schneider, aber o weh! ich gewahrte keinen Ofen in der Stube, die übrigens sehr lauwarm, fast kalt war, doch was war zu machen? Ich blieb und schwatzte ein Stündchen recht vergnügt mit meinem Wirthe, er merkte, daß ich fror und sagte: „Warten Sie nur, es soll bald warm werden, wir heizen täglich im stärksten Winter nur zweymal ein.“ Er führte mich zur Thür hinaus, da lagen auf einer Feuerstelle ziemlich ¼ Klafter ganze Klafterscheite in vollem Brande, zu beyden Seiten begränzte eine sechs Zoll starke Backsteinmauer diese Feuerstelle, und sie war zwischen der Stube und einer großen Kammer eingeschoben. Wir gingen in die Stube und dann in die Kammer zurück, die Wand war ziemlich warm geworden; um diese Wärme recht zu genießen, stellten wir uns mit dem Rücken gegen die Wand auf die Bank, bald aber traten wir herunter und setzten uns, und eine herrliche Wärme durchströmte die Stube.

Digitized by Google

„Dies bleibt so bis zum Morgen," sagte mein Wirth wohlgefällig, „es würde länger bleiben, wenn am Tage die Thür nicht zu viel offen stünde."

„Das gebe ich zu, aber mein Gott, welche Holzverschwendung ist das; was Sie in einem Tage verbrennen, damit könnte man ja eine Woche lang auskommen!"

„Das kann wohl seyn, aber die Öfen sind hier auf dem Lande nicht Mode, und Holz haben wir genug!"

Möchten die guten Leute es doch heutiges Tages noch haben und auch bessere Öfen dazu.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Polen. 1803—1804.

Immer näher kam ich nun der polnischen oder jetzt vielmehr der östreichisch-galizischen Gränze, und immer mehr nahmen die Annehmlichkeiten Deutschlands ab. Im Städtchen Tarnowitz hielt ich mich auf die Einladung eines freundlichen Gewerbsgenossen einen Tag auf; der Bergbau auf verschiedene Metalle wird dort betrieben, und ich sah eine Dampfmaschine, eine große Seltenheit in jener Zeit! — Wer hätte damals gedacht, daß diese Maschinen nach vierzig Jahren als elementarische Rosse durch Deutschland und halb Europa rollen würden! Hier nahm ich Abschied von Deutschland und gelangte beym nächsten Tagemarsche nach Bedzin; das Städtchen lag in einem an Preußen gefallenen polnischen Distrikt, welcher, wo ich nicht irre, unter dem Namen Neuschlesien, mit Schlesien vereinigt worden war. Zum erstenmale hatte ich einen jüdischen Wirth, fand aber in der Schenke einige Deutsche, welche im Städtchen eine Dienstanstellung hatten.

Zwey Meilen von hier war die östreichische Gränze, es war ein schlechter und einsamer Weg; selten sind mir zwey Meilen so lang geworden; ein rauher Ostwind blies mich un-

Digitized by Google

sanft an, und ich glaubte, ich habe sechs Stunden zu diesen zwey Meilen gebraucht; endlich lag die Gränze vor mir, ich überschritt ein kleines Flüßchen und war wieder unter den Flügeln des Doppeladlers. Ich trat in einen Hohlweg, und nach wenig Schritten lag der östreichische Gränzort vor mir; eine Wache wies mich auf das nahe Amthaus, um dort meine Legitimation vorzuzeigen, diese bestund noch in meiner Kundschaft von Rostock.

Damals konnte ein reisender Handwerker in jeder Stadt, wo er eine Zeitlang gearbeitet hatte, sich eine neue Kundschaft geben lassen; ich hatte es vorgezogen, diese jetzt fast ein Jahr alte Kundschaft an den Orten, wo ich gearbeitet hatte, visiren zu lassen, diese Kundschaft reichte ich dem Beamteten hin, er sah sie aufmerksam an und durch, und fragte dann: „Rostock, Rostock, wo liegt denn die Stadt?"

„Sie liegt an der Ostsee." — „Aber wem gehört sie denn?" — „Sie ist eine herzoglich mecklenburgische Stadt." — „Was stehen denn für Soldaten dort?" — „Mecklenburger." — Keine Kaiserlichen stehen dort?" — „Nein." — „Ja das ist mir leid, Sie müssen wieder zurück." — „Zurück? mein Gott warum?" — „Es ist kaiserlicher Befehl, es darf Niemand ohne Paß über unsere Gränze; eine Kundschaft wird nur als gültig angenommen, wenn sie in einer kaiserlichen Stadt oder in einer Stadt, welche von kaiserlichem Militär besetzt ist, ausgefertigt ist."

Es ist möglich, daß mir der Beamtete mit seinen letzten Fragen eine Antwort, die mir durchgeholfen hätte, in den Mund legen wollte, aber ich verstund ihn nicht; nun versuchte ich Vorstellungen. — „Aber Herr Amtmann, wo soll ich

Digitized by Google

nur einen Paß bekommen?" — „Sie müssen nach Bedzin zurück, der Bürgermeister dort stellt ihnen einen Paß aus." — „Aber ich kann dem Bürgermeister in Bedzin keine andere Legitimation vorzeigen als diese Kundschaft; wenn er mir darauf einen Paß ausstellt, so sollte ich meinen, ich könnte doch auch auf dieselbe in die kaiserlichen Staaten eingelassen werden." — „Das hilft Alles nichts, es ist kaiserlicher Befehl, ich kann nicht darüber hinaus."

Ich sah, der gute Mann bedauerte mich und vermuthete, er habe mir durch seine Fragen eine Antwort in den Mund legen wollen, die mir durchgeholfen hätte; zurück zu gehen, die beyden sechs Stunden langen Meilen noch einmal, so ganz für die Langeweile, zu machen, das schien mir fast unmöglich, ich mußte um jeden Preis durchkommen.

„Herr Amtmann," begann ich, „es ist mir unmöglich, einen Paß in Bedzin zu bekommen." — „Warum denn?" — „Ich bin ein Preuße von Geburt und reise unter dem Namen eines Mainzers; der Rathsdiener in Bedzin ist mein Landsmann, er hat mich gesehen und ich glaube auch erkannt, ich muß fürchten festgenommen und unter die Soldaten gesteckt zu werden, das will ich nicht, deshalb kann ich nicht in das Preußische zurückgehen." — „Nun wenn Sie als Einwanderer in die kaiserlichen Staaten wollen, so darf ich Ihnen visiren." Das Auskunftmittel war nun getroffen, aber das Visa selbst etwas unbequem; es lautete nämlich: „Der Inhaber dieses passirt die kaiserliche Gränze als Einwanderer und verspricht die kaiserlichen Staaten nicht mehr zu verlassen."

Dies hatte ich freylich nicht versprochen, aber was war

Digitized by Google

zu machen? Ich saß in der Falle, tröstete mich aber, daß das Land doch nicht mit Brettern zugenagelt sey, und eilte raschen Schrittes auf der Straße nach Krakau zu.

Der Weg bot nichts Angenehmes dar und ich beschritt ihn einsam, da gesellte sich ein reputirlicher Landmann — eine Seltenheit in Polen — ein Müller zu mir; er grüßte mich wie gebräuchlich auf polnisch mit den Worten: „Gelobt sey Jesus Christus!" und ich konnte ihm in seiner Sprache antworten: „in Ewigkeit Amen!" er sprach weiter, und ich konnte abermals antworten: „nie rosumie popolski" (ich verstehe nicht Polnisch); er fragte: „Du Preuß? nie, Du Sachs? nie, Du Kaiserlich? nie," — jetzt war die Geographie des guten Mannes zu Ende, denn ein Russe oder Türke war ich nicht, das mochte er wohl sehen, — nach der politischen Geographie gehörte ich Frankreich an, ich sagte also: „Franzos!"

„Franzos!" rief er aus, „Du Franzos?" — Ich bejahte.

„O Franzos!" und mein Pole fiel mir um den Hals und küßte mich. „O Franzos Vater! — Polack todt! O Vater weit! — ich (auf seine Brust zeigend) Kosciusko Soldat!"

Mit tiefem Schmerz drückte er in den wenigen ihm bekannten deutschen Worten seinen Jammer über sein gefallenes Vaterland aus. — „In Krakau (verständigte er durch Worte und Zeichen) in Krakau nichts Polack, Polack (in das) Criminel" (Gericht), er machte die Pantomime von Ketten um die Hände. Eine Stunde lang hörte ich seine Klagen, dann schied sich unser Weg.

Armer Pole! Das Recht der Völker liegt in ihrer Macht, was zum Falle reif ist, geht unter. Die Legionen des bethörten Varus wurden vernichtet und die Geschichte bekränzt Her-

Digitized by Google

manns Gedächtniß mit Lorbeeren, Vercingetorix, des tapfern Vertheidigers von Alesia Haupt fiel unter dem Beil der Liktoren; die Geschichte rühmt Cäsar, ihn hat sie fast vergessen, der Römer nannte ihn einen Barbaren und Rebellen.

Die Dichter besingen das Glück des Siegers, und dem Untergegangenen beweist der Philosoph ganz klar, daß er im Unrecht war, gegen die Übermacht zu kämpfen.

Ich trat ein in die alte Hauptstadt der Piasten, sie kam mir vor wie das Haus des reichen Mannes, im Besitz armer Enkel; die äußern Straßen waren öde, und der Beweis einer frühern Unsicherheit sprach sich in den überall vergitterten Fenstern aus; durch die stillen Straßen wanderten, gleich lebenden Ruinen, einige bejahrte polnische Edelleute mit ernsten Gesichtern in der damals schon meist verschwundenen polnischen Nationaltracht. Die Mitte der Stadt wurde lebhafter, und auf dem Markte taumelten unter dem dort befindlichen Publikum singend und schreyend einige betrunkene Weiber herum, ohne daß es Jemanden aufzufallen schien. Die Königsburg war eine Caserne, und in dem prächtigen, marmornen Dome interessirte mich nur das Grabmal Sobieskys; im Jahre 1683 rettete der große Polenkönig Wien und Deutschland vom Joche des Halbmonds, von der Kanzel rief der Prediger: „Es kam ein Mann von Gott gesandt und der hieß Johannes!" — und jetzt —

Wien und Deutschland konnte der große Polenkönig retten, aber nicht die Hydra der Zwietracht des Polenadels bannen, nicht die Schmach der Leibeigenschaft vertilgen, nicht das Pfaffenthum in das ihm gebührende Nichts verweisen, keinen Bürgerstand in Polen schaffen und nicht den von Ca-

Digitized by Google

simir dem Großen in das lecke polnische Staatsschiff eingenommenen jüdischen Ballast entfernen — war da dessen Untergang ein Wunder? —

Krakau hatte eine zahlreiche kaiserliche Garnison, und war der Sitz der Oberbehörden des Königreichs Westgalizien; viele Deutsche lebten als Beamtete, Kaufleute und Handwerker daselbst. Daß die Polen keine sonderliche Sympathie für die Deutschen hegten, war natürlich; ich selbst bekam bey einem deutschen Meister Arbeit und hatte Gelegenheit, daselbst ein mir merkwürdiges Verfahren bey Ausstellung von Buchbinderrechnungen kennen zu lernen. Die Arbeiten waren den Mindestnehmenden übertragen und man theilte mir mit, die Preise seyen so herabgedrückt worden, daß der Einband eines Schreibebuchs von einem Buch Papier in Folio für 1 Gr. (3 Xr.) zugeschlagen worden sey, 2 Buch 6 Xr. u. s. f. Die Arbeit dafür zu liefern, war absolut unmöglich; allein man half sich. Die Rechnungen sollen nach Berichten von Personen, die damit vertraut waren, gelautet haben, wie folgt:

1 Schreibebuch von 1 Buch Papier einzubinden . 3 Xr.
an dasselbe einen ledernen Rücken zu machen . . 3 =
den Schnitt roth zu sprengen . . . . . 2 =
dasselbe mit marmorirtem Papier zu überziehen . 3 =
ein Schild auf die Decke zu kleben . . . . . 2 =
Bänder an das Buch zu machen . . . . . 3 =

u. s. w. So wurden die einzelnen Arbeiten besonders in Ansatz gebracht, wie Näh- und Drehseide, daß am Ende ein Preis erzielt wurde, um welchen es möglich war, das Buch zu binden.

Es ist dies Folge des Verakkordirens an den Mindestneh-

Digitized by Google

menden; der Schwindler thut Gebote, wofür ein ehrlicher Mann nicht arbeiten kann, er sucht sich dann zu helfen so gut es geht; geht es nicht, dann geht er am Ende. Der ehrliche Mann will aber auch leben und wird, um leben zu können, genöthigt, den gleichen Weg einzuschlagen, wodurch zuletzt alle Solidität verschwinden muß.

Ein ehemaliger Buchbindergeselle war bey einem Collegium Tageschreiber. „Es ist — berichtete er mich — der Arbeit viel, die Herren Canzlisten machen sich's etwas bequem und pflegen viel der Unterhaltung, darum werden Tageschreiber zur Hülfe genommen; ich bekomme täglich 30 Xr., habe aber doch die Hoffnung auch einmal angestellt zu werden, da hilft man sich durch, so gut es geht."

Öfter wurden in unserer Werkstelle 20 bis 30 Ries Papier beschnitten, die Arbeit wurde äußerst gering bezahlt, aber man half sich; die beyden Endbücher von jedem Ries gehörten hier dem Buchbinder von Rechtswegen, und der Arbeiter hatte auch ein kleines Nefas dabey; dann wurde der Transport abgeliefert; jeder Schreiber versah sich mit seinem Bedarf und am Abend kehrte ein reichlicher Zehnten davon in die Papierhandlung zurück.

Das gesellige Leben in meinem Stande war nichts weniger als angenehm; der Pole sah den Deutschen scheel an — und war man billig, so mußte man zugestehen nicht ohne Ursache. — Der Deutsche im Allgemeinen sah geringschätzig auf den Polen herab, er warf ihm Unreinlichkeit und Völlerey vor. Die Hoffnung, daß der gegenwärtige Zustand nicht fortdauern werde, lebte in jedem Polen, sprach sich aber nur in unklaren Andeutungen aus; dabey behauptete man, es gäbe

Digitized by Google

eine Menge sogenannte Naderer (Polizeyspione), welche in allen Gesellschaften die Reden der Anwesenden belauschten. Es war ein unbehagliches Mißtrauen vorhanden, so daß ein freyes Wort doppelt schädlich war; einmal wagte man Händel mit der Polizey zu bekommen, und dann erregte ein solches Wort selbst Mißtrauen bey denjenigen, die gleicher Meinung waren; denn sie fragten sich, sollte der, der sich so äußert, nicht ein Spion seyn, der Dich und Andere aushorchen will?

Ein Streit zwischen zwey meiner Nebengesellen gab die Veranlassung, daß ich von Krakau fortreiste; Beyde geriethen hart aneinander und ich sprang dazwischen. Noch am Abend waren Beyde wieder einig und zugleich gegen mich, der Friede war um so mehr gestört, da die Polen Parthey gegen mich nahmen. Es war daher das Klügste, meiner Wege zu gehen, worüber ich mich auch nicht lange besann; nun aber trat mir der fatale Umstand entgegen, daß ich in meiner Kundschaft als ein Einwanderer in die kaiserliche Staaten bezeichnet war.

War es früher meine Absicht, nach Lemberg und Brody zu reisen, so beschloß ich jetzt das östreichische Polen je eher je lieber wieder zu verlassen, und schlug den Weg nach Warschau ein, auf ein gutes Glück, das mir über die Grenze helfen sollte, hoffend.

Ich lernte nun aus eigener Ansicht kennen, was man in Polen eine Stadt nennt; hundert hölzerne Hütten führen zuweilen diesen Namen; in vielen dieser Städte sah ich nicht ein Haus von Fachwerk aufgeführt; über den Grundsteinen war rundum Baum auf Baum gelegt und an den Ecken

Digitized by Google

zusammengefügt bis unter das hölzerne Dach; zweystöckige Häuser von dieser Bauart waren ebenfalls selten. Ich zweifle, daß in solchen Städten dritter Klasse auch nur ein Handwerker anzutreffen war, außer etwa einem jüdischen Schneider. Der polnische Bauer bedarf kaum eines Handwerkers, er besitzt keine Meubles, seinen Tisch und seine Bank nagelt er sich von rohen Brettern zusammen, sein ärmliches Bett liegt auf dem Riesenofen oder hinter demselben in der Hölle; die Wiege seines Kindes ist ein rohgeflochtener Korb, durch einen Strick an der Decke befestigt, eine schlechte Lade birgt seine und seines Weibes geringe Habseligkeiten. Des Schlossers bedarf er nicht, ein hölzerner Riegel ist hinlänglich, die Thür zuzuhalten, denn ihm stiehlt Niemand etwas; er bedarf des Schmiedes nicht, denn an seinen Wagen ist kein Loth Eisen und sein Pferd ist unbeschlagen; er gebraucht den Wagner nicht, denn sein Wagen ist ein rohes von ihm selbst verfertigtes Werk, sein Pferdegeschirr besteht aus Stricken und der Sattler ist ihm überflüssig. Ich sah das Brod des Bauern in dem reichen Kornlande, wo so oft das Getraide fast werthlos ist; nicht nur daß es von so grober Art war, daß das ehemalige Kommisbrod dagegen als Bisquit erschien, so fand ich auch Erbsen und Bohnen hineingebacken und zwar so häufig, daß beym Schütteln desselben diese Hülsenfrüchte klapperten und wenn es angeschnitten war, in Mehrheit herausfielen. Der einzige Genuß dieser so tief herabgedrückten Menschenklasse war der Branntwein. Ich sah ganze Familien im Kretscham (die Schenke) beym Branntwein sitzen und das Kind auf dem Arme erhielt auch seinen Antheil von dem Nektar. Unter den Landleuten habe ich beym weiblichen Geschlecht

Digitized by Google

höchst selten ein frisches, blühendes Gesicht gesehen, die Armuth und der Branntwein, auch wohl die Unreinlichkeit nahm ihnen schon früh den Schmuck der Jugend. — Wie groß war der Unterschied zwischen dem Ungarn und dem Polen: stolz, kräftig und wohlgebaut steht der Ungar da — arm und niedergedrückt und unreinlich der Pole, und doch hat die Natur seinem Lande Alles gegeben, was der Mensch bedarf, um sich körperlich wohl zu befinden.

Da die menschlichen Wohnplätze in der Regel zwey bis drey Meilen weit von einander entfernt waren, so ward ich mehrmal genöthigt, noch zeitig am Tage einzukehren und mich einsam in der Judenschenke zu langweilen, weil ich, da der Weg doch zu verlieren war, nicht wagen durfte, bis zum späten Abend zu reisen.

„Was habt Ihr für ein Handwerk?" fragte mich einmal mein jüdischer Wirth.

„Ich bin ein Buchbinder."

„Mein, da könnt ihr mir ein Buch einbinden;" er brachte einen schrecklich zerlästerten Quartanten herbey und legte ihn vor mich hin.

„Wie soll ich das machen? ich habe nichts als meine Hände und eine Heftnadel bey mir, das geht nicht."

„Warum soll's nicht gehen? seyd Ihr doch ein Buchbinder, probirt's doch erst!"

„Ich habe ja kein Werkzeug, keinen Kleister, keinen Leim, kein Leder."

„Nu wir wollen gleich Papp machen von Mehl, Leder sollt Ihr auch haben, probirt's doch nur."

„Nun gut, ich will's versuchen."

Digitized by Google

Ich nahm das Buch auseinander, besserte die Blätter aus, schnitt von den noch mit Leder bezogenen Bretterdeckeln ein paar Riemen herunter und heftete dasselbe darauf, vorn und hinten wurde ein Blatt starkes blaues Zuckerhutpapier mit eingeheftet, um die alten Deckel wieder daran zu kleben; der Mehlpapp war fertig, der Rücken damit überstrichen und am Feuer getrocknet, dann die Deckel angeklebt und das Buch mit einem tüchtigen Stein beschwert hingelegt. —

„Aber was soll nun werden? das Buch wird nicht trocken und ich habe kein Leder."

„Nun braucht's doch nicht ganz trocken zu seyn, kann's doch morgen trocknen."

Nach einer Stunde nahm ich mein Werk wieder zur Hand, die Deckel klebten zur höchsten Nothdurft. „Wo ist nun das Leder?" fragte ich meinen Wirth.

„Nu hab' ich doch ein guten alten Stiefelschäft, es ist starkes Leder, es hält gut."

Damit schnitt er denselben entzwey und reichte mir ihn hin. — So etwas war mir freylich noch nicht vorgekommen, ich besah den Stiefelschaft und maß, aber er reichte nicht.

„Nu was schad das, hab ich doch noch en Stiefelschäft," und er brachte den zweyten herbey.

Ich überzog das Buch so gut es gehen wollte mit den zwey Stiefelschäften, legte ein Brett darauf, beschwerte es mit zwey tüchtigen Steinen und empfahl meinem Wirth, es wenigstens vierundzwanzig Stunden ruhig trocknen zu lassen.

Weit mehr als ich freute sich mein Wirth des so wohl gelungenen Werkes.

„Hab' ich Euch nicht gesagt, probirt's nur? mer muß

nicht sagen, es geht nicht, wenn mer's nicht hatt probirt; Alles muß man probiren;" gab er mir schlau lächelnd zur Lehre — ich hatte doch ein Glas Bier, ein Stück Brod und Käse nebst einen Schluck Branntwein verdient.

Ich sprach mit meinem Wirth über meine Reise und bemerkte ihm, daß die kleinen polnischen Städte doch gar zu schlecht seyen, die meisten Dörfer seyen bey weitem besser.

„Ihr werd vor Warschau kommen durch schöne Städte, do ist Kinsky ah reiche Stadt, sind viel deutsche Handwerksleute dort, do is auch Radom ah schöne Stadt, is doch oh Kreisamt do."

Munter wanderte ich den andern Tag nach dem reichen Kinsky und traf am Nachmittage daselbst ein. Ich fand eine Stadt von ohngefähr gegen 3000 Einwohner mit Häusern von Mauer- und Fachwerk und zum Theil gepflasterten Straßen. Es gab dort Schmiede, Wagner und Sattler und der Wagenbau wurde lebhaft betrieben. Es war Feyertag und mir begegneten zwey deutsche Gesellen auf der Straße, ich fragte: „Gibt es hier einen Buchbinder?" — „Ja Landsmann, den braucht hier Niemand, es ist ein Jude da, der gehet mit einem Sack voll Werkzeug auf dem Lande herum, bindet Bücher ein und treibt seinen Handel dabey."

Die Landsleute luden mich ein, mit auf ihren Tanzplatz zu gehen; ich fand dort an zwanzig deutsche Gesellen mit deutschen, polnischen und ein paar jüdischen Mädchen; zwey Juden strichen die Geige. Die Wände des Tanzraums waren schwarz geräuchert, und zwey Talglichter vor Blechblenden bildeten die Abendbeleuchtung, die der Mond glücklicherweise etwas verstärkte. Die Erfrischung bestund in sauerm

Digitized by Google

Biere und Branntwein. — Dabey drehte man sich munter herum, und ging am Abend, von der genossenen Lust befriedigt, nach Hause.

Von Radom und seiner Herrlichkeit versprach ich mir jetzt nicht sonderlich viel, und fand meine Erwartung auch nicht übertroffen. In diesem, Kinsky ziemlich gleichen Städtchen stand eine Eskadron Dragoner, und das Kreisamt hatte daselbst seinen Sitz. Auch hier war kein Buchbinder zu finden, was doch immer ein kleiner Barometer für den Stand der Geisteskultur ist, wenn man die Strecke zwischen Krakau und Warschau bedenkt.

Ich hörte große Beschwerde gegen die Thätigkeit des Amtspersonals führen. Ein jüdischer Handelsmann mit zwey Frachtwagen hatte zwey Tage auf seine Abfertigung warten müssen; desto pünktlicher war die Polizey. Ich stund am Morgen mit einem Dragoner rauchend unter dem Thorweg des Wirthshauses. Ein Polizeysoldat fixirte mich einen Augenblick, dann stürzte er dem Stoßvogel gleich auf mich zu, und riß mir mit großer Brutalität die Pfeife aus dem Munde; die Umstehenden gaben Laute der Mißbilligung von sich, und ich, einsehend worauf es ankomme, hielt ihm ein Stück Geld hin, um meine Pfeife auszulösen, er gab sie zurück, und ich steckte mein Geld wieder ein, indem ich ihm sagte: „Du hast Geld nehmen wollen und bist strafbarer als ich, gehe hin und verklage mich.“ Ein dienstfertiger Jude übersetzte ihm meine Worte, das schallende Gelächter von einem halben Dutzend Dragoner begleitete die Übersetzung, und der Polizeydiener ging fluchend seiner Wege.

Die bedenkliche Grenze war jetzt nahe, und ich verfolgte

Digitized by Google

etwas gedankenvoll meinen Weg. Da gesellte sich vor Radom ein Reisender zu mir, ein Tuchmachergeselle aus Böhmen, auf die gegenseitige Frage: Wohin? ergab sich, daß wir einerley Reiseziel hatten, und uns in gleicher Lage befanden. Mein Reisegefährte hatte keinen Paß in das Ausland; er war der polnischen Sprache vollkommen mächtig, aber fast völlig rathlos.

„Wir müssen," sagte ich ihm, „über die Pilica, wir haben also Nachricht einzuziehen, wo dieses am besten zu bewerkstelligen ist; sollte dies unmöglich seyn, dann gehen wir oberhalb der Pilica über die Weichsel; wir können dann nach Praga gelangen, ohne einen Fluß passiren zu müssen. Darum wollen wir zuerst Nachricht einziehen, auf welche Art wir wohl über die Pilica gelangen können. Wir schritten, unbestimmte Nachrichten einziehend, fort bis auf einige Stunden von der Grenze, wo wir übernachteten. Gegen Mitternacht wurde es lebendig in der Schenke, zwölf Bauernbursche traten jubelnd ein. Sie kamen von Warschau, wohin sie Flöße geführt hatten, und waren jetzt, um lästiger Formalitäten überhoben zu seyn, durch die Pilica gewatet. Dies war ein Trost; mein Reisegefährte ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, was jedoch unsere Hoffnungen um etwas abkühlte; er erfuhr: „Man kann durch die Pilica kommen, uns ist das Wasser bis an den halben Leib gegangen, wer aber nicht guten Bescheid weiß, der kann auch leicht ertrinken." Zu Letzterem hatten wir freylich keine große Lust. —

Der Punkt, auf welchen wir hin mußten, war das preußische Städtchen Nova Miasto (Neustadt), dicht am linken Ufer der Pilica. „Wir müssen," sagte ich meinem Reisege-

Digitized by Google

fährten, „Brod mitnehmen, um allenfalls einen und einen halben Tag leben zu können. Gelingt uns dort der Übergang nicht, dann folgen wir dem Laufe des Flusses bis zu seiner Ausmündung in die Weichsel, vielleicht findet sich auf dieser Strecke eine Gelegenheit durchzukommen; geht es nicht, dann bleibt es dabey, wir gehen über die Weichsel."

Wir waren endlich eine halbe Stunde von dem Flusse, und sahen an einer waldbloßen Stelle sein Wasser glänzen. Wir sahen das Grenzhaus und die Brücke, und lenkten rechts von der Straße ab. Es war ein Bruch (Wiese) mit vielen Baumgruppen, zwischen welchen wir uns immer rechts haltend von der einen zu der andern fortbewegten. Da erblickten wir in einiger Entfernung von uns fünf Jäger. — Diese konnten, so schlossen wir, — Niemand anders seyn, als kaiserliche Beamtete. Wir lagerten uns unter die Bäume in das Gras; da zog unweit von uns eine Schafheerde vorüber, die Hunde blieben bellend vor unserm Versteck stehen, und der Hirt nahete sich, nun stunden wir auf, mein Reisegefährte machte ihn mit unserm Vorhaben bekannt, und erbat sich seinen Rath.

„Ich bin" — sagte der Hirt — „der Schäfer der Stadt Nova Miasto, die Wiese und der Wald gehört der Stadt, ist aber jetzt kaiserlich. Ich treibe meine Schafe täglich über die Brücke, da könnt Ihr nicht hinüber kommen; weiter unten gehen oftmals Leute durch, wenn Ihr aber das rechte Fleck nicht trefft, dann könnt Ihr leicht ertrinken, ich muß jetzt nach der Brücke zu treiben, und kann Euch nicht weiter rathen."

Dies war freylich bedenklich; aber zum Bedenken war keine Zeit mehr, also fort. Nun trat eine neue Unbequem-

Digitized by Google

lichkeit hervor, längs dem Ufer war auf eine weite Strecke der Wald und alle Baumgruppen niedergehauen, und vom Grenzhause her eine freye Aussicht den Fluß abwärts. Wir mußten uns am Saume des Waldes halten, durch niederes Gestrüppe und eine Menge Regenbäche passiren; endlich waren wir Nova Miasto gerade gegenüber.

Hier war die Pilica vorzüglich breit, und eine Sandbank war in ihrem Bette. Am jenseitigen Ufer lagen Flöße bis in die Mitte des Stromes, zwischen der Sandbank und dem linken Ufer. „Hier ist der Punkt," sagte ich zu meinem Reisegefährten, „wo der Fluß breit ist, kann er nicht tief seyn; die Tiefe ist jenseits, da ist der halbe Fluß mit Flößen bedeckt, und Menschen sind darauf, die uns im Nothfall gewiß eine Stange zureichen." — Bis zur Sandbank ging das Wasser kaum über die Kniee. Die Flößer sahen uns zu, und winkten abwärts; wir schlugen die Richtung ein, beym letzten Schritt ging uns das Wasser bis an den Gürtel, wir erfaßten das Floß, kräftige Hände packten uns beym Kragen, zogen uns auf das schwimmende Holz, und wir waren im preußischen Gebiet.

Digitized by Google

Dreyzehntes Kapitel.

Das preußische Polen. 1804.

Der Hirt und die Helfer auf dem Floße fanden sich in der Schenke ein, und verschmähten es nicht, ein Glas Branntwein mit uns zu trinken.

Vergnügt über den glücklichen Ausgang unsers Abenteuers schritten wir wohlgemuth der verwaisten Königsstadt zu. Das Land glich ganz dem, was wir bis jetzt durchwandert hatten. Vergebens sah ich mich in der Nähe Warschaus nach den Vorzeichen einer europäischen Hauptstadt um; keine, freundliche Wohlhabenheit verkündende, Dörfer waren zu erblicken, keine Landhäuser und Gärten, ein tief durchfurchter, schlechter Sandweg führte bis in die Vorstadt hinein, wo wir zwischen kleinen hölzernen Häusern hinwanderten, dann zeigte sich ein verödeter Palast, daran eine lange Gartenmauer, an die wiederum die Hütte eines Juden stieß, so ging es fort, und so war es selbst hier und da im Innern Warschaus. Über den Markt schreitend, sah ich ein Gefängniß, wie ich es noch nie gesehen hatte: ein großer Käfig von starken eisernen Stäben, mit einem Riesenschloß an der Gitterthür, stund gerade vor der Wache. — Es war jedenfalls

Digitized by Google

das sicherste Gefängniß, das sich denken läßt, wahrscheinlich eine Art Prager.

Wäre ich nicht längst an die zahlreiche jüdische Bevölkerung der polnischen Städte gewöhnt gewesen, ich würde über die große Menge der Hebräer in Warschau sehr gestaunt haben. Zwei Dritttheile der auf den Straßen Wandelnden schienen mir von diesem Volke zu seyn. Dies mag indessen seinen Grund darin haben, daß der Jude sich seines Handels wegen meistens auf der Straße befindet, während es bey den übrigen Einwohnern der umgekehrte Fall ist.

Viele dieses Volkes (man sagte mir, — was ich aber nicht verbürgen will — gegen 2000 Personen) sind zum Christenthum übergetreten, oder vielmehr, sie haben sich taufen lassen, dabey aber völlig das Äußere eines Juden — selbst den Bart — beybehalten. Diejenigen, die man mir speziell bezeichnete, gehörten unter die schmutzigsten und von Aussehen verwildertsten aus Abrahams Stamm. Sie lebten in fortdauerndem Geschäftsverkehr mit ihren mosaischen Stammgenossen; sie sollen sich auch nur mit getauften Stammgenossinnen verheyrathen. Die katholische Kirche hat sich dieser Proselyten schwerlich sonderlich zu erfreuen, und wenn sie wirklich — was man allgemein bezweifelte — die lieben Heiligen im Ernste anbeteten — oder anriefen, — so sind sie doch, da sie sich nur in ihrem Stamme verheiratheten, keine Polen geworden, sondern katholisch gewordene Juden geblieben; sie hatten dann zwar ihre religiöse Meinung geändert, aber ihre Nationalität beybehalten.

Daß auch in Warschau die Polen keine Preußen geworden waren, ist zu bekannt, als daß es einer Versicherung be-

Digitized by Google

dürfte; vom Kampf, mit Igelström in der Stadt, und mit den Preußen vor der Stadt wurde mir viel mit Wehmuth und Freude mitgetheilt. Merkwürdig war mir die Erzählung, daß einst eine gedrängte Masse mit Heugabeln bewaffneter Bauern ein preußisches Regiment, das nicht von Artillerie unterstützt war, aus einander gesprengt hatte, indem sie, das Gewehrfeuer aushaltend, sich darauf stürzten. — Die Lanze bleibt doch die Königin der Waffen, wenn sie von kräftigen Armen mit Muth geführt wird.

Auch alte deutsche Bürger von Warschau rühmten die polnische Zeit, der Gegenwart gegenüber. Sie sagten: „Es waren gute Zeiten, es gab etwas zu verdienen, jetzt ist Noth in allen Ecken; so ein polnischer Edelmann brachte viel Geld unter die Leute, jetzt gehen sie in das Ausland, und ihre Häuser stehen leer."

Mancherley Beyspiele wurden mir erzählt, wie dieser und jener deutsche Handwerker durch die Gunst eines Magnaten sein Glück gemacht. Eins derselben war mir interessant, ich will es geben, wie ich es vernommen:

Ein junger, deutscher Sattlergeselle wanderte nach Warschau, mit wenig Kenntnissen und wenig Geld. In dem letzten Nachtquartier vor Warschau konnte er seine kleine Zeche nicht bezahlen, und hatte auch kein Felleisen bey sich; der jüdische Wirth machte kurzen Prozeß, nahm ihn beym Kragen und warf ihn zur Thür hinaus. Der junge Mensch fand Arbeit in Warschau, und mußte, als der jüngste in der Werkstelle, die Arbeit hinwegtragen. So hatte er einst einen Sattel in den königlichen Reitstall zu schaffen. Den Sattel hatte ein alter Geselle, der eigentlich das Geschäft leitete,

Digitized by Google

aber eben mit dem Meister zerfallen war, sehr sauber gefertigt.

Bey der Ablieferung befand sich zufällig der König Stanislaus mit einigen Magnaten im Stalle. Er nahm selbst den Sattel in die Hand, lobte die saubere Arbeit und fragte:

„Hat Er den Sattel gemacht?

Der junge Mensch hatte die Frechheit zu antworten: „Ja, Ew. Majestät!"

„Nun, das ist ein schönes Stück Arbeit. Will Er sich hier niederlassen? es soll Ihm an Arbeit nicht fehlen."

„Ja, Ew. Majestät, das möchte ich wohl gern, aber ich bin ein blutarmer Mensch, ich besitze gar nichts."

„Da will ich Ihm helfen," sagte der König, nahm seine Mütze ab, warf seine Börse hinein, und hielt sie den Magnaten hin, die sämmtlich ein Gleiches thaten.

„Da hat Er etwas zum Anfang," sagte der König. „Ich habe dort ein leeres Magazingebäude, da kann Er Seine Werkstelle darin aufschlagen, Arbeit soll Er haben, und auch Vorschuß. Jetzt gehe Er hin, und melde Er sich morgen bey meinem Stallmeister."

Der junge Mensch ging fort, zog den alten Gesellen in sein Interesse; die Werkstatt wurde aufgeschlagen, die Arbeit kam, und mit ihr das Geld; er wurde Mode, sein Geschäft wuchs täglich. Da ließ er direkt von London die besten Muster kommen, zerlegte sie, und ließ darnach arbeiten. Er errichtete eine Wagenfabrik, kaufte, da er reich ward, Güter, und unter andern auch dasjenige, wozu die Schenke gehörte, aus welcher ihn einst der jüdische Wirth zur

Digitized by Google

Thüre herausgeworfen, weil er seine Zeche nicht bezahlen konnte.

Die Geschichte hat uns eine Thatsache aufbewahrt, welche Zeugniß giebt, daß schon in früher Zeit in Polen ein reichlicher Erwerb die Thätigkeit der Deutschen lohnte.

Unter Kasimir dem Großen lebte in Krakau ein reicher, deutscher Kaufmann, der, als der König von Ungarn und mehrere deutsche Fürsten den Polenkönig besuchten, die Herren sämmtlich zu Gaste lud. Zum Nachtisch brachten die Diener zwey große silberne Schüsseln, und der Hausherr trat vor, sprechend:

„Edle Herren! jedes Land hat seine eigenen Früchte. Polen bringt nicht solche würzige Früchte hervor, wie man sie in vielen Ländern zum Nachtisch aufträgt; aber was Polen giebt, will ich zum Nachtische geben, und bitte die edlen Herren sonder Bedenken zuzugreifen.“ Die Decke ward von den Schüsseln genommen, — und sie waren voll Dukaten, welche die Herren auch nicht verschmäht haben sollen.

Die Stellung der in Polen eingebürgerten Deutschen hatte sich geändert seit der Theilung des Reiches. Wenn man sie früher als eingewanderte Fremdlinge, die sich nicht selten Wohlstand erworben, hier und da mißgünstig anblickte, so betrachtete man sie jetzt oft mit Groll, als zu den Eroberern und Unterdrückern Polens gehörige Individuen.

Die Beziehungen zwischen dem beherrschten Volke und den herrschenden Fremdlingen waren in Östreichisch- und Preußisch-Polen mehrfach verschieden. Ich will sie geben, wie und in wie weit sich mir ihre Verschiedenheit darstellte:

Im Östreichischen klagte man über Barschheit und verle-

Digitized by Google

zende Arroganz der kaiserlichen Beamteten; selbst bey solchen, welche weder mit der Justiz, noch mit der Verwaltung etwas zu thun hatten, war dieser Ton einüblich. In Krakau war ich Zeuge, wie ein junger Postbeamtete die Anfragen, die gewöhnlich bey Posterpeditionen vorkommen, sämmtlich sehr barsch beantwortete, und jeder Antwort einen Verweis beyfügte. Als ich meinen Brief nebst dem Porto übergab, fuhr er mich an: „Schreib der Herr ein andermal darauf Krakau, daß man weiß, wo der Brief herkömmt." Diese Manier war, wie man mir sagte, gar nicht auffallend. — Im Preußischen fand ich die Beamteten viel feiner und höflicher. — Im Östreichischen waren die Offiziere meistens recht gemüthliche Männer. Sie saßen an öffentlichen Orten in freundlicher Unterhaltung zwischen Bürgern, ohne zu fragen, wer es sey, der neben ihnen saß; ihr Überrock ließ kaum den Offizier bemerken. — Im Preußischen trat damals das Junkerthum bey den Offizieren in meist starken Zügen hervor. Abgeschlossen, kurz und barsch trat der Offizier außer seinem Kreise auf. — Im Östreichischen fürchtete man die Polizeyspione. — Im Preußischen wußte man damals nichts davon. — Im Östreichischen ließ man Alles, so viel wie möglich beym Alten; und die Verhandlung bey den Behörden wurde, wo es nöthig, in polnischer Sprache geführt, da es Östreich nicht an Männern gebrach, die dieser Sprache vollständig mächtig waren. — In Preußen trat ein Bestreben zu germanisiren hervor. Es fehlte an Männern, die der polnischen Sprache und Sitte kundig waren. Bey Ober- und Unterbehörden waren Deutsche angestellt, die nach preußischen Gesetzen verfuhren; da nun die Partheyen kein Deutsch verstunden, so wa-

Digitized by Google

ren überall Translators angestellt, welche die Protokolle, die den Spruch des Richters begründeten, in das Deutsche übersetzten. — Die Östreicher waren gute Katholiken; — die Preußen Ketzer. —

Bey dem preußischen Heere war es strenger königlicher Befehl, die polnischen Rekruten mit der möglichsten Nachsicht zu behandeln, und die Unteroffiziere scheuten sich mehr, einen polnischen Rekruten hart zu behandeln, als einen gedienten deutschen Soldaten. Wenn der Pole sagte: „ja ide to panie Capitain“ (ich gehe zum Herrn Capitain), und führte seine Drohung aus, dann war der Unteroffizier zum mindesten eines derben Verweises gewiß.

Wenn aber gleich die Lebensart des polnischen Bauern dürftiger war, als die des Soldaten, so hegte er doch die größte Furcht davor, Soldat zu werden.

Bey Warschau überschritt ich die Weichsel, und dann den Bug, an dessen nördlichem Ufer ich drey bis vier Tage in dem prächtigsten Walde bis Drogozin wanderte. Kaum ein Wanderer störte den ganzen Tag die Einsamkeit desselben. In einer Strecke von zwey bis drey Meilen war gewöhnlich ein geringes Dorf, um welches herum sich einiges urbares Land zeigte; die Forstkultur war hier von je her wohl wenig in Anwendung gekommen; der Sturm hatte mächtige Baumriesen entwurzelt und über den Weg geworfen. Die Schäfte waren an Wurzel und Krone abgesägt, und zur Seite gewälzt, wo sie, wie die letzteren, der Fäulniß Preis gegeben waren.

Von Drogozin an wurde der Weg offener, und ich nahm meine Richtung nach Bilsk.

Digitized by Google

Bilsk ist eine wohlhabende Stadt, eine schöne Stadt hörte ich zuweilen erwähnen. „Wodurch?" fragte ich mißtrauisch. — „Es sind keine Juden dort," antwortete man mir. Dies war etwas Neues, eine polnische Stadt ohne Juden! Ich war neugierig darauf. Zu meiner Verwunderung fand ich mich nicht enttäuscht. Das Städtchen hatte einen schönen gepflasterten Marktplatz, und dergleichen Straßen, die Häuser, besonders am Markte, waren gut von Steinen gebaut, überall waren recht hübsche Kaufläden geöffnet. Die Bewohner waren sämmtlich Polen, und Juden gab es gar nicht darin. Ich sah Frachtwagen auf- und abladen, und das Äußere sprach überall Wohlstand aus, der in der ganzen Gegend gepriesen wurde, wobey man jedesmal hinzusetzte: „Es sind aber auch keine Juden darin!"

Dieser Umstand gab mir reichlichen Stoff zur Betrachtung:

Dieses Volk steht einzig da in der Weltgeschichte (wenn man nicht etwa die Zigeunerhorden, die Gott weiß von woher sich über Europa verbreiteten, ihnen zur Seite stellen will). Dem unterwühlenden Strome gleich, verbreiteten sie sich von Land zu Land, immer gehaßt von den Heimathsvölkern, aber aufgenommen und geschützt von geldgierigen Feudalherren und Fürsten; nirgends sich vermischend mit den Urvölkern, sie im Stillen verachtend, blieben sie stets Fremdlinge, abgerissene Volkstrümmer im fremden Lande. Stets über Unterdrückung klagend (und dies nicht mit Unrecht), überflügelten sie überall die Ureinwohner, sie hatten immer den Vortheil der verbundenen Minderzahl gegen die unverbundene Mehrzahl. Fanatische Pfaffen hetzten den Pöbel zu Mord

Digitized by Google

und Vertilgung gegen sie, aber ihre Zähigkeit besiegte selbst, wenn auch nicht den pfäffischen Blutdurst, doch das Bestreben des Pfaffenthums, sie auszurotten.

Nie vernahm ich in Polen, daß der Jude Verlangen trug, ein Pole zu seyn, oder vielmehr zu heißen. Die große Masse des Volkes steht an Intelligenz und Reichthum tief unter dem Juden; des Juden bürgerliche Stellung ist höher, als die der großen Mehrheit des polnischen Volks. Er, der eingewanderte Fremdling, ist ein freyer Mann; jene Mehrheit, Christen in einem christlichen Staate, ist leibeigen; der Jude kann handeln und alle Gewerbe treiben, während der Leibeigene in Noth und Elend nur seines Herrn Acker bauen darf.

Die politischen Rechte der wenigen polnischen Bürger sind so gut, wie ein Nichts; wornach sollte der Jude hier lüstern seyn? zumal, da er alle Gewerbe treiben darf. Er verachtet den Polen, und es fällt ihm nicht ein, seines Gleichen werden zu wollen. Es ist ihm vortheilhafter, ein polnischer Jude, als polnischer Bürger zu seyn. Einzelne Beyspiele beweisen hier nichts weiter, als daß es Ausnahmen von jeder Regel giebt.

In Deutschland dagegen steht es anders. Daß es hier recht weltbürgerlich gebildete Juden giebt, ist außer Zweifel; daß ihr *Äußeres* sich meistens mit dem Äußeren des Deutschen gleichgestellt hat, ist bekannt. Hier tritt das Verlangen, auch bürgerlich mit den Deutschen gleichgestellt zu seyn, immer bestimmter hervor; die Juden wollen hier Deutsche seyn, aber es nicht werden, — dies klingt wie ein Widerspruch, ist es aber keineswegs.

Das ganze deutsche Volk, von den Alpen bis zu der

Digitized by Google

Memel herab, ist eine einzige Familie, und mit einander durch die Bande des Blutes verwandt, wenn auch im tausendsten Grade; ja bis zu den Regenten der ersten Staaten ließen sich gesetzmäßige Verwandtschaften nachweisen; aber der Jude bleibt ewig der Angehörige eines fremden Volkes.

Der Franzose, der Britte u. s. w., der sich in Deutschland niederläßt, gehört in der zweyten Generation gewiß in den deutschen Familienverband, — der Jude nie! Durch alle Völker Europas schlingen sich diese Familienbande, selbst osmanische Kaiser waren zuweilen Söhne europäischer und christlicher Mütter; aber nirgends umschlingt dieses Band auch den Juden.

Der Jude spricht: „Haben doch meine Väter 1000 Jahre in Eurem Lande gelebt, spreche ich doch Eure Sprache, warum wollt Ihr mir nicht die Rechte Eurer Söhne geben? In Eure Familie mag ich freylich nicht, sie ist nicht koscher."

Man sage nicht, daß ihm die Gesetze der christlichen Staaten hier im Wege stehen. Ich werde auf den Gegenstand zurück kommen. Gewöhnlich schiebt der Jude die Ungeneigtheit, ihn als Nominal-Deutschen anzunehmen, um ihr ein schlechtes Motiv unterzulegen, auf einen vorhandenen Religionshaß; aber mit Unrecht. Wenn Jemand seine Menschenpflichten erfüllt, dann ist es der Gottheit gewiß einerley, ob er beym Beten mit dem Kopfe nickt, oder schüttelt, ob er Figuren in die Luft schreibt, das Antlitz bedeckt, oder nach Mekka richtet. Dies kann daher einem vernünftigen Menschen keinen Anlaß zum Hasse geben. Ein Solcher wird höchstens einen Derwischtanz, eine kalmückische Gebetmühle und ähnliche Possen belächeln.

Digitized by Google

Ob es einen Rationalismus im Judenthum giebt, weiß ich nicht. Gäbe es aber einen solchen, so würde der rationale Christ, und der rationale Jude nicht sehr weit von einander entfernt seyn. Getrost dürften sie sich die Hände reichen zum geistigen Freundesbund, und bey abweichenden Ansichten an Nathans Ring denken, Jesuiten und talmudische Rabbiner würden sie nicht irre machen.

Auf meinen Wanderungen und bey meinem Aufenthalt in Städten habe ich viele Bekanntschaft mit Juden gemacht, und Manches still beobachtet. Auf Reisen fand ich an Individuen dieses Volkes meistens gefällige Gefährten, und hier, wo man tagelang in ungestörtem Beysammenseyn lebt, wird man bald in gewissem Grade vertraut. Von philanthropischen Gesinnungen durchdrungen, sprach ich zuweilen meinen Unwillen aus, daß Unverständige sich oft erlaubten, den Juden einen Spitzbuben u. dergl. zu schelten; ich hielte es für Gerechtigkeit, daß der Jude mit dem Deutschen gleiche Rechte genösse, daß auch ihm erlaubt werde, Handwerker zu werden, und sich mit Deutschen zu verheirathen.

„Was ist do der mehr, wenn mich aner heißt ah Spitzbuben, ah Hallunken, und giebt mer oh Thaler zu verdienen, wird er mer doch lieber seyn, als wenn er macht Komplimenten, und hanst mich gnädiger Herr, und giebt mer nichts zu verdienen. Ah Handwerk ist nix für en Juden, der Jud muß handeln; wer ah Goye heirath, ist kein Jud mehr!" —

Einem andern mir sehr bekannten Juden sagte ich einstmal: „Ihr seyd doch übel daran, daß Ihr nicht mit uns esset, das Schweinefleisch will ich nicht erwähnen, das seyd

Digitized by Google

Ihr nicht gewöhnt, aber andere Speisen könntet Ihr doch mit uns essen."

„Das geht nicht, der Christ ist ein Schwein, seine Töpfe sind nicht koscher."

Dem Dritten rühmte ich die Toleranz des Königs von Dänemark, der einem Juden erlaubt, eine Dänin zu heyrathen.

„Pfui, das ist kein Jud," — er spuckte aus — „Jeder soll bey den Seinen bleiben."

Mit einem sonst sehr verständigen Juden sprach ich über das Kalenderwesen, und bemerkte ihm, daß mir der jüdische Kalender unbequem, und für unsere Zeit ungeschickt erscheine, er passe nicht zu der astronomischen Zeitrechnung, das Neujahr fiele abwechselnd in alle Jahreszeiten, und wenn die Juden einen eigenen Staat bildeten, könnten sie ihn in der gegenwärtigen Zeit unmöglich gebrauchen. —

Der ruhige Mann fuhr auf, vertheidigte mit großer Hitze die Vortrefflichkeit seines Nationalkalenders, er sey vorzüglicher, als der Kalender der Christen. Jeder Jude wisse am Stande des Mondes sogleich die Kalenderzeit zu erkennen, er passe jetzt, wie ehemals ganz gut in das bürgerliche Leben u. s. w. So könnte ich Hunderte von Beyspielen liefern, die sämmtlich nach gleicher Richtung hinweisen. —

Der denkende Deutsche wird im Eingehen auf solche Gegenstände keinen Anstand nehmen, zuzugeben, daß Manches in Volkssitte und äußerer Cultusform recht wohl anders seyn könnte, als es ist. Aber unter vielen mir bekannt gewordenen recht verständigen Juden ist mir kaum Einer vorgekommen, der auch nur im Entferntesten ein solches Zugeständniß gemacht hätte. Vielmals schien es mir, als ob es auch so

Digitized by Google

eine Art Bulle in coena domini im Judenthum gäbe. Ein sehr aufgeklärter Jude sagte mir einst: „Ich gebe nichts auf den Talmud und das Geschwätz der Rabbiner, ich esse, was mir vorkömmt. Ich würde kein Bedenken tragen, das Christenthum anzunehmen; — aber wenn ich aufhöre, ein Jude zu seyn, dann ist es mit dem Handel so gut wie nichts; als Christ habe ich bey weitem die Vortheile nicht, die ich als Jude habe!"

Die neuern Thatsachen, daß Juden Handwerke lernen, beweisen gar nicht, daß sie eine Lust zu diesen Arbeiten hätten. In Polen haben sie längst Handwerke betrieben, aber auf unglaublich erbärmliche Weise, ihre Arbeit war stets das jämmerlichste Flickwerk, das sich denken läßt; in Polen wie in Deutschland habe ich keinen Juden als Maurer, Zimmermann, Schlosser und Schmied getroffen, selbst eines Schuhmachers erinnere ich mich nicht; dem Buchbinderhandwerk erzeigen sie oft die Ehre, es zu betreiben. Außerdem werden sie gewöhnlich Schneider, Weber, Posamentiere, und lernen regelmäßig solche Handwerke, bey welchen ein Handel zu betreiben ist, welchem sie dann auch emsig obliegen, und so nach wie vor die Richtung ihres Volks verfolgen.

Wohl mögen sich statistische Tabellen fertigen lassen, die nachweisen, wie viel dieser ewigen Fremdlinge jetzt in diesem und jenem Lande Handwerke betreiben; sie beweisen nichts weiter, als daß die große Lehrmeisterin, Noth! auch sie gelehrt, daß ihr alter Sackhandel sie nicht mehr ferner ernähren kann, daß sie daher auf Mittel denken müssen, den Handel in anderer Form zu betreiben, wodurch bey dem ihnen eigenthümlichen Raffiniment das Heimathsvolk nur noch schwe-

Digitized by Google

rer bedrückt wird. Der Deutsche z. B. hält es für einen Ehrenpunkt, seine Arbeiten und Waaren zwar anzubieten, aber keinem Käufer durch Zudringlichkeit beschwerlich zu fallen. Es gilt selbst in gegenwärtiger Zeit der Noth im Handels- und Gewerbsstande für schimpflich, durch Zudringlichkeit einem Gewerbsgenossen seine Kunden abwendig zu machen. Wie sehr er bey solchen Grundsätzen den Fremdlingen gegenüber im Nachtheil ist, könnten eine Menge Beyspiele beweisen.

In Polen scheint es mir, als ob ihre Einwanderung unter Kasimir dem Großen die Entwickelung des polnischen Volks gehemmt und verhindert hätte. Ihre Gewandtheit, ihre Geschmeidigkeit machte es ihnen leicht, den ungebildeten Polen zu überflügeln, und ihn nicht aufkommen zu lassen; dem polnischen Magnaten waren diese geschmeidigen Fremdlinge willkommen; durch sie erhielt er die Mittel, seine Bedürfnisse zu befriedigen, und was kümmerte den Gebieter der Leibeigenen der Aufschwung seines Vaterlandes? Hätten sich in Polen, wenn auch erst im vierzehnten Jahrhundert, Städte von National-Einwohnern gebildet, so wie in Deutschland im zehnten Jahrhundert, dann möchte leicht Polen noch in seiner Selbständigkeit dastehen; ein neues Element wäre in das Volksleben dieses Staats getreten, welches der Magnatenunbändigkeit als Gegengewicht hätte dienen können.

Ich schließe die Betrachtung über dieses, in seinen Trümmern noch so einflußreiche Volk mit der Bemerkung, daß mir auf meiner Lebensbahn auch mehr, als ein aufgeklärter Jude begegnet ist. Allein das Streben des Gesammtvolkes habe ich stets als störend für das Gedeihen der Urvölker er-

Digitized by Google

kannt; so lange die abgesonderte Nationalität der Fremdlinge nicht durch Familienverbindungen mit erstern untergeht, wird für diese kein Heil aus der äußern Annäherung der Fremdlinge hervorgehen. Man sage nicht, daß die Gesetzgebung der christlichen Staaten die Fremdlinge daran hindert. Ich provocire auf das Urtheil der Zukunft; auch wo die Gesetze solches gestatten, wird es schwerlich je geschehen.

Aber den Fremdlingen kann ich nur Heil und Glück prophezeyen. Geldgierige Feudalherren und Raubritter nahmen den Fremdling auf, um ihn, dem vollen Schwamme gleich, beliebig wieder auszupressen. Das Pfaffenthum verfolgte sie auf Leben und Tod; aber die Abrahamiten besiegten Beyde; sie kauften Mönchsklöster sammt vergoldeten Heiligen, sie kauften die Güter alter Dynasten, und die Urbevölkerung ward ihnen unterthänig. Majorate und Adelstitel erheben und zieren die Nachkommen jener fremden Einwanderer, die mit wendischem und slavischem Menschenfleisch handelten, und dasselbe zu Eunuchen veredelt in das Morgenland spedirten.

Die Landstandschaft in den ersten Kammern kann ihnen, den Majoratsherren, auf die Dauer nicht entgehen, denn das muß man ihnen lassen, sie wissen eben so zu sparen, als viele Nachkommen ihrer alten Schutzherren zu vergeuden! Israels Enkel werden ewig ein abgesondertes Volk bilden, sich nicht vermischend mit den Heiden, aber herrschen über sie, als Staatsmänner, Gutsherren, Gerichtshalter und Diener u. s. w.

Der Jesuitismus wird untergehen, aber das Judenthum wird ihn überleben. Schlau von Anbeginn, haben seine Angehörigen sich eines Theils der Organe der öffentlichen Mei-

Digitized by Google

nung — der periodischen Blätter — bemächtigt, und arbeiten so unter scheinbar unpartheyischer Firma für ihr Interesse; was dann dem Publikum täglich von da und dort her vorgesprochen wird, davon läßt es sich endlich, wenn auch widerstrebend, überreden, und wo pekuniäre Mittel Vorschub thun können, werden diese den gewandten Handelsleuten nie fehlen, denn sie verstehen, aus allen Quellen zu schöpfen, — darin werden die Mächtigen der Erde von ihnen abhängig werden.

Nach diesen offen ausgesprochenen Ansichten wird man mir schwerlich einen religiösen oder politischen Haß gegen den Juden andichten können. Ich achte den achtungswerthen Mann aus jedem Volke, und von jedem Glauben; aber das Streben des Judenvolks bey dessen Isolirung ist und bleibt ewig gefährlich für das Urvolk, unter dem das erstere wohnt, und nur dann wird diese Gefahr schwinden, wenn Familienbande den Juden mit dem Urvolke verbrüdern, und so die vollkommenste Emanzipation herbeyführen.

In Bialystock fand ich einen kleinen Haltepunkt. Diese Stadt war damals der Sitz der Oberbehörden des Kreises, und seit einigen Jahren in zunehmender Blüthe. Viele neue Häuser waren erbaut worden; ein Bataillon Füsiliere stand dort in Garnison, und eine Schaar von Beamteten war zu erblicken, meistens junge, ledige Männer. Dies führte eine sonst seltene Noth — die Weiber-Noth herbey, die unter Anderm Veranlassung wurde, daß mehrere Scheidungen junger und schöner Frauen der dort lebenden deutschen Handwerker Statt fanden, und die Geschiedenen sich dann mit Beamteten auf's Neue verbanden. — Die Unglücklichen!

Digitized by Google

Sie ahnten nicht, daß das Schwert des Damokles über ihrem Haupte schwebte, und daß nach vier Jahren sie mit ihrem neuen Gatten, durch die Franzosen und Polen vertrieben, dem Elende Preis gegeben würden!

Ein an sich höchst unbedeutender Fall gab mir hier Jahre lang zu denken, und beschäftigt mich noch jetzt manchmal eben so vergeblich als damals. Ich trat mir einen Nagel tief in den Fuß — dieß war ein schlimmer Fall; ich war auf der Reise und durfte mich nun eines Aufenthalts von ein paar Wochen gewärtigen. Früher hatte ich mich in Deutschland einmal mit einer Ahle tief in die Hand gestochen; mein damaliger Prinzipal nahm die Ahle, steckte sie in eine Kugel Wachs und sagte ernsthaft: „Es wird, ohne zu schwellen und zu eitern, heilen, Sie wissen nicht wie." Ich lachte, vergaß die Wunde und als ich den dritten Tag daran dachte, war sie geheilt, — es ist Zufall, sie wäre auch ohnehin geheilt, dachte ich. Gleichsam zum Spaße, machte ich in ähnlichen Fällen mehrmals die Probe mit gleichem Erfolg bey mir und Andern. Doch jetzt hatte ich die Sache fast vergessen, als sie mir bey dieser Verwundung wieder in Erinnerung kam, ich wiederholte den Versuch und der Erfolg war wie früher.

Bey diesem Heilungsversuche ließ sich nirgends ein vernünftiger Zusammenhang und Wirkung zwischen der Wunde und dem verletzenden Gegenstande denken, und doch lag die Thatsache da, die einfachste Erklärung wäre allerdings diese: die Wunde würde auch ohne den Hokus Pokus geheilt seyn — möglich — aber ich habe den Versuch an mir und Andern oft mit gleichem Erfolg wiederholt, und beym Unterlassen war

eine eiternde Wunde immer die Folge, ich ward aufmerksam auf sogenannte sympathetische Curen.

Ein junger Mensch von meiner genauern Bekanntschaft hatte die ganzen Hände voll Warzen, und vergeblich vielerley zum Theil recht schmerzhafte Heilmittel angewendet, um diese lästigen Auswüchse los zu werden; zufällig blickte ich eines Tages auf seine Hände, sie waren glatt und rein. „Wo sind Ihre Warzen hingekommen?" fragte ich erstaunt. Er lächelte und erzählte: „Vor ungefähr vierzehn Tagen kam ich zu der Frau... sie sah meine Hände und sagte: „Pfui, die häßlichen Dinger, ich will Ihnen davon helfen." Sie holte einen Zwirnsfaden, knüpfte Knoten über den Warzen hinein, ich glaube sie sprach ganz leise etwas dabey, sie vergrub dann, wie sie mir sagte, den Faden unter eine Dachtraufe — doch dem sey wie ihm wolle, meine Warzen sind Gottlob verschwunden."

Mancherley, ich könnte sagen viel hieher gehörige Thatsachen sind durch eigne Wahrnehmung zu meiner Kenntniß gelangt, ich wiederhole es, ich fand nirgends einen erklärlichen Zusammenhang zwischen der anscheinenden Ursache und der Wirkung, und nicht wenig zerbrach ich mir den Kopf darüber, wie so etwas möglich und woher das Wissen einer solchen Möglichkeit gekommen sey. Stellte ich diese Möglichkeit, die ich der vorhandenen Thatsachen wegen doch nicht in Abrede zu stellen vermochte, als Vordersatz einer Reihe von Schlüssen auf, dann gerieth ich in ein eben so pfadloses Feld als damals, wo ich über Endlichkeit des Raumes nachzudenken versuchte.

Wissenschaftlich gebildete Männer, mit welchen ich den

Digitized by Google

Gegenstand besprach, waren einestheils mit ihrem Urtheil schnell fertig: „Es läßt sich vernünftig nicht erklären, folglich ist es unvernünftig und Aberglaube, die Thatsachen sind Zufall und der Leidende wäre auch ohne die angewandte Sympathie geheilt worden." Diese Erklärung war bündig und bequem. Andere sprachen: „Dies gehört unter die Dinge, die als Thatsachen aufgeführt, sich durchaus nicht ableugnen, aber auch nicht erklären lassen, es muß dahingestellt bleiben." — So weit und nicht weiter war ich mit meinen Raisonnements von selbsten gekommen.

Vielleicht, wenn es gelingt, die Wunder des thierischen Magnetismus zu erklären, wird auch dieser Gegenstand aufgehellt werden.

Von Bialystock ging ich über Grodno nach Wilna, noch ein paar Tagereisen und ich sollte den Niemen überschreiten und das russische Gebiet betreten. Im ersten Nachtquartier traf ich mit einem polnischen Grafen zusammen, der nach Warschau zu reisen im Begriff stund, der Herr Graf war ein freundlicher Mann, und bey der Langeweile in der Judenschenke war es ihm nicht unangenehm, einen Reisenden zu treffen. Ich sah hier, auf welche Art die polnischen Großen in ihrem Lande zu reisen pflegen; seiner Chaise folgte ein Packwagen, der nebst andern auch seine Betten und Küche mit mancherley Vorräthen enthielt; die Küche selbsten besorgte ein polnischer Bedienter, der seine Sache nicht übel verstund; daß der Wein dabey nicht vergessen war, versteht sich von selbst. Wir plauderten behaglich bis zum Spätabend, wo dann das Bette des Magnaten in der Schenkstube auf der Erde ausgebreitet wurde, und ich mich auf meinem Strohlager ausstreckte.

Digitized by Google

Mein Austritt aus dem preußischen Staate sollte ein freundlicher seyn. Am letzten Abende kehrte ich zeitig ein, die Schenke saß voll polnischer Bauern, die sich mit Weib und Kind beym Branntwein eine Güte thaten, von ihnen abgesondert saßen zwey preußische Husaren, schon bejahrte Männer, ich trat grüßend zu ihnen und nahm Platz an ihrem Tische. Nach den gewöhnlichen Fragen Woher? und Wohin? sprach der Eine: „Herr Landsmann, hier in der Schenke ist ein schlechter Aufenthalt, Sie können nichts bekommen als ein Glas Branntwein und ein Stück Brod, kommen Sie mit uns, wir liegen unserer drey Mann hier auf Commando, der Eine von uns ist weggeritten, Sie können sein Lager haben, und zu essen wird's auch 'was geben, so gut wir es haben."

Ich ließ mich nicht zweymal nöthigen und ging mit in eine nahe Bauernhütte, welche das Commando allein bewohnte. Der eine meiner Landsleute war ein geborner Kopenhagener! der andere ein Wiener! Beyde waren vom Hause desertirt und jetzt in preußischen Diensten, sämmtlich fast gleichweit von unserer Heimath entfernt, waren wir Landsleute im fremden Lande; die Sprache war das mächtige Band, das uns umschlang. Die guten Landsleute brachten ein Stück Speck herbey, schlugen Eyer in die Pfanne und bereiteten einen köstlichen Eyerkuchen, welchen wir uns trefflich schmecken ließen. Wir feyerten alle Drey ein Fest, wir sprachen von der Heimath, sie waren Beyde am Rhein gewesen und ich in Wien und Kopenhagen. Zum Nachtlager betteten sie mich auf schwellendes Heu und gaben mir des abwesenden Kameraden Decke. — Bey Jugendmuth gehört gar wenig dazu, sich glücklich zu fühlen.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Das russische Polen. 1804.

Herzlichen Abschied nehmend von meinen guten Landsleuten, wanderte ich dem Niemen zu, welchen ich noch denselben Tag überschritt, und die alte polnische Reichsstadt Grodno betrat. Auch diese geschichtlich nicht unbekannte Stadt würde in Deutschland unter die Städte des dritten Ranges gehören, und doch waren hier Reichstage gehalten worden, wobey sie der temporäre Sitz der Könige war, noch gab es Paläste polnischer Großen in ihrem Umfange, aber sie waren verlassen und verfallen. Von hier an bis Wilna war meine Reise eine wenig fröhliche, die Gegend war eben und frey, aber ohne freundliche Aussicht, die Dörfer so wie bisher und Deutsche waren selten zu treffen. War ich früher auf meinem Wege nirgends angehalten worden, so begegneten mir jetzt öfters Personen (dem Anscheine nach Bauern), die nach einer kurzen polnischen Anrede nach meinem Paß fragten; zeigte ich meine Kundschaft mit dem Bilde von Warschau, dann sprachen sie ohne zu lesen dobre (gut) und ich ging meiner Wege. So erreichte ich endlich Wilna, wo ich durch die

Digitized by Google

Nachweisung eines ansässigen Landsmanns von Coblenz bey einem polnischen Meister in Arbeit kam.

Mein erstes Bestreben war nun, so bald wie möglich Polnisch zu lernen; jeden Tag ließ ich mir zehn bis zwölf polnische Wörter vorsagen, die ich aufschrieb und auswendig lernte, so wurde es mir von Tag zu Tage leichter, mich zu verständigen. Ich war in Krakau und Warschau gewohnt, eine große Anzahl von Schenken zu sehen, aber in Wilna war es doch zu arg, das dritte Haus hatte ein Schild mit der Aufschrift (in polnischer Sprache): „Hier Kaffe, Bier und Branntwein." Mein Prinzipal selbst hatte eine solche Schenke, welcher seine Frau, eine geborne Deutsche, vorstund; unter den täglichen Gästen waren immer gegen Mittag einige schöne, junge, wohl- ja reichgekleidete polnische Bürgerfrauen, die sich bey einem Gläschen Branntwein eine halbe Stunde recht munter unterhielten und dann gewöhnlich mit den Worten: „Wir müssen Essen machen," nach Hause eilten. Die Damen waren übrigens sehr freundlich, sie brachten mir zuweilen ein kleines Gläschen Branntwein in die anstoßende Werkstube und lachten gewaltig, wenn ich mich sträubte, es auszutrinken.

Eines Abends erscholl der Schreckensruf „poschar" (es brennt), ich eilte nach der Brandstelle; ein solcher verworrener Menschenknäuel, als hier, ist mir bei Bränden weder früher noch später vorgekommen. Der Brand war im Innern eines großen Judenhauses, und fast die ganze Judenschaft trieb sich schreiend und geschäftig und doch nichts thuend in und vor dem Hause herum; bald rückte ein zahlreiches Commando Soldaten an und machte Platz, jetzt wurde das Ge-

Digitized by Google

schrei noch lebhafter, die Juden versuchten überall durch die Linie des Militairs zu dringen, und mußten mit dem Kolben zurückgewiesen werden; endlich war auch das Haus durch das Militair geleert und das Feuer in Kurzem gelöscht. Ich gelangte in das Lokal, wo das Feuer ausgekommen war, hier waren auf dem Fußboden die Lagerstätten von mehr als dreißig Juden ausgebreitet und in der Mitte der Höhe der Stube, lief eine Gallerie (Babelatschke) an den Wänden herum, auf welcher fast eine gleich große Anzahl ihre Lager hatten. Die mephitische Ausdünstung von wenigstens funfzig Zwiebel- und Knoblaucheffern in diesem engen Raume war trotz dem Brandgeruch und den offenen Fenstern so schrecklich, daß es mir unbegreiflich war, wie ein Mensch in solcher Atmosphäre leben konnte.

In die Zeit meines Aufenthalts in Wilna fiel auch eine Rekrutenaushebung; das Verfahren dabey war folgendes: Es war der Stadt Wilna die Zahl der von ihr zu stellenden Rekruten bestimmt. Der Stadtrath machte im Stillen ein Verzeichniß aller Taugenichtse und Trunkenbolde, sie wurden in ihren Betten überrascht oder in den Branntweinschenken aufgehoben und auf das Rathhaus gebracht, wo sie angenommene Wächter in sichern Lokalen beaufsichtigten. Zu diesem Wachedienste hatte sich auch ein kräftiger, aus Wilna gebürtiger deutscher Tischlergeselle, der keine große Lust zum Hobeln hatte, gemeldet; aber der arme Teufel stund selbst auf der Liste der Rekruten, und ging freywillig in's Garn; als die Namen der Wächter verlesen wurde, ward er als der erste Rekrute bezeichnet.

Endlich waren die Auserwählten des Stadtraths bey-

Digitized by Google

sammen, sie wurden dem Militär übergeben, und wer jetzt durchgekommen, war bis zur nächsten Aushebung sicher. Wenn gleich auch anderwärts wenige Personen ohne dringende Veranlassung gern in die Militärdienste treten; so ist dieses in Rußland um so weniger der Fall, da die Disciplin im russischen Heere gewiß die strengste in Europa ist. Die Prügel sind wohlfeil, vor meinen Fenstern stellten sich täglich sieben Mann von einer Corporalschaft zur Visitation ihres Anzugs auf; der Unteroffizier hielt drei schlanke Stöckchen in der Hand, und kein Tag verging, wo nicht wenigstens zwey sich irgend eines kleinen Fehlers, den nur ein Unteroffizier bemerken konnte, schuldig gemacht hätten. Ohne Umstände hieb dieser den Soldaten in der größten Geschwindigkeit mit allen drei Stöcken zugleich, zwölf bis funfzehnmal derb über die Lenden, und dies war nur so eine Art von Spaß.

So hart damals fast überall das Loos des Soldaten war, so glaube ich doch, daß die Strenge in Rußland größer war, als irgendwo.

Desto angenehmer war das Loos der Mönche in Wilna; es gab ihrer eine große Menge von allen Farben; sie waren sämmtlich ihres guten Essens und Trinkens wegen berühmt, aber Allen thaten es die Bernhardiner (Franziskaner) zuvor. Ein gutes Essen nannte man ein Bernhardinereſſen; eine große Portion, eine Bernhardinerportion. Sie sind im Äußern Cyniker, ihre Kutte ist grob, meistens nicht sehr reinlich, ihre Zelle und Schlafstelle ärmlich, aber ihr Tisch ist trefflich. Was das Erstere betrifft, so wissen sie es von Jugend auf nicht besser. Dagegen ist Essen und Trinken bey Nichtsthun

Digitized by Google

ein Genuß, welchen sie sich unter keinen andern Verhältnissen so verschaffen könnten.

Auch ihre geistlichen Schwestern haben alle diese Mönchsorden. Das Haus, wo ich arbeitete, war das Eigenthum eines Klosters. Zwey schöne junge Mädchen lebten hier von einer Matrone bemuttert, von den geistlichen Herren unterstützt, häufig besucht und mit geistlichem Trost erbauet.

Ich arbeitete ein halbes Jahr in Wilna und hatte sehr guten Verdienst; es würde mir nicht schwer geworden seyn, mich daselbst zu fixiren, aber ich fühlte, daß ich dorthin nicht paßte. Mich die Sonntage in den Schenken herumzutreiben und an Bier und Branntwein zu ergötzen, daran fand ich kein Vergnügen; ansprechende Bekanntschaften, und wäre es auch mit Jesuiten gewesen, hatte ich nicht das Glück zu machen. Deutsche Bücher kamen mir so wenig zur Hand, als ein deutsches Zeitungsblatt. Was war zu thun? Ich schrieb Romane — eine dieser Jugendsünden — „die reisenden Handwerker," hat sich bis nach Deutschland erhalten, die übrigen bekam der Papiermüller, vielleicht wäre es eben so gut gewesen, er hätte alle bekommen. Nur ein Fragment eines deutschen Buches fiel mir in die Hände, ein Dutzend Bogen ohngefähr, von Spinozas Schriften; ich las diese verirrten Bogen mit großem Interesse, konnte mich aber mit dem Philosophem des ehrwürdigen Baruch Spinoza (so weit ich es verstund) nicht vereinigen, mir kam es vor wie ein Drehen im Kreise. Das Werk, hier die Schöpfung, ist eine Thatsache, aber diese Thatsache kann doch nicht zugleich der Meister seyn?

Was da ist, ist nach weisestem Plane geordnet, mit Bewußtseyn und unergründlicher Allmacht sind ihm die Gesetze

Digitized by Google

seines Bestehens vorgeschrieben, welchen der sich bewußte und unbewußte Theil der Schöpfung unterworfen ist, ohne ein Jota davon ändern zu können; eine Gottheit, die sich selbst unbewußt ist, streitet nach meiner Meinung gegen alle Begriffe von derselben. Die Idee selbsten erschien mir als die trostloseste, die sich aufstellen läßt, sie hat mich einige Wochen lang lebhaft beschäftigt. Und als ich nach langen Jahren diese Schriften wieder zur Hand nahm, ward mir keine andere Überzeugung, als die eben ausgesprochene.

Ich hatte nun genug von Polen gesehen, um gerne auf das Vergnügen, weiter nach Osten oder Norden zu reisen, zu verzichten.

Am Schlusse des Jahres 1803 schlug ich den Weg über Kowno nach Königsberg und Danzig ein. Mein Reisepaß von Wilna wurde, wie gedruckt darunter zu lesen: „gratis" gegeben, aber die Subalternen, welchen die Schlußausfertigung oblag, sagten mir von einer Stunde zur andern: „Sie müssen noch warten, es geht jetzt unmöglich, wir haben keine Zeit, Sie zu expediren." Die Leutchen waren dabey recht gemüthlich ruhig und ich sah wohl, daß es auf ein Trinkgeld angesehen war; dieses nicht zu geben, war ich fest entschlossen und im Begriff zu klagen, da führte mir der Zufall einen Beamteten, dem ich einmal ein Buch eingebunden, entgegen, ich klagte ihm meine Noth, er ging mit mir zurück, sprach ein paar Worte mit den Expedirenden und in weniger als drei Minuten hatte ich meinen Paß in Händen.

Es bestund in Rußland ein Verbot, russisches Geld weder aus dem Lande zu führen noch dasselbe einzuführen, und zwar in beyden Fällen bey Konfiskation der ganzen Summe.

Digitized by Google

Als ich am Niemen stund, kam ein Jude aus preußischem Gebiete über denselben, der Zöllner fragte ihn um sein Geschäft und sagte: „Du hast gewiß Rubel bey Dir.“ Der Jude läugnete Stein und Bein, da nahm der Zöllner eine rücksichtslose Visitation unter freyem Himmel vor und fand einen Beutel mit dreißig Rubeln, fröhlich hob er ihn in die Höhe und lachte dem Juden in das Gesicht; dieser legte sich auf das Bitten und wand sich verzweiflungsvoll hin und her, endlich ließ sich der Zöllner erbitten und theilte den Schatz mit dem Juden. Dies war aber keineswegs ein menschliches Erbarmen, sondern Habsucht; hätte er den Juden angezeigt, dann hätte dieser noch Strafe erhalten, aber das Geld wäre von der Zollbehörde in Beschlag genommen worden; so aber nahm er lieber funfzehn Rubel, und der Jude war froh, mit diesem Opfer ohne weitere Strafe durchzukommen. Ich wurde an die Expedition zur Visirung meines Passes gewiesen, ein Knabe von höchstens funfzehn Jahren besorgte — wahrscheinlich für seinen abwesenden Vater — dies Geschäft; als er die Feder niederlegte, sagte er mir (polnisch): „es kostet zwey Gulden“ (acht gute Gr.) — „Knabe das ist nicht wahr! der Paß kostet Nichts, das Visa kostet auch Nichts!“ antwortete ich ihm ebenfalls polnisch.

„Schweig!“ sagte er, auf den auf dem Tische stehenden messingenen kaiserlichen Adler zeigend; „Grobiansky, Knut, Siberien!“ — ich ging fort, fand endlich einen Beamteten, bey dem ich meine Klage anbrachte und erklärte: ich wollte nach Wilna zurück, um dort bey dem Gubernium, wo ich wohl bekannt sey, Klage zu führen; er ging mit, nahm stillschweigend meinen Paß und überreichte ihn mir.

Digitized by Google

Noch mußte ich zu dem wachthabenden Koſackenoffizier, um das Viſa vervollſtändigen zu laſſen; ich fand ihn mit mehrern Koſackenoffizieren in einer Baracke am Ufer des Niemen, er war ſehr höflich, ſprach ſo gut es gehen wollte — und es ging wirklich — einige Zeit mit mir, präſentirte mir auch ein Glas Branntwein; ich ſetzte nach einem freundlichen Lebewohl über den Niemen und betrat wieder das preußiſche Gebiet.

Digitized by Google

Funfzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Preußen. 1804.

Es gibt so manche kleine Übergänge im Leben, welche, wenn sie erzählt werden, wenig Interesse darbieten, die aber, wenn man sie erlebt hat, fast unvergeßlich bleiben. Die Strecke des preußischen Gebiets vom Niemen bis zu der alten preußischen Gränze war ganz polnisch; sogenannte Städtchen, schlechter als ein geringes deutsches Dorf, unbehagliche, aller Annehmlichkeit entbehrende Judenschenken, nichts als Branntwein, überall große Unreinlichkeit, dabey meine unvollkommene Kenntniß der polnischen Sprache, waren durchaus unerfreuliche Dinge. Da erreichte ich die Trümmer von Neustadt, dicht an der altpreußischen Gränze; das Städtchen war total niedergebrannt und die Feuereſſen ragten als Trauermonumente trübselig in die Luft, es mußte gut gebaut gewesen seyn. Nach einer kurzen Strecke Weges stund ich vor den Thoren von Schirwint. Das kleine Städtchen von ungefähr 1500 Einwohnern war gut gebaut (ich kam aus Polen!), hatte Häuser von Steinen und Bleichwerk, gepflasterte Straßen, überall bemerkte man Handels- und Geschäftsthätigkeit; ich sah wieder Bäckerladen mit Brod und Semmeln (was ich

Digitized by Google

außer den Hauptstädten und höchstens zwey andern auf meinem Reisecours in Polen nicht gesehen hatte); ich sah reinlich gekleidete Menschen, hörte die deutsche Sprache allgemein sprechen, fand ein behagliches Wirthshaus und Personen (wiederum Soldaten, schwarze Husaren), mit welchen sich sprechen ließ. Alles dieses kann man in Deutschland täglich sehen und finden, ohne daran zu denken, daß es anders seyn könnte; aber nach einer Entdeckungsreise, wie ich meinen Durchflug durch Polen scherzweis nannte, weiß man dessen Werth zu schätzen.

Bekanntlich sind die Bewohner Preußens Deutsche, und zwar von so ächtem deutschem Schlag, als ein Volksstamm unseres Vaterlandes, aber gerade Preußen sind sie doch eigentlich nicht. Ich war begierig, die Nachkommen der alten ächten Preußen kennen zu lernen.

„Preußen? nun ja wir sind Preußen." Das meine ich nicht; ich meine die Nachkommen des alten Volkes, mit welchem die deutschen Ritter kämpften.

Ah so, die Litthauer! Unter diesem Namen sind in Ostpreußen die Nachkommen der alten Preußen bekannt; ihre Sprache ist das alte Litthauische, sie sind größtentheils ziemlich germanisirt und verstehen die deutsche Sprache. In Westpreußen sind die Casuben noch die Reste des alten Volks; ein sehr höflicher Menschenschlag und in demselben Grade wie die Litthauer germanisirt. Es kam mir merkwürdig vor, daß die Überbleibsel des alten Preußenvolks gerade dessen Namen nicht führten, während die eingewanderten Deutschen ihn angenommen haben, und mehrere Millionen Deutsche ihn tragen. Diese Benennung der Staatsgenossen der preußischen Mo-

Digitized by Google

narchie hat sich auf geschichtlichem Wege gebildet, und wird so bleiben; aber es will mich bedünken, der Titel: „König der Ostdeutschen" würde schöner und bedeutungsvoller seyn.

Unter den Einwohnern des Königreichs Preußens waren die (damals vor ungefähr achtzig Jahren) eingewanderten Salzburger die wohlhabendsten; es wurde mir erzählt, als sie nach der schrecklichen Pest, die das ganze Land so sehr entvölkert, eingewandert seyen, hätten die Gehöfte leer gestanden und das Vieh sey herrenlos in den Feldern herumgeirrt, sie hätten Beydes in Besitz genommen und oft noch baares Geld in den ausgestorbenen Häusern gefunden. Die Bevölkerung des Landes zu heben, war lange eine Hauptsorge der preußischen Regierung. Im siebenjährigen Kriege gab es mehrere Freybataillone, die regelmäßig aus Menschen von kleiner Statur bestunden; viele von ihnen waren entlaufene Handwerkslehrlinge oder sonst ohne Kenntnisse zum Broderwerb. Einige solche Bataillone schickte Friedrich der Zweite nach Preußen, wo diese Leute bey irgend einem Meister in die Lehre treten mußten, um ein Handwerk zu lernen, wofür der König das Lehrgeld zahlte.

Chausseen gab es zwar nicht in Preußen, aber es war dafür gesorgt, daß der Reisende den Weg nicht leicht verlieren konnte. Auf Anordnung Friedrichs des Zweiten waren alle Wege mit Weidenalleen bepflanzt, die bey ihrer Menge auch eine kleine Abhülfe des Holzmangels gewährten.

Von Königsberg westlich gewann das Land ein zunehmend wohlhabendes Ansehen; in der Nähe von Danzig konnte man es mit Recht ein reiches nennen. Die Häuser auf dem Danziger Werder waren eben solche ländliche Pa-

Digitized by Google

läſte wie an der Küſte von Oſtfriesland; die größte Reinlichkeit war überall zu ſehen in den Wohnhäuſern und den Ställen mit herrlichem Vieh; Kanäle durchzogen das niedrige Land. Vor den Häuſern lag häufig ein Schifflein, worauf die Produkte des Beſitzers zu Markte gebracht wurden, und nicht weit davon ſtund unter dem Schuppen die elegante Chaiſe, in welcher die Familie ſelbſt zur Stadt fuhr.

Der Danziger Werder iſt ein feuchtes Paradies, leider nur in alljährlicher Gefahr, daß ihn die Fluthen verſchlingen. Einige Stunden vor Danzig hatte ich Gelegenheit, eine Milchfabrikation zu ſehen; eine alte Milchhändlerin hatte zwei große blanke Kupfergefäße voll Milch, woraus ſie richtig drei machte, ſie goß nach und nach Waſſer hinzu und quirlte weißes Mehl hinein; dies trieb ſie ſo ungeſcheut und gleichgültig auf der Hausflur des Wirthshauſes, als ob ſie das rechtlichſte Geſchäft betriebe. — Was man doch beſonders in großen Städten oft eſſen und trinken muß!

In Danzig waren Handel und Gewerbe ſeit der preußiſchen Beſitznahme im Jahr 1793 in ſteigendem Flor; deshalb aber waren die Danziger keineswegs ſo recht von Herzen gute Preußen. Immer noch hörte ich mit Wehmuth von der alten polniſchen Reichsfreyheit ſprechen. Zu verdenken war es ihnen gewiß nicht, denn Niemand geht gerne aus dem Zuſtande der Selbſtſtändigkeit in den der Unterthänigkeit über, allein die Zeiten ſind vorbey, wo ſich eine einzelne Stadt im Umfange einer mächtigen Monarchie als unabhängig behaupten kann; auch die freyen deutſchen Städte würden dies auf die Dauer nicht vermögen, wenn ſie eine ſolche Gränze umzöge.

Der Wohlſtand, die Freyheit und Geſetzgebung Danzigs

Digitized by Google

waren von früher Zeit an genau mit einander verbunden, und selbst als polnische Reichsstadt wußte sich Danzig von dem Schlamme polnischer — gesetzlicher und ungesetzlicher — Rechtlosigkeit frey zu halten. Eine mir unter mehreren andern mitgetheilte Sage oder Geschichte trägt so ganz das Gepräge der mittelalterlichen Justizpflege, daß ich mir erlaube, sie hier mitzutheilen.

Ein polnischer Magnat ermordete in Danzig einen seiner Diener; der Magistrat ließ ihn festnehmen und ihm den Prozeß machen, was zu jener Zeit meistens etwas schnell ging. Der Pole protestirte gegen das Verfahren und wendete ein, er sey Herr über Leben und Tod seiner Leibeigenen und für den begangenen Mord nach polnischen Gesetzen seinem Könige eine Strafe von so und so viel polnischen Gulden schuldig. Der Burggraf verlangte seine Auslieferung nach Polen, aber der Magistrat beschleunigte das auf die Enthauptung lautende Urtheil; ohne dieses den Mörder ahnen zu lassen, führte ihn ein Rathsherr am Arme aus dem Gefängniß; an dem zur Execution bestimmten Orte trat der Rathsherr bey Seite, der Scharfrichter stund hinter dem Delinquenten und auf einen Hieb fiel sein Haupt zur Erde.

Da es weder in meiner Absicht liegt, noch in meinem Vermögen steht, Beschreibungen des mir materiell Merkwürdigen der Orte wo ich eine Zeitlang lebte, nach meiner Auffassung zu geben; da ein solcher Bericht überdem (wie schon erwähnt) jetzt völlig veraltet seyn würde, so kann ich auch hier um so mehr darüber hinweggehen; eines an sich unbedeutenden Gegenstandes aber will ich um der Sage wegen, die sich daran knüpft und die wenigstens beweist, zu was al-

Digitized by Google

lem man die Gewalt im Mittelalter für fähig hielt, noch gedenken.

In einer Kirche Danzigs wurde mir eine große Uhr gezeigt, deren Mechanismus die Apostel sammt dem Judas, einen Hahn und Gott weiß was noch mehr in Bewegung setzte. Ein großer Künstler — erzählte man — hat lange Jahre daran gearbeitet und sie endlich zur Freude des Publikums in der Kirche aufgestellt, allein man kürzte ihm seinen Lohn. Da sprach er unwillig: „Ich will anderwärts hingehen und eine noch künstlichere Uhr fertigen als diese." Darauf nahm ihn der Magistrat in Haft und ließ ihm, damit seine Stadt allein im Besitz dieses Kunstwerks bliebe, die Augen ausstechen; der unglückliche Künstler bat, ihn noch einmal zu seinem Werk zu führen, es habe noch einen kleinen Fehler, den er mit einem Griffe verbessern könne, und weil er nicht mehr im Stande sey, ein anderes Werk zu machen, so wolle er diesem noch die möglichste Vollkommenheit geben; man that nach seinem Wunsche, er griff in das Werk und knickte einen Draht, und siehe! die Hälfte des Mechanismus stund still.

Ich habe in sieben Städten ganz ähnliche Uhren gesehen und in allen dieselbe Sage vernommen. — Doch ist diese Sage immer noch wahrscheinlicher, als die wahrhafte Historie vom alten Rock in Trier und seinen funfzehn oder mehr wunderthätigen Kameraden.

Von Danzig führte mich mein Weg durch Pommern. Das einförmige Land machte einen trüben Eindruck auf mich. Ich suchte die Küste zu gewinnen, wo mir der Anblick der offenen See wieder Heiterkeit und frischen Muth gab. Über die Inseln Wollin und Usedom schritt ich der Gränze von Mecklen-

Digitized by Google

burg zu. Ein alter Buchbindermeister, ein wunderlicher Kautz, der von einer Besuchreise zurückkehrte, war ein paar Tage lang mein Reisegefährte; er schalt auf Alles, was die Zeit mit sich gebracht hatte und was ihm sonst in den Weg kam, und immer war der Schluß seiner Rede: „Es ist jetzt keine Gottesfurcht unter den Menschen, darum ist Alles schlecht, darum ist weder Nahrung noch Verdienst mehr; sonst fürchteten sich die Menschen noch vor dem Teufel, jetzt glauben sie nicht mehr an ihn, darum ist auch keine gute Zeit mehr; sonst, wenn der Bauer ein Brautbuch (ein Gesangbuch als Brautgeschenk) kaufte, konnte man derb fordern und er bezahlte ohne Handel, er dachte, wenn er abzöge, hätte er kein Glück in der Ehe; aber jetzt komme Einer hin, jetzt handelt er bis auf den Pfennig; es ist kein Glaube und keine Gottesfurcht mehr unter den Menschen! — Ja, als ich zur Zeit des siebenjährigen Kriegs ein junger Mann war, da kam ein Bauernbursche aus dem Hannöverschen zu mir, der zog einen Beutel voll schöner lüneburger Gulden aus der Tasche — bey uns waren damals die Ephraimiten im Gange — ich bot ihm an, seine lüneburger Gulden gegen unser Geld auszuwechseln; da profitirte ich zehn Thaler im Augenblick; ja, jetzt komme Einer, es ist keine Gottesfurcht und kein Glaube mehr unter den Menschen — sie sind zu gescheidt!" — So sehr mich der Alte bisher belustigt hatte, so tief mußte ich ihn nun verachten und war froh, daß sein und mein Weg bald auseinander gingen. Übrigens geschieht jetzt viel, die Art von Gottesfurcht und Glauben, die der Alte vor Augen hatte, wieder zurückzuführen, und die Beutelschneiderey unter der Larve der Frömmigkeit wieder in Aufnahme zu bringen.

Digitized by Google

Nach wenig Tagen war ich wieder zum dritten Male in Rostock in der Mitte meiner alten Freunde, und augenblicklich wieder heimisch. In diese Zeit fiel die Thronbesteigung Bonapartes, die Republik war nun auch der Form nach nicht mehr vorhanden, in der That hatte sie schon früher aufgehört zu seyn, und längst hatte ich erkannt, daß sie faktisch in Europa ein Phantasiestück sey. Kein mit Wahrscheinlichkeit erreichbares Ideal schwebte mir mehr vor, aber dadurch hatte mein geistiges Leben viel von seinem Halt verloren; ich war überhaupt nicht recht im Frieden mit mir selbst, ein ewiges, inneres Drängen und Treiben hatte sich meiner bemächtigt, fast in Allem war mein Gang ein Sprung, es war eine Leere in mir, die ich nur bey gehäufter Arbeit oder in einem traulichen Kreise vergaß; in großer Gesellschaft plagte mich die Langeweile noch ärger, als wenn ich mich allein befand. Dies Alles mag als Thorheit erscheinen, allein es war so, und ich konnte ihrer nicht Herr werden.

Im Hochsommer, wo wie gewöhnlich die Arbeit eine Zeitlang fast aufhörte, nahm ich zum letzten Male Abschied von meinen Freunden, und schlug den Weg nach Halle ein, wo ich von da an dreiviertel Jahre in Arbeit stund.

Halle war damals — und hoffentlich auch jetzt noch — eine recht nahrhafte Stadt, die Saline, die Universität, das Waisenhaus und eine zahlreiche Garnison brachten sämmtlich Geld in Umlauf und die Handwerker hatten, ohne eben reich werden zu können, doch meistens leidlichen Verdienst. Ich war zuvörderst begierig, das Völkchen der Halloren kennen zu lernen. Diese Nachkommen der alten Wenden waren einst die alleinigen Besitzer des Salzwerks, sie hatten reichlichen

Digitized by Google

und immer steigenden Verdienst, aber ihr Aufwand überstieg ihren Wohlstand. Von ihrem früheren Übermuth erzählte man unter Anderm: Ein Hallore ließ sich in einer Schenke zum Abendbrod eine gebratene Gans geben, zog ihr das Fell ab, nahm es auf seinen Teller, und setzte die Gans seinem Hunde vor. In dieser Weise sollen sie früher gelebt haben; so kam es dahin, daß sie ihre Kothen nach und nach verpfänden und endlich verkaufen mußten; sie waren nun aus Herren Knechte geworden, stunden sich aber, da sie schwer zu kontrolliren waren, lange noch sehr gut, bis endlich alle Nebenvortheile hinwegfielen und sie jetzt bloß auf ihren Lohn beschränkt sind. Es gehörte übrigens zu den Seltenheiten, daß ein Hallore ein anderes Geschäft als die Salzbereitung ergriff oder außer seinen Stamm heyrathete.

Bey meinem Eintritt in Halle fiel es mir auf, daß die Thore am hellen Tage stets zur Hälfte gesperrt waren. Dies geschah zur Verhütung der Desertion der Soldaten, deren mancher das ganze Jahr hindurch das Feld nicht gesehen hatte. Diese Thore befanden sich zwischen der Stadt- und den beträchtlichen Vorstädten. Eines Tages kam Feuer im Waisenhause — dicht vor dem Thore — aus; das Erste was der wachthabende Offizier that, war, das Thor schließen zu lassen, damit kein Soldat davonliefe; die hinauseilenden Bürger mußten durch das Pförtchen im Thorflügel. Bald kamen Bürger und Studenten in Haufen, unwillige Stimmen wurden laut und der Offizier besorgt, eröffnete das Thor und die Menschenmenge strömte hinaus, nach zehn Minuten aber stunden wenigstens zehn Offiziere und eben so viele Un-

Digitized by Google

teroffiziere in zwei Reihen im Thore und musterten die Durchpassirenden, ob keine Menschencontrebande dabey sey.

So ängstlich war man zu jener Zeit besorgt wegen des Desertirens der Soldaten, man wendete Mittel dagegen an, die schon nach einem Menschenalter für unwahr werden gehalten werden. Ein Soldat, dem man nicht traute, wurde gewöhnlich zu einem alten Soldaten in das Quartier gelegt, der sein Wächter war und für ihn gleichsam bürgen mußte, so daß, wenn es dem Bewachten dennoch gelang zu entfliehen, der Wächter dafür Strafe leiden mußte. Um sich nun des Nachts gegen das Entlaufen des Bewachten sicher zu stellen, knüpfte der Wächter gewöhnlich seinen langen Haarzopf an den des Bewachten, und so legten sich Beyde an einander angebunden zu Bette. Gelang es demohngeachtet einem Soldaten zu entwischen, dann donnerten, sobald die Flucht entdeckt war, die Lärmkanonen, Berittene setzten nach, die Bauern der Umgegend kamen in Bewegung und besetzten Straßen und Fußpfade, um den Armen einzufangen. Solches Menschenwild wurde das Stück mit zehn Thalern bezahlt, aber der Fänger mußte für dasselbe die Accise, wie für ein eingebrachtes Schwein bezahlen.

Im Jahre 1797 oder 1798 wurden nach einem unterdrückten Aufstande in Irland von England eine Anzahl Iren, meistens aus gebildeten Ständen, nach Emden gebracht und zur Strafe dem preußischen Militairdienste übergeben. Das preußische Heer ward so zur Strafanstalt für politische Verbrecher aus Irland! Diese Männer hatten nichts gegen Preußen gesündigt und bey dem übereilten Verfahren, welches damals gegen dieselben Statt fand, war es

Digitized by Google

möglich, daß Mancher unter ihnen bey genauer Untersuchung auch in England nicht sehr straffällig gewesen seyn würde — doch dies gehört der Geschichte an, sie wird richten, was hier recht und ehrenhaft war. — Von diesen Iren wurden gegen zwanzig Mann unter das hallische Regiment gesteckt; sie waren aber, wie man mir sagte — meistens durch Hülfe von Engländern oder Iren — nach und nach sämmtlich desertirt; man glaubte, es sey dabey zuweilen etwas durch die Finger gesehen worden.

Mancherley Vorsichtsmaaßregeln waren getroffen, um die Desertion zu hindern; so durfte z. B. kein Bürger eine Leiter in seinem Hofe haben, ohne sie mit einer Kette anzuschließen. Sehr oft machten sich die glücklich Entkommenen das Vergnügen, ihren ehemaligen Officieren die Art und Weise, wie sie entkommen wären, zu melden, was dann zur Folge hatte, daß die Maaßregeln dagegen strenger und vermehrt wurden.

Ein Deserteur war einst verschwunden; vergebens donnerten die Kanonen, weder die nachsetzenden Officiere, noch die Fänger vom Lande wurden eine Spur gewahr; da kam nach einigen Wochen ein Brief, worin der Deserteur erzählte, er hätte sich einen Schlüssel zu einer Pforte der Kirche verfertigt, sey in dunkler Mitternacht mit einigen Lebensmitteln und Kleidung in die Kirche gegangen und habe sich dort in einem Behälter unter altes Gerümpel versteckt. Mit großer Lust hätte er die Kanonenschüsse und den Hufschlag der Nachsetzenden vernommen, drei Tage sey er in seiner Verborgenheit geblieben und nur des Nachts an den Marktbrunnen gegangen, um sich Wasser zu holen; einmal hätte ihn am frühen Mor-

Digitized by Google

gen der Küster beynahe entdeckt, es sey ihm aber noch gelungen, in seinen Schlupfwinkel zu gelangen, in der dritten Nacht sey er endlich über die Mauer in das Freye gelangt. Darauf wurde dem Küster angesonnen, er solle, sobald er die Kanonen vernehme, die Kirche untersuchen. Dieses lehnte er ab, erbot sich aber die Thüren aufzuschließen, wenn das Militair selbst Visitation halten wollte.

In jener Periode wurden bey alle dem die Werbungen zum preußischen Militair bey weitem nicht mehr auf solche empörende Weise betrieben, wie vierzig Jahre früher, worüber mir aus zuverlässiger Quelle folgender Fall bekannt wurde.

Ein Theologe in Leipzig, von stattlicher Figur, hatte sein Candidaten-Examen bestanden und das Magister-Diplom erworben, er suchte jetzt eine Stelle als Hauslehrer. Ein preußischer Officier, ein sehr liebenswürdiger Mann, sein täglicher Gesellschafter, zeigte ihm den Brief eines preußischen Obersten, der für zwey gut geartete Knaben einen Hauslehrer suchte, und erbot sich, ihn demselben zu empfehlen. Das Erbieten wurde dankbar angenommen und der Magister reiste fröhlich nach dem Garnisonsorte des Obersten. Dort sich anmeldend, ließ ihn der Oberst sogleich unter seine Compagnie stecken; kein Protestiren half, und die Versuche, Briefe nach Sachsen zu bringen, wurden hart bestraft (in Algier soll es erlaubt gewesen seyn zu schreiben). Der verzweifelnde junge Mann leistete nun passiven Widerstand, er wurde schmutzig, kränklich, duldete still alle Mißhandlungen und war zwey Drittheile seiner Zeit dienstunfähig. Da erbarmten sich seine Officiere und wirkten ihm als dienstunfähig von dem Obersten den Abschied aus. Fröhlich legte der Magister die Montour

Digitized by Google

ab, zog seine eigne Kleidung an und zierte sein Haupt mit einer Perücke des Pastor loci, so schritt er aufgerichtet an dem Quartier des Obersten vorbey. — „Was?" rief dieser, „der Kerl hat mich betrogen, er ist gesund — wo ist mein Bursche?" — Glücklicherweise hatte er ihn so eben verschickt. Der Major trat ein, suchte den Obersten zu besänftigen, so daß der unvorsichtige Magister Zeit gewann, die Post zu besteigen und außer den Bereich seines Tyrannen zu gelangen.

Die neueste Zeit kennt ein solches Verfahren nicht mehr, die Heere bestehen jetzt weder aus geraubten Menschen noch aus Verbrechern, allein bey den gehäuften Bedrängnissen unserer Zeit ist es doch ein — wenn auch leidiger — Trost, zuweilen rückwärts zu blicken, um sich sagen zu können: Gott Lob! jetzt werden doch wenigstens in solcher Weise die Rechte des Menschen nicht mehr mit Füßen getreten!

Ich kann dieses Kapitel nicht schließen, ohne aus meiner gegenwärtigen Lebensperiode einen Blick auf die Zeit, in welche meine Kindheit fiel, zurückzuwerfen.

So lange ich lebe, habe ich stets die Klage über schlechte Zeiten vernommen, immer wurde die Vergangenheit als eine glückliche gepriesen und wenig Gutes von der Zukunft erwartet; so ganz Unrecht hatten die Leute nicht, sie fühlten die Noth der Gegenwart und hatten die der frühern Zeit entweder nicht gekannt oder vergessen; die Jugend lacht über die Klagen der Alten, sie tritt mit frischem Muth auf den Kampfplatz und bietet dem Geschicke Trotz. Noch ungetäuscht in ihren Hoffnungen, hilft eine frohe Stunde über die Tage der Entbehrung. Im mittlern und spätern Mannesalter, wenn die Sorgen eintreten, beginnt allmählig auch die Klage über

Digitized by Google

die ſchlechte Zeit; während man zurückblickt in die ſorgenloſe Jugend, rühmt man die gute alte Zeit, wo, weil der Knabe und Jüngling ſorgenlos durch ſein Jugendleben wandelte, und ſeinen Kummer vergeſſen hat, man ſich überredet, jene Zeit ſey überall eine beſſere geweſen. Ich bin der Meinung, das Glück der Jugend beruht zur Hälfte im leichten Vergeſſen deſſen, was ihr Kummer macht. Das Zeitalter, in welches meine Jugend fiel, erſcheint mir — abgeſehen von dem, was mich perſönlich traf — als ein hartes und ſtrenges; was als Kinderzucht jetzt vielleicht zu wenig geſchieht, das geſchah damals zu viel, überall phyſiſcher und moraliſcher Zwang, überall der drohende Scepter der Gewalt, von der Schule an bis zum Jünglingsalter. Der Charakter der Menſchen jener Zeit ſpiegelte ſich in ihrer unnatürlichen und unbeholfenen Kleidung ab und ſie war gewiß nicht ohne Wirkung auf die Steifheit des Charakters. Der Fuß war gepreßt in enge Schuhe mit großen Schnallen, die bey nicht ganz vorſichtigem Gehen die Knöchel blutig ſchlugen; die Strümpfe waren über den Knieen feſt gebunden und die Beinkleider unter denſelben feſt geſchnallt, ſie reichten oben nicht über, ſondern bis an die Hüften und konnten nur durch feſtes Knöpfen und Binden dort gehalten werden; der Rock lag wie angegoſſen an den Armen und wurde mit Mühe durch Häkchen über die Bruſt gezwängt; das Halstuch war feſt gebunden, die Haare mit Fett beſchmiert und mit Mehl beſtreut und im Rücken der Haarzopf gewaltſam zuſammengedreht, dann der dreyeckige Hut — eng wie alles Übrige — auf den Kopf gepreßt.

So ſtund die lebendige Menſchenpuppe da, faſt unfähig ſich anders als in gravitätiſchem Schritte zu bewegen oder ſich

Digitized by Google

zur Erde zu bücken; die Sonne schmolz das duftende Fett in den Haaren und führte den fließend gewordnen Puder über das Gesicht, und wenn der Abend kam und die Puppe sich seufzend ihres Foltergewandes entledigte, da wurden die verwundeten Knöchel, die gedrückte Spanne des Fußes, die roth angelaufenen Riefen unter und über dem Knie, an den Hüften und der Stirn gerieben, die eingepreßten Arme konnten sich wieder bewegen, der Zopf wurde aufgelöst und die gepeinigte Creatur lebte mit Schmerz und Wohlbehagen wieder auf.

Ich weiß kein besseres Bild für jene Zeit als die Kleidung, worein sich damals die Menschen hüllten; aber nachgrade war man ihrer und manches Anderen müde geworden, man warf sie Stück vor Stück ab, und es kömmt mir vor, als ob mit einer natürlicheren Bekleidung auch ein anderer Geist und Sinn unter das Menschengeschlecht gekommen wäre. Unsere Zeit hat ihre Noth so gut wie irgend eine, aber hätte ich die Wahl, in ihr oder der vergangenen zu leben, so würde ich die neuere mit allen ihren Übeln der vergangenen doch vorziehen. Wo man aber die gute alte Zeit wieder herbeizuführen wünscht, da versuche man es mit der Kleidung jener Zeit, gewöhnen sich die Menschen daran, dann hat man gewonnen, das Andere kann nachkommen!

Digitized by Google

Bürgerleben.

Sechzehntes Kapitel.

Ankunft in Weimar, Schlacht bey Jena und die Kriegszeit. 1805—1813.

Im Anfange May's des Jahres 1805 gelangte ich auf meiner Wanderung nach Weimar. In die ersten Tage meines Hierseyns fiel das für ganz Deutschland betrübende Ereigniß von Schillers Tode; die Weimaraner fühlten, was sie verloren hatten, daß ein Stern erster Größe untergegangen und der Anfang des Erlöschens der Glanzperiode eingetreten sey.

Ich erhielt Arbeit in Weimar und übernahm später die sehr umfangreichen Buchbindereygeschäfte des Landes-Industrie-Comptoirs. Mein Anfang war nicht leicht; zwar hatte ich zuerst für meine Person vollkommen Beschäftigung, aber die Arbeit war von der Art, daß ich, wochenlang nur mit Vorarbeiten beschäftigt, nichts vollenden konnte, dabey bedurfte ich mancherley Material und andere Dinge, wodurch mein Geldvorrath nur zu bald erschöpft wurde. Zwar lebte ich für

Digitized by Google

meine Person, so wie ich früher auf meinen Reisen gewohnt war, mit einer Sparsamkeit, welche nicht weiter zu treiben war, wobey ich mit Tagesgrauen die Arbeit begann und mit Eintreten der völligen Nacht Feyerabend machte; allein es wollte am Ende doch nicht mehr reichen. Am Schlusse der vierten Woche hatte ich die Zahlung von einigen Thalern zu gewärtigen, aber am Donnerstage Morgen keinen Bissen Brod mehr und nur noch 18 Pfennige Geld, dabey kostete damals der Scheffel Korn 7 — 8 Thaler und darnach richtete sich die Größe des Brodes. Ein Entschluß mußte gefaßt werden; ich hatte zufällig von einer Frau Doktorin gehört, die auf Pfänder liehe, dahin wollte ich meine Zuflucht nehmen. In Leipzig hatte ich bey meiner Durchreise ein paar Halstücher gekauft, die zusammen 1 Thlr. 8 gr. gekostet hatten, mit vier Groschen wäre mir geholfen gewesen, aber ich wollte acht Groschen borgen und gern für drey Tage die Hälfte als Interesse bezahlen.

Ich schritt zur Wohnung der Helferin hin, aber, o weh! auf den Stufen der Haustreppe saßen gegen zehn Mädchen und Weiber strickend und plaudernd und unter ihnen auch ein bekanntes Gesicht; es war mir, als wäre mein Vorhaben Jedermann bekannt und ich auf einem Schelmenstreich ertappt worden. Eine glühende Hitze überflog mich, aber ich faßte Muth und fragte nach der Frau Doktorin, man wies mich zurecht, aber in der Betroffenheit verfehlte ich die Thür und kam in ein anderes Zimmer; zwey freundliche Mädchen traten mir artig entgegen und fragten nach meinem Begehren, ich sagte wohin ich wollte und wurde lächelnd zurecht gewiesen. Endlich eintretend bey der Frau Doktorin, treffe ich sie in

Digitized by Google

Gesellschaft von vier Frauenspersonen, zum Umkehren war es jetzt zu spät, es half nichts, ich mußte mein Gesuch anbringen, — da vernahm ich die Antwort: „Ich bedaure, heute darf ich keine Pfänder annehmen, heute ist das Leihhaus offen." — Nun so hol's der Geyer! dachte ich, und schritt mit innerm Trotz wieder durch die Frauenschaar auf der Treppe — aber Hunger hatte ich! das ließ sich nicht hinwegraisonniren. — Ich ging in den Gasthof, wo ich bey meiner Ankunft eingekehrt war, ließ mir Butterbrod und Käse, auch ein Glas Bier geben und schmauste köstlich; als es zum Bezahlen kommen sollte, griff ich in die Tasche, sie war natürlich leer, denn meine achtzehn Pfennige lagen zu Hause. „Zum Henker," rief ich, „ich habe mein Geld zu Hause gelassen."

„Das thut nichts," sagte der gutmüthige Hausknecht, „ich kenne Sie ja!"

„Ja, morgen kann ich nicht ausgehen, aber den Sonnabend werde ich wiederkommen und bezahlen." — Satt war ich nun für heute und hatte obendrein geschmauft, für die achtzehn Pfennige wurden nun Sechserbrode gekauft (Dreyerbrode gab es bey den hohen Getraidepreisen nicht), und sorgfältig eingetheilt, so, daß noch ein Stück für den Sonnabend zum Frühstück übrig blieb, denn von vier Uhr des Morgens bis gegen neun Uhr war freylich ein Bißchen lange, um des Frühstücks völlig zu entbehren. Um diese Zeit empfing ich die erste Zahlung, es waren gegen drey Thaler, aber nie hatte mich eine Geldsumme, weder früher noch später so erfreut, als diese drei Thaler; mein erster Gang war in den Gasthof, wo ich mich wieder mit Butterbrod und Bier traktirte und be-

Digitized by Google

zahlte, aber ich hütete mich sehr, diese Verschwendung so bald zu wiederholen.

Es fehlte mir nicht an Arbeit, meine Zeit war bloß zwischen ihr und dem nothwendigsten Schlafe getheilt. Der Anfang war hart, aber ich fühlte es nicht, denn ich war dergleichen gewohnt; die Arbeit ward mir leicht, denn sie unterhielt mich, und ich sah dabey mit Wohlgefallen, wie von Woche zu Woche ein Stück Hausgeräthe nach dem andern in meine Junggesellenwirthschaft einkehrte.

Ich kann nicht umhin, hier eines lange verstorbenen Ehrenmannes zu gedenken, dem ich bezüglich meiner bürgerlichen Existenz nicht mehr als Alles zu verdanken habe. Es war der sel. Legationsrath Bertuch, der Gründer des Landes-Industrie-Comptoirs, er war gleichsam ein Patriarch unter den Arbeitern beym Landes-Industrie-Comptoir, er kannte die persönlichen Verhältnisse eines Jeden, er half, rieth und ermahnte, ohne wehe zu thun, wo er Eins oder das Andere für angewendet hielt; er hatte dabey eine Kenntniß der geringsten und wichtigsten Dinge, die oft bis in das kleinste Detail ging. Auch ich war an Arbeit gewöhnt in Dingen, wozu ich die Fähigkeit hatte, aber eben darum konnte ich oft kaum begreifen, wo er die Zeit hernahm zu den mannichfachen durch ihn besorgten Geschäften. Nach dem Jahre 1811 war er als Stadtältester in Gemeindeangelegenheiten sehr thätig, schlug aber die ihm nach Einführung unserer Verfassung zugedachte Wahl als Landtagsabgeordneter, seines Alters und überhäufter Geschäfte wegen, aus.

In der eben beschriebenen Weise lag ich eifrig meinem Geschäfte ob; da ertönte von neuem die Kriegstrommel, Na-

Digitized by Google

poleon zog gegen Östreich und Rußland zu Felde, Preußen nahm eine drohende Stellung und sein Heer rückte in Thüringen ein, aber nur zu bald ward das Schicksal des Krieges bey Austerlitz entschieden, der mahnende Donner hatte gerollt, diesesmal schlug der Blitz noch nicht über unserem Haupte ein, bald aber sollte es geschehen!

Die Anwesenheit des preußischen Heeres in dem Jahre 1805 hatte dem Lande nicht zum Schaden gereicht, der Soldat erhielt regelmäßig seinen Sold und sein Brod, so daß durch die Anwesenheit der Truppen die Getraidepreise soweit fielen, daß ein erträglicher Mittelpreis Statt fand.

Es war nun wieder Friede; aber welcher Friede! Niemand glaubte an seine Dauer, er lag wie ein drückender Alp auf allen Gemüthern. Das morsche deutsche Reich war vernichtet und neue Königreiche aus seinen Trümmern erwachsen — aber leider unter der Oberherrschaft des französischen Beschützers des Rheinbundes! — So tief war Deutschland gesunken, daß es den Herrscher in Frankreich als Schützer anerkennen mußte. Man sah den Krieg als unvermeidlich an und erwartete ihn — er sollte kommen! —

Wiederum im Herbste des folgenden Jahres, 1806, lagerte die preußische Armee in Thüringen, und Weimar ward das Hauptquartier des Königs. Man hoffte auf den Sieg der Preußen, ja man erwartete ihn. Das preußische Heer machte im Allgemeinen einen guten Eindruck, meistens große, kräftige Männer; besonders zeichnete sich die Garde im äußeren Ansehen aus, ihre Gewehre hatten sehr lange Bajonette, man hörte zuweilen, daß, wenn zwey Franzosen aufgespießt wären, der dritte noch verwundet werden könnte. Wenige

Digitized by Google

Weimaraner dachten an die Möglichkeit, daß die preußische Armee geschlagen werden könnte, auch unter den Truppen sprach sich diese Zuversicht aus, aber auf eine mir bedenkliche Art. Hörte man den Infanteristen sprechen, dem war der Untergang der Franzosen gewiß: „Laßt sie man auf die Pläne kommen, daß unsere Cavallerie erst drunter kommt!" war dessen Meinung. — „Ja," sagte der Cavallerist, „wenn sie unsere Artillerie erst unter Schuß kriegt, dann Gnade Gott!" — „Das Gesindel!" rief der Artillerist, „unsere Infanterie schlägt sie mit den Kolben todt!" — Es war allerdings Bescheidenheit im Vertrauen. —

Da brachten Versprengte die Nachricht vom unglücklichen Treffen bey Saalfeld; es schien mir nicht, als ob der Soldat dadurch entmuthigt worden wäre, man sprach davon als von einer kleinen Scharte, die man auswetzen würde, im Ganzen schien mir der Geist der Truppen ein guter zu seyn.

So kam der verhängnißvolle 14. Oktober heran, die Truppen waren den Tag vorher ausgerückt, und es herrschte nach dem Tumulte der vergangenen Tage eine Todtenstille in der Stadt; da ließ sich von ferne dumpfer Kanonendonner und Kleingewehrfeuer von wahrscheinlich ganzen Regimentern hören. Es litt auch mich nicht mehr in der Stube, ich eilte nach der jenaischen Chaussee; die Bagage erhielt Ordre zur Retirade, und ein unabsehbarer Wagenwurm wand sich auf der Straße nach Lützendorf hin. — Dies hätte nichts zu bedeuten, hieß es, es ist Kriegsgebrauch, daß die Bagage bey einer Schlacht zurückgeht. Reiter kamen des Weges gesprengt; wie steht es? „Alles gut, die kleine Armee ist schon geschla-

Digitized by Google

gen, die Hauptarmee wird jetzt auf die Ebene gelockt, da wollen wir sie fassen."

Die Unruhe trieb mich nach der Stadt zurück, in die Stadtkirche hatte man nach und nach dreißig bis vierzig verwundete Gefangene — aber nur Reiter — gebracht; sächsische Dragoner bewachten sie und waren nicht unfreundlich mit ihnen. — Daß auch nicht ein Infanterist gefangen war, war mir bedenklich; ich eilte weiter, da marschirte den Graben herauf in breiter Colonne die sächsische Armee retirirend vorüber. — Der Schleier war zerrissen, die Schlacht war verloren!

Die Retirade wurde von Minute zu Minute lebhafter, zuletzt kamen die Füsiliere; diese braven leichten Truppen hatten sich muthig geschlagen, sie waren die Letzten, welche Widerstand leisteten und kaum eine Viertelstunde von der Stadt noch ein Gefecht bestunden, um den Rückzug der Armee zu decken. Eine Füsiliercompagnie, die letzte geordnete Truppe, marschirte unter dem Commando ihrer Offiziere mit weit hinten übergestreckten Bajonetten im Eilschritt über den Töpfermarkt, ihr folgten bald Einzelne mit und ohne Waffen im regellosen Haufen, da erscholl plötzlich donnernder Hufschlag, die fliehende Truppe und ich mitten unter ihnen, waren von französischen Chasseurs umringt. „Pardon!" rief jeder Mund — „Waffen weg!" war der Gegenruf — und die Gewehre fielen zur Erde, unangefochten trat ich aus ihrer Mitte und eilte nach Hause. Bald trieb mich die Ungeduld wieder auf die Straße, welche jetzt die Franzosen belebten; auf dem Rathhause wurden Quartierbillets ausgetheilt; wo regelmäßige Einquartierung hingelangte, war meistens auch Schutz gegen

Digitized by Google

Eindringlinge, aber an vielen Hausthüren donnerte der Kolben; der Soldat fragte zunächst nach Brod, Mancher ging, wenn er befriedigt war, aber Andere kamen, und für Alle war nicht zu schaffen; hatten nicht schon die ersten Brodsucher auch andere ihnen anständige Dinge mitgenommen, so thaten es die Folgenden. In manchem Hause ging es manierlich zu, in andern dagegen schlecht und oft sehr schlecht! Mancher Mann mit reicher Garderobe behielt kaum einen alten Lappen, sich zu bedecken; mehrere Kaufläden wurden erbrochen und geleert; wer sein Haus gut verwahren konnte, kam unbeschädigt davon. Diese Plünderung war übrigens weder eine befohlene noch eine förmlich erlaubte, sie war benachsichtigt, was jedoch im Erfolg ziemlich auf Eins herauskömmt; nicht selten schritten französische Offiziere störend ein, trieben die Plünderer aus dem Hause und empfahlen dem Wirthe den Verschluß desselben. Am schlimmsten war es meistens da, wo Niemand im Hause war. Am dritten Tage wurden strenge Maaßregeln ergriffen und dem Unwesen ein Ziel gesetzt. Die gesammte französische Infanterie hatte damals weiße Leinwandkittel über der Uniform; nach ihrer gewöhnlichen Ungenirtheit steckten die Soldaten ihre Löffel an die Schnüre, womit der Hut aufgekrämpt war, daher behauptete man in Weimar und auch anderwärts, es befände sich bey der französischen Armee ein Freycorps, genannt die Löffelgarde oder auch die Weißkittel. Dies war aber keineswegs der Fall, Freycorps gab es nicht unter der französischen Armee. Daß in Weimar geplündert wurde, ist richtig; aber die Plünderer waren Soldaten von allen eben anwesenden Regimentern; etwas Entschlossenheit und einige französische

Digitized by Google

Worte reichten oft hin, sie abzuwehren. Ich war von Jugend auf vertraut mit ihrer Art, und hatte nie sonderliche Furcht vor Soldaten, denn grade bey diesen trifft das Sprichwort: Wer läuft, wird gejagt! am meisten ein. Hier gilt die Regel, zu wagen und zu imponiren. So hatte ich Gelegenheit, meinen Nachbarn mehrfach Dienste zu leisten und mir ihre Zuneigung zu erwerben.

Die Tage, die nun eintraten, waren trübe Tage; schwere Einquartierung drückte die Bürger. Es war ein Unglück, wer ein Haus besaß, die Einquartierung zehrte oft allmählig das Haus und das Vermögen des Besitzers auf, denn die Handwerker, deren die Armee bedurfte, ausgenommen, gab es wenig zu verdienen. Ich selbst durfte in dieser Beziehung nicht klagen; aber in meinem Gemüthe war ich tief zerrissen, es gab keine Idee mehr, für welche ich lebte. Hatte ich mich früher überredet, ein Bürger der französischen Republik zu seyn, so war diese Seifenblase längst gesprungen; aber Deutschland sah ich täglich mehr erniedrigt, das schmerzte mich tief! Ich stund von allem Denken in dieser Richtung ab, ich trieb neben meinen Arbeitsstunden allerley durch einander, ich las Romane in Menge, ich versuchte es mit dem Euklid, aber es ging nicht ohne Hülfe, ich machte sogar Verse — freylich herzlich schlechte, — endlich blieb ich beym Schachspiel stehen, womit ich in Gesellschaft oder allein jede leere Stunde ausfüllte. So gelang es mir allmählich, einige Ruhe zu gewinnen.

Längst schon hatte sich jeder denkende Deutsche überzeugt, daß auch in unserm Vaterlande bey weitem nicht Alles so war, wie es wirklich seyn sollte und konnte, und wie es die Zeit

Digitized by Google

forderte. Harte Lehren waren nöthig, um dieses erkennen zu lassen, glücklicherweise hat es an diesen nicht gefehlt, — wäre nur das menschliche Gedächtniß nicht so gar schwach!

Im Jahr 1807 trat in Preußen eine Concession für den Bürger- und Bauernstand hervor. Männer aus diesen Ständen sollten, so lange der Krieg dauerte, bey erwiesenem Verdienst Offiziere werden können! — Im Frieden freylich — nun ja — wie schwer man sich doch von dem Gewohnten frey machen kann! —

Die Niederlage Östreichs im Jahr 1809 schien Napoleons Unüberwindlichkeit die Krone aufzusetzen, und man wagte kaum am Siege zu zweifeln, als in der Mitte des Jahres 1812 sein Heer zum Kriege mit Rußland durch Thüringen zog. Obschon auch bey diesem Kampfe das französische Heer seine alte Tapferkeit bewies, so war doch die Zuversicht des Soldaten nicht mehr die alte. „Dieser Krieg," hörte ich sagen, „ist Frankreichs Ruin; wir haben unsere Zeichen bey der Armee, ob ein Feldzug glücklich ist oder nicht; wenn wir des Morgens in den Stall kommen (ein Cavallerist sprach), und die Pferde wiehern uns freudig entgegen, dann geht es gut; aber jetzt hängen die Mähren auf dem ganzen Marsche die Köpfe, wie die alten Kühe, man muß sie aus dem Stall hinaus schieben, es wird nicht gut gehen!" Eine ähnliche Sprache habe ich öfters vernommen, es war ein trübes Vorgefühl bey der französischen Armee, und es ging in Erfüllung!

Während das französische Heer nach Osten marschirte, versuchte ich einen Spaziergang nach meiner Geburtsstadt zu machen.

Wohlgemuth wanderte ich die große Straße über Erfurt

Digitized by Google

und Gotha nach Eisenach. In langen Colonnen begegneten mir die friedlichsten Nachzügler der französischen Armee, eine Unzahl Ochsen, je zwey an einen Karren gespannt, und so eine geringe Ladung fortziehend. Diese Fuhrwerke machten täglich vier Stunden; wurde ein Ochse lahm, oder konnte er aus anderer Ursache nicht mehr fort, dann mußte die Gemeinde, wo dieses vorfiel, einen andern schaffen, behielt aber den lahmen dafür. Auf diese Weise sollte der Armee Fleisch nachgeschickt werden.

Diesesmal verzichtete ich darauf, die Wartburg zu besehen. Ich that dies mehrere Jahre später, und von jenem Besuche her ist mir das naive Urtheil eines jungen Handwerkers, beym Besehen der dort aufgestellten Rüstungen, stets merkwürdig geblieben: „Die Ritter," sprach er, „müssen doch wenig Courage gehabt haben; in ihrem Harnisch hatten sie nicht viel zu fürchten, und konnten unter die Knechte drein hacken. Jetzt gehört mehr Muth dazu, sich dem Geschoß entgegen zu stellen, und ohne Harnisch sich seiner Haut zu wehren."

Da der Weg von Eisenach bis Gelnhausen gar wenig Angenehmes hat, so nahm ich gern das Anerbieten eines von der Armee zurückkehrenden Couriers an, um gegen eine Vergütung mit ihm nach Mainz zu fahren. Wenn ich bis dahin oft Erzählungen von der Grobheit und Begehrlichkeit der Postdiener, und selbst der Beamteten vernommen hatte, so ward mir jetzt Gelegenheit, selbst solche Bemerkungen zu machen. Bey der Nacht wurden wir nur mit Unwillen und sehr langsam expedirt; ja, in der Gegend von Fulda mußten wir eine und eine halbe Stunde warten, weil der Postmeister schlief.

Digitized by Google

— Kein Postillon oder Schirrmeister war mit dem vorgeschriebenen Trinkgeld zufrieden; zuerst machten sie Vorstellungen, baten, ja bettelten um ein Mehreres, und da ihnen dieses nie gegeben wurde, fielen sie nicht selten auf's gröbste aus. Dieses war besonders in Hanau der Fall; der Courier, ein deutscher, bejahrter, sehr ruhiger und sparsamer Mann, war schon öfters durchpassirt, und daher bekannt. Eine kolossale Gestalt, mit dem Schmiereimer in der Hand, trat an den Wagen: „Ah! Er ist es, Er hat ja auch einen Passagier bey sich, da verdient Er ja einen Carolin; nun soll ich Ihm doch gut schmieren, diesesmal wird Er Sich doch schämen, nicht mehr als die Taxe zu geben." — Ich war erstaunt über solche Brutalität. Der Courier sagte ganz gelassen: „Ja, ja, Er soll Sein Trinkgeld kriegen," und gab es ruhig nach der Taxe.

Auch hier beweist sich das Fortschreiten der Zeit in Ordnung und Sitten. Alle diese Verhältnisse sind jetzt streng geregelt, und was noch mehr ist, es wird von den Postbeamteten streng darauf gehalten, daß die Regel in Ehren bleibt, Unhöflichkeit im Bereich der Postverwaltung gehört jetzt gewiß zu den seltenen Ausnahmen.

Bald erreichten wir das Ufer des Rheins, und ich beschritt wieder den Boden meiner Geburtsstadt.

In jener Periode genoß Mainz ersichtlich eines größern Wohlstands, als ich ihn früher gekannt hatte. Die großen Truppenmassen, welche durch dieses Thor zwischen Frankreich und Deutschland hin- und herzogen, erhöhten, da der Soldat in Frankreich seine Löhnung erhielt, und seine Bedürfnisse bezahlen mußte, den Geldumlauf. Auch die Stimmung des Volkes war der Regierung günstiger, als früher;

Digitized by Google

man hatte die Vortheile der neuen Ordnung der Dinge eingesehen, und an manches Andere sich gewöhnt; nur der ewige Krieg, der die Jünglinge unaufhörlich auf die Schlachtbank führte, war meinen Landsleuten zuwider. Doch habe ich lange nach Napoleons Fall noch verstümmelte Veteranen gesehen, die ihn enthusiastisch verehrten, und ihm — wäre es möglich gewesen — noch einmal auf das Schlachtfeld gefolgt wären.

Der Witz der Rheinländer ließ sich damals in folgender Parabel aus: Napoleon lag eines Tages in tiefem Schlaf; ihm träumte lebhaft, er säße, Einlaß begehrend, auf der Bank vor der Himmelsthüre und Petrus fragte: „Wer bist Du?" — „Ich bin der Kaiser der Franzosen." — „Ja, da warte, ich weiß nicht, ob ich Dich einlassen darf." — Nach und nach erschienen ein Würdeträger des Reiches, ein Lieferant, ein Kaufmann und noch mehrere Personen, aber Petrus hatte überall Bedenken, und ließ sie sitzen. Endlich kam ein verstümmelter Soldat an seiner Krücke dahergeschlichen, auch ihn fragte Petrus. — „Ich bin," antwortete Jener, „ein Soldat, habe Arm und Bein verloren, und mußte zuletzt betteln gehen." — „Ey, Du Armer! komm herein," rief Petrus, „Dir ist's sauer geworden im Leben, komm und laß Dir es wohl gehen!" — „Nun dann," sprach Napoleon, „da will ich wieder nach Frankreich gehen, und alle meine Unterthanen zu Krüppeln und Bettlern machen, daß sie in den Himmel kommen."

An das öffentliche Gerichtsverfahren hatte man sich nicht allein gewöhnt, sondern es auch lieb gewonnen. Die Friedensgerichte waren weniger von Zuhörern besucht, weil das

Digitized by Google

Intereſſe an dieſen Verhandlungen ſelten groß genug war, um der Arbeit die Zeit zu entziehen. Der Friedensrichter in Kreuznach, erzählte man mir, hatte ſich aber eines zahlreichen Publikums zu erfreuen, deſſen Beweglichkeit dem Manne läſtig war. Er hielt ſeine Gerichtstage am Sonnabend, und hatte ſo die ganze Judenſchaft zu Zuhörern; da verlegte er den Gerichtstag, und ſein lebhaftes Publikum blieb hinweg.

Sowohl der Form nach, als auch in der hier zunächſt zu beſprechenden Beziehung in der Wirklichkeit, war Napoleons Stellung als Fürſt die erhabenſte und edelſte auf dem Feſtlande von Europa. Der Boden Frankreichs war nicht ſein Eigenthum, und noch weniger die Menſchen; er war kein Feudal-Herrſcher! er hatte keine Fröhner, und Grund und Boden gab nicht neben den Abgaben an den Staat noch beſondere gemeſſene und ungemeſſene Abgaben an ſeine Perſon; mit gleicher Würde ſtund er allen Franzoſen gegenüber, und der Franzoſe, der das Oberhaupt des Staates als ſolches zu ehren hatte, konnte nicht in den Fall kommen, unter verſteckter Form mit ihm zu ſtreiten, weil des Kaiſers Wild oder Schaafe den Ertrag ſeiner Äcker vernichteten, weil er zur Jagdfrohnde angehalten, oder ihm Laſten aufgebürdet worden wären, die vielleicht noch obendrein einer ſoliden Begründung ermangelten. Ja, dieſen Geiſt des franzöſiſchen Regententhums trug er auch auf die direkten franzöſiſchen Beſitzungen in Deutſchland über, indem er durch ein von Madrid aus erlaſſenes Dekret die Feudalberechtigungen in dem Gebiete von Erfurt und Blankenhayn aufhob, und ſo auf Einnahmen und Berechtigungen verzichtete, welche ihm mit ſeiner Stellung als unvereinbarlich erſchienen. Obgleich man-

Digitized by Google

cher dunkle Streifen Napoleons Leben durchzieht, obgleich der Deutsche immer mit einiger Scham auf ihn blicken muß, so darf das, was er Gutes wirkte, auch von seinen Feinden nicht übersehen, sondern muß als Fortschritt der Zeit — oder auch als Muster dazu — erkannt werden.

Befriedigter als früher verließ ich nach achttägigem Aufenthalt Mainz und das linke Rheinufer.

In Höchst trank ich das letzte Glas auf das Wohl des Rheinlandes, und verfolgte meinen Rückweg ohne Aufenthalt. Bald hatte ich das ehemalige Fuldaische Gebiet erreicht, und dies ohne einen Gränzpfahl bemerkt. Die Bettler reichten sich hier, so zu sagen, die Hand und liefen dem Wanderer Viertelstunden weit nach, um eine Gabe zu erzwingen, — jetzt mag dies wohl anders seyn. — Ich zweifle nicht, daß die Armuth groß seyn mochte; aber im thüringer Wald bin ich bey gewiß noch größerer Armuth in mancher Gegend, doch nirgends angebettelt worden. — Endlich gelangte ich, wenn auch nicht ohne Gefahr, doch glücklich wieder nach Weimar.

Es war damals der Weg von Erfurt nach Weimar (vier Stunden) von solcher Beschaffenheit, daß Frachtwagen oft drey Tage dazu brauchten, und mit Vorspanne und Winden sich durcharbeiten mußten. Ganz in der Nähe von Erfurt waren die Fahrgleise meistens eine Elle und darüber tief, und eine Stunde von da floß oft das Wasser im breiten und tiefen Strome über die nichtchaussirte Landstraße. Es hatte die Nacht vorher, ehe ich diesen Weg beschritt, stark geregnet. Da begegnete mir eine Viertelstunde von jener Stelle ein französischer Soldat, naß am ganzen Leibe, aber ausgelassen fröhlich. — „Hast Du Pferd?" fragte er. — „Nein."

Digitized by Google

— „O Du saufen! Wasser so," — damit bezeichnete er Mund und Nase. — Ich lachte mit und ging weiter. Da lief der Strom fast bis an die Krone der Weidenbäume über die Straße. — Es half nichts, ich mußte durch, und bis über den Gürtel in das Wasser, — so sah es damals auf einer der Hauptstraßen in Deutschland aus. —

Die französische Armee war indessen in Rußland immer vorgerückt; sie hatte Schlachten gewonnen, und war in Moskau eingezogen. Bald zweifelte man nicht mehr an ihrem Glück. Da erscholl um das neue Jahr 1813 die Kunde ihrer Vernichtung; man traute der Sage nicht, endlich erschien das neun und zwanzigste Bulletin, und man fragte sich: Wie ist das möglich? — Wir hatten das Glück, Kosacken zu sehen, und als im Jahre 1813 zum erstenmal eine Eskadron brauner Husaren, unter dem Commando des jungen Blüchers, in Weimar einrückte, war der Jubel groß.

Unbegreiflich aber war die Sorglosigkeit dieser Krieger. Am Oster-Sonnabend verbreitete sich das allgemeine Gerücht, die Franzosen seyen im Anmarsch; die Hälfte der Eskadron lag zerstreut auf dem Lande, die Pferde der Anwesenden standen abgesattelt in der Barracke, und die Husaren selbst ließen sich zum ersten Feyertage hier und da in der Stadt sehen; immer lauter wurde das Gerücht des Anmarsches der Franzosen, aber man glaubte es nicht, denn die Reiter selbst waren gar zu unbesorgt; da machten sich Plänkler-Schüsse auf der Erfurter Straße hörbar, und die Franzosen, voran eine Eskadron badner Dragoner, waren kaum eine Viertelstunde von Weimar.

Dreymal sprengten mit flüchtig aufgeworfenem Sattel

Digitized by Google

die Husaren den Dragonern entgegen, und eben so oft wurde das kleine Häuflein von der überlegenen Macht zurückgeworfen. Der letzte Kampf erstreckte sich bis auf den Carlsplatz, da stürzte eine Reihe der Preußen mit den Pferden, die Badner hielten ihre Pferde an, und hieben nicht, ob aus Besorgniß, mit in den verwirrten Knaul zu stürzen, oder aus einem andern Grund, das weiß ich nicht; genug, es gelang den Preußen, zu entkommen.

Der Rittmeister Blücher, Sohn des Generals, stets der Letzte bey der Retirade, ward von seinen Leuten abgeschnitten, er ritt links ab, von einem Dragoner auf eine halbe Pferdelänge lebhaft verfolgt, und sich mit dem Säbel rückwärts deckend, schwenkte er bey der Ziegeley plötzlich rechts ab, während das schwerfällige Dragonerpferd in grader Linie fortschoß, worauf sein Reiter die Verfolgung aufgab. Die Badner wagten es nicht, die Preußen sogleich weiter zu verfolgen, weil sie einen Hinterhalt besorgten, und nicht für möglich hielten, daß diese Hand voll Husaren sie, die von einer französischen Division unterstützt waren, angreifen würden, wenn sie nicht einen Hinterhalt hätten. Einige der gestürzten Husaren wußten sich zu verstecken, und endlich zu entkommen, wozu ich mit andern Freunden treulich half.

Wiederum kamen schwere Tage über Weimar; 10,000 Mann von dem Souhamschen Corps mußten gegen vierzehn Tage verpflegt werden, wo sie dann Andern Platz machten, welchen dasselbe geschehen mußte. Diese neue französische Armee bestund aus den 100,000 Mann Kohorten, welche vor dem Feldzug nach Rußland errichtet worden waren, um Frankreich in Abwesenheit des Heeres zu schützen, der übrige

Digitized by Google

Theil bestund meistens aus Neukonskribirten, die den Gebrauch der Waffen erst auf dem Marsche lernten. Auf der Wache am Erfurter Thor übte ein junger Unteroffizier einen Soldaten privatim in den Waffen. — „Nimm mein Gewehr," sagte er zu ihm, „das Deinige ist zu schwer." Er kommandirte: „Schlag' an, fertig, Feuer," — der Soldat drückte ab, und der Unteroffizier, sein Jugendfreund, lag blutend und todt vor seinen Füßen; in Verzweiflung stürzte sich der Soldat über die Leiche hin und verlangte den Tod. — Der Arme war durch die Unvorsichtigkeit seines Freundes, der nicht daran gedacht hatte, daß sein Gewehr noch geladen war, dessen Mörder geworden! und mit diesen Truppen siegte Napoleon bis zu den Tagen der Schlachten bey Kulm und Dennewitz. —

Unter Sorgen, Furcht und Hoffnung kam der Herbst heran. Schon in der Mitte des Septembers war die Verbindung für den bürgerlichen Verkehr zwischen Leipzig und Weimar wochenlang unterbrochen. Preußen, Östreicher und Russen schwärmten zwischen Leipzig und Weimar herum. Die Post hatte aufgehört, sich dahin zu bewegen, und militärische Transporte gingen nur unter sehr zahlreicher Bedeckung ab.

Nach einer solchen langen Pause war es dem Industrie-Comptoir nothwendig, einige Briefe nach Leipzig zu senden, allein es war das Bedenken, wen man bey den Gefahren der Reise, die man sich Wunder wie groß dachte, damit beauftragen sollte. Was konnte mir willkommner seyn, als diese Promenade? Noch einige andere Bestellungen übernehmend, fuhr ich in der Nacht auf den 16. September nach Eckartsberga, bis dahin wagte man es; weiter hinaus war

Digitized by Google

für uns Weimaraner in jenem Zeitpunkt Alles ein unbekanntes Land, in welchem sich Russen, Preußen, Östreicher und Franzosen durch einander herumtummelten. Als ich vor Tagesgrauen im Gasthofe zu Eckartsberga ankam, sprangen die Schläfer von der Streue auf, denn ein Fuhrwerk war angefahren.

„Woher?" — „Von Weimar." — „Sind denn die Russen dort?" — „Nichts weniger, ich denke, sie stehen hier in der Gegend." — „Das eigentlich nicht, aber sie lassen sich hier herum sehen."

Mit einem Manne von Naumburg setzte ich sogleich meinen Weg fort.

„Es sind Patrouillen in der Gegend gewesen, und haben auf den Bergen bivoakirt, sie waren überall in der Gegend herum, aber in die Stadt sind sie noch nicht gekommen," erzählte er mir.

In Naumburg fand ich Alles stille, einzelne Franzosen sah ich in den Straßen, und die Kaufläden waren geöffnet.

Auf dem Wege nach Weißenfels begegneten mir einzelne französische und deutsche Soldaten, die meistens krank oder verwundet den Heimweg suchten. Stets wurde ich angeredet, und über den Weg freundlich befragt. Dies thaten auch zwey noch bewaffnete badnische Infanteristen, indem ich nun meinerseits auch sie ausfragen wollte, rief der Eine aus:

„Schau, was ist das?"

Wir blickten auf, und siehe, da kam anscheinend ein Trupp Bauern in unregelmäßigem Haufen angeritten.

„Das sind Kosacken," sagte der Zweyte, „warten wir es ab."

Digitized by Google

Die Kosacken, an ihrer Spitze einen ungarischen Husaren, als Führer und Dolmetscher, kamen heran. Der Husar fragte die Badner nach: Woher und Wohin? dann ritten sie, ohne sich um uns weiter zu kümmern, ihres Weges.

In Weißenfels angekommen, fand ich Läden und Gasthöfe verschlossen, und wenig Einwohner auf der Straße. Auf dem Markte hatten sich ein paar Hundert Reiter vom Don oder Ural aufgestellt, und ritten nach kurzem, stillem Commando wieder fort. Jetzt trat eine Gruppe Bürger zusammen, und besprach die Angelegenheiten des Tages.

„Ich begreife nicht, wie das zusammenhängt," fing der Eine an, „die französische Armee steht in Leipzig, und hier sind die Russen." — „Das ist ganz natürlich," erklärte ein Schuhmacher mit lebhafter Gestikulation, „die Russen sind oberhalb Magdeburg über die Elbe gegangen, die Hauptarmee steht bey Langensalza und belagert Erfurt, die Avantgarde steht in Weimar und schickt Streifparthien aus." — „Aber es sind doch dieser Tage noch Franzosen von dorther durchgekommen." — „Ja, die gehen über Rudolstadt und Jena, da haben sie noch ein Loch offen." — „Nun ja, so muß es seyn."

Ich fand keinen Beruf, die Disposition des Redners aufzuklären, und setzte still meinen Weg fort.

In Lützen fand ich Alles im gewöhnlichen Gleise, und kam diesen Tag völlig unangefochten nach Markranstädt, wo ich mein Nachtquartier aufschlug.

Am andern Morgen lag ein dichter Nebel auf der Erde, aus ihm traten mir immer mehr und in größerer Anzahl die Gestalten von Soldaten entgegen, bald bewaffnet, bald un-

Digitized by Google

bewaffnet und fragten, ob Kosacken auf dem Wege oder in Lützen seyen, was ich zu ihrer Zufriedenheit verneinte. Weiter schreitend vernahm ich ein verworrenes Getös, und da nun der Nebel sich verzog, erblickte ich Leipzig, aus dessen Thore sich eine Colonne heraus bewegte, deren Spitze jetzt noch ein paar Hundert Schritte von mir entfernt war. Jenseits Leipzig bewegte sich aus nebliger Ferne das nicht erkennbare Ende der Colonne nach Leipzig hin. Die Infanterie schritt zwar geordnet, aber zum Theil ohne Waffen daher, die Cavallerie schien äußerlich in gutem Stande zu seyn, das Zeug war geputzt, die Uniform rein. Ruhig ging ich an der Colonne hin, da erblickte ich in ihrer Mitte zwölf Studenten mit Reisetaschen, einer derselben trat zu mir, und wir fragten uns aus. Die Studenten hatten diese Gelegenheit benutzt, um sicher des Wegs wandeln zu können. Die Colonne, erfuhr ich, bestehe aus den Trümmern der bey Jüterbogk geschlagenen Armee des Marschalls Ney, die in Erfurt reorganisirt werden sollte.

Endlich war ich in Leipzig und besorgte meine Aufträge.

„Sie kommen von Weimar?" frug man mich mit einer Verwunderung, die, wenn ich von Petersburg gekommen wäre, nicht größer hätte seyn können. Meine Geschäfte waren bald abgemacht und am andern Tage trat ich, da ich ohne Noth nicht gerne denselben Weg hintereinander zweymal gehe, den Rückweg über Pegau, Zeitz und Jena an; ich wanderte durch die weit vorgeschobenen französischen Posten, ohne daß man sich im Mindesten um mich bekümmerte. Es ist mir überhaupt nie vorgekommen, von französischen Truppen beym Durchgang irgendwo angehalten zu werden; in den deutschen La-

Digitized by Google

gern war dieſes anders, man witterte überall Spione; Fleiſcher, die Vieh einkauften, Landleute, welche zu Markte gingen, wurden angehalten, auch arretirt und kamen erſt nach mancherley Weiterungen los. Beym Einmarſch der Alliirten in Weimar wurden eine Menge verſchiedener Perſonen als Spione aufgegriffen und auf die Hauptwache gebracht, aber am Ende alle wieder entlaſſen. Ich reiſte indeſſen ruhig meiner Wege, ſah und hörte hinter den franzöſiſchen Vorpoſten keine Truppen mehr und wurde doch überall voll Verwunderung gefragt: „Kommen Sie wirklich von Leipzig?" So langte ich glücklich in Jena an und nahm, um bey heftigem Regenwetter bald nach Weimar zu gelangen, ein Reitpferd; furchtbar durchnäßt kam ich an die Ecke des Webichts, da ſchallte mir aus dem Hölzchen der Ruf: „Wer da?" entgegen. — „Gut Freund, ein Bürger von Weimar," war die Antwort. — „Wo kommen Sie her?" — „Von Jena." — „Sind Koſacken dort?" — „Kein Mann iſt zu erblicken, einige Franzoſen aber habe ich geſehen." — „Gute Nacht!" — So ritt ich in die von Soldaten angefüllte Stadt, ohne daß ſich auch hier irgend Jemand um mich bekümmert hätte.

Die Truppen, die ich in Weimar traf, gehörten zu der Colonne, welcher ich vor Leipzig begegnet war, ſie marſchirten den folgenden Tag ab und Weimar war wieder eben ſo ſtill als zuvor.

Nach wenigen Tagen pochte zur Mitternacht ein Reiter an das Jakobsthor und verlangte Einlaß; verdrüßlich nahm der geſtörte Thorſchreiber ſeine Laterne und rief, indem er den einen Thorflügel öffnete, dem Reiter draußen zu: „Es koſtet Thorſperre." — „Verſteht ſich," antwortete Jener. — Das

Digitized by Google

Thor war auf und 200 Kosacken von Czernitschefs Corps ritten ein und zwar ohne Thorsperre zu bezahlen. Sie stellten sich auf dem Markte auf und arretirten den französischen Gesandten Saint Aignan; er wurde als Gefangner auf sein Ehrenwort entlassen und die Kosacken entfernten sich wieder. Gegen die Mitte des Octobers rückte eine größere Anzahl Kosacken und ungarische Husaren in Weimar ein; wie es mit der französischen Armee stund, wußte Niemand. Plötzlich rückte den 22. October bey starkem Nebel eine französische Cavallerie-Colonne in Weimar ein; General von Geismar warf sich auf das Pferd und jagte, wo die Vorwerksgasse nach dem Töpfenmarkt zu ausmündet, wenige Schritte von einem Paar Chasseurs vorbey, nach der Ilm-Brücke zu, dort stund das Kosackencorps des Generals Platow. In der Stadt schlugen sich die anwesenden Kosacken und ungarischen Husaren mit der französischen Cavallerie, die, da sie die Zahl ihrer Gegner und selbst die Straßen nicht genau kannte, nur mit Vorsicht vorrückten und abwechselnd wieder zurückprallte. Den Ungarn schien das Ding sehr gleichgültig zu seyn; ich sah sie im Angesicht der still haltenden Franzosen ihre Pfeifen stopfen, anzünden und dann sich mit geschwungenem Säbel darauf stürzen. Endlich gelangte das Platowsche Corps durch die Ilm den Franzosen in die Flanke, die nun mit Hinterlassung vieler Gefangenen und Todten die Flucht ergriffen; eine ziemliche Anzahl sprang mit Hinterlassung ihrer Pferde über die niedrige Stadtmauer, und vielleicht gelang es ihnen, zu Fuße zu entkommen.

Eine Stunde später rückte die Cavallerie des Thielmannschen Corps und denselben Abend auch die Infanterie ein.

Digitized by Google

Die französische Oberherrschaft hatte nun auch in Weimar aufgehört, und jetzt vernahmen wir die Kunde von der Völkerschlacht bey Leipzig. Nach vier Tagen marschirte die alliirte Armee ab und Weimar würde bald wie im Frieden gelebt haben, wenn die Belagerung des nahen Erfurt nicht eine größere militärische Regsamkeit zur Folge gehabt hätte, als es außerdem der Fall gewesen wäre.

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel.

Eintritt in das bürgerliche Leben. 1813—1832.

Bald darauf verheyrathete ich mich mit einem Mädchen aus Lengsfeld, wir wurden in der evangelischen Kirche getraut und in dieser Kirche ließ ich auch meine Kinder erziehen. Wir waren beyde gleich reich, Fremde in Weimar und ohne Familienverbindungen. Dies hinderte nicht, daß ich nach und nach um die Übernahme mehrerer Vormundschaften ersucht wurde; bereitwillig habe ich stets, zumal wenig Bemittelten, unentgeltlich gedient — mein Geschäft nährte mich ja hinlänglich, und ein sorgsam geführter Haushalt half das Erworbene erhalten. So habe ich in einer Reihe von Jahren gegen sechzig Vormundschaften geführt und gewöhnlich zehn bis zwölf zu gleicher Zeit. Diese so übernommenen Pflichten verursachten mir zwar manchen Zeitaufwand, doch war es einestheils eine Schuld für die Mühen, die auch mein Vormund mit mir gehabt hatte; auch konnte ich jetzt schon eine versäumte Stunde übersehen, dann war es mir eine Erholung, nach Beendigung meiner Berufsarbeiten Rechnungen durchzusehen, Gesuche an Behörden zu entwerfen und hier und da Anfechtungen gegen meine Mündel abzuweisen. Ich hatte da-

Digitized by Google

bey mit Männern zu verhandeln, die an logiſches Denken gewöhnt waren und Gründe reſpektiren mußten, die im gemeinen Leben zuweilen, ohne in die Sache einzugehen, mit den Worten: „ich ſage es und bleibe dabey" zurückgewieſen werden. Ich hatte mich mit der Zeit ſo daran gewöhnt, vor Gericht zu verhandeln, daß mir wirklich etwas fehlte, wenn mir dieſes einige Wochen lang nicht vorkam.

Selbſt die Verhandlungen vor unſerem Criminalgericht haben ihren eigenthümlichen Reiz; ich habe öfter vor dieſem Forum geſtanden und zwar in allerley Verhältniſſen, als Zeuge, Kläger und Beklagter. Immer war mir die Abfaſſung der Protokolle bey dieſem Gericht höchſt intereſſant; treu und vollſtändig, doch gut abgefaßt, und ohne die vorkommenden nichtsſagenden Wiederholungen eines Vernommenen. Das Criminalgericht iſt bey uns lediglich eine Unterſuchungsbehörde, aber ihrer umſichtigen Pünktlichkeit würde ich — ſo weit ihr Bereich geht — meine Sache jederzeit anvertrauen.

Durch den Sieg der deutſchen Waffen und mein Bürgerthum in Weimar hatte ich meine Nationalität doppelt wiedergewonnen; ich freute mich — wie alle Deutſche — des zu hoffenden höhern politiſchen Rechtszuſtandes des deutſchen Volkes. Sorgfältig der Zeitgeſchichte folgend und das Jetzt ſtets vergleichend mit dem Ehemals, überſah ich nicht den Hemmſchuh, der vielfach auf ebenem Wege die Annäherung zwiſchen Fürſten und Völkern in Europa aufhielt; ich tröſtete mich, daß die Weltgeſchichte nicht in ein Paar Jahrzehnten zum Schluſſe kommen, daß es ſelbſt in Utopien noch Stoff zur Klage geben und nur dann das möglichſt Beſte zu erreichen ſeyn werde, wenn Jeder in ſeinem Kreiſe darnach ſtrebte.

Digitized by Google

Aber Eins machte mich besorgt für die Zukunft; ich sah dem Pontifex in Rom seine weltliche Macht wiedergegeben, und was noch mehr war, seine geistliche durch den weltlichen Arm — durch Concordate — auf's Neue begründet und um so mehr erweitert, da der römischen Auslegungskunst keine andere auf Erden gleichkommt. Ich gestehe, es war mir immer unbegreiflich, daß evangelische Staaten solches Vertrauen haben konnten — mit Rom kann man nur durch den kategorischen Imperativ unterhandeln — und da sehe man sich vor!

Ich sah Gesetze zur allgemeinen Duldung aller christlichen Confessionen geben, aber von Rom verwerfen und doch zu seinem Vortheil ausbeuten; ich begriff nicht, wie man glauben konnte, eine solche Duldung würde gegenseitig seyn. Der evangelische Prediger sieht den Umfang seiner Gemeinde als die Gränze seines Wirkungskreises an, er ist kein Proselytenmacher und nie ist die Veranlassung zum konfessionellen Zank von einer solchen evangelischen Gemeinde ausgegangen. So wie aber in einem evangelischen Lande eine römische Kapelle erbauet wird, dann ist der Friede mit dem Staate und in den Familien gewöhnlich vernichtet und der Fluch kehrt ein, die Individualität würdiger Geistlichen*) oder die Kraft der Re-

*) Bey einem aufgeklärten, menschlich fühlenden katholischen Geistlichen fallen zwar solche Dinge hinweg, aber dadurch wird die Gefahr eher vergrößert als vermindert, denn das Unheil liegt im System der römischen Kirche; dieses kann die Duldsamkeit eines Einzelnen nicht umstoßen, sie wird vielmehr nur einschläfern und den Glauben hervorrufen, das römische Wesen sey nicht so schlimm als man glaube. Während solcher theilweisen Beschwichtigung wird anderwärts im Stillen und offen vorgeschritten, und man wird plötzlich gewahren, daß man umgangen und aus seiner Stellung verdrängt ist. — Darum kann es nur wünschenswerth seyn, daß überall zelotischen

Digitized by Google

gierung kann den Krieg aufschieben — aber ausbrechen wird er früher oder später.

Der römische Geistliche ist ein Fremdling in jedem Staate, an Roms Interesse gebunden, arbeitet er nur für dieses. Die gemischten Ehen sind hier das Feld, auf welchem er sich mit gewandter Taktik bewegen kann. Gesetze zur Regulirung der Erziehung der Kinder aus solchen Ehen wollte man von Rom aus nicht dulden, wohl aber Verträge, wobey Rom absolut im Vortheil ist, denn da tritt der eifrige Diener Roms zu dem schwachen Weibe, sprechend: „Gedenke, Mutter, wer nicht römisch ist, kann nicht in den Himmel kommen; Dein Kind wird verdammt seyn auf immer und ewig! es wird in der Hölle noch Dich verfluchen, daß Du es geboren, auch Du kannst der ewigen Verdammniß nicht entgehen, weil Du mit einem Ketzer in Gemeinschaft lebst und Deine Kinder in den Gräueln der Ketzerey erziehen läßt; bemühe Dich, Deine Kinder in der allein seligmachenden Kirche erziehen zu lassen!" Und nun geht das angsterfüllte Weib, zieht die Hölle zur Erde herab, um für sich, ihren Gatten und Kinder den Himmel zu erwerben. Ist der Mann katholisch, nun so wird dasselbe Thema in anderem Styl vorgetragen, und es müßte schlimm seyn, wenn kein günstiger Erfolg zu erreichen wäre.

Um der Möglichkeit eines solchen Treibens ein für allemal vorzubeugen, legte die hohe Staatsregierung des Großherzogthums Weimar im Jahre 1823 dem Landtage einen sehr umsichtigen Gesetzentwurf über das katholische Kirchen- und Schulwesen vor, welcher, vom Landtage angenommen, zum

Eiferern das Regiment der katholischen Kirche übertragen wird, dann ist das Bessere um so früher zu erwarten.

Digitized by Google

Gesetze ward. Es findet sich darin über die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen die Bestimmung, daß alle diese Kinder in einer und derselben Confession erzogen werden sollen, und zwar in der desjenigen Ehegatten, der, oder dessen Familie am längsten im Lande ansässig ist. Aber selbst diese so wohlgemeinte Bestimmung brachte in der Ausführung große Belästigungen mit sich. Ein Fall, bey welchem ich rathgebend mitwirkte, gab mir Veranlassung, bezüglich dieses Gesetzes eine Petition bey dem Landtage einzureichen.

Ein auf dem Lande angesessener Handwerker, in dem Elsaß, zur Zeit der Revolution geboren und in der katholischen Confession erzogen, hatte die Tochter eines evangelischen Schullehrers aus dem Fürstenthum Reuß geheyrathet. Er war einige Tage vor seiner Verheyrathung Nachbar in seinem Wohnort geworden, darum länger im Großherzogthum ansässig, als seine Frau. Nach dem Buchstaben des Gesetzes mußten seine Kinder — und zwar ganz gegen seinen Willen — katholisch erzogen werden. Alles Mögliche wurde von dem Manne versucht, diesem auszuweichen; es wurde angeführt, daß die Kinder unmöglich zwey Stunden gehen könnten, um katholischen Religionsunterricht zu erhalten, und daß, wenn man sie nöthigen wollte, im vierzehnten Jahre katholischen Zwangsunterricht zu nehmen, dies nur eine große Last für sie sey, ohne daß sie deshalb Katholiken werden würden. Doch die Kirche bestund auf ihrem Rechte, und in consequenter Handhabung des Gesetzes ward der Vater genöthigt, seine Kinder in der katholischen Kirche taufen zu lassen. Der geistliche Herr sprach zu der Mutter: „Wenn die Kinderchen größer werden und der Vater in die Kirche geht, da gehen die Kinderchen mit, sie

Digitized by Google

haben junge Beinchen und können laufen; wenn sie müde werden, so trägt der Vater das Eine und Sie das Andere, kommen Sie dann mit in unsere Kirche, es wird Ihnen schon gefallen und nach und nach werden Sie selbst Neigung dazu bekommen."

Wie soll man das nennen? — Das Verfahren in der Sache war gesetzlich, aber daß in der Wiege des Protestantismus dieses geschehen mußte, ist betrübend.

Die Sache blieb zwar ohne Erfolg, denn später weigerten sich die Kinder selbst, der römischen Kirche beyzutreten; nimmt man aber das Mögliche, was hier zu erreichen an, so erkennt man die Umsicht der römischen Kirche.

Ein Fremdling kömmt in eine völlig evangelische Gemeinde, er zeugt mit einer evangelischen Frau fünf Kinder, diese müssen römisch erzogen werden. Werden ihre Heyrathen — was wohl möglich ist — umsichtig geleitet, dann können in 25 Jahren fünf römische Familien in der Gemeinde seyn und bey beharrlichem Fortschreiten würden ganz dieselben Erfolge hervortreten, deren Erscheinen man an so vielen Orten, wo Ähnliches vorkam, mit großem Rechte beklagt.

Um solches Unheil zu beseitigen, schlug ich in der erwähnten im Landtage von 1835 verhandelten Petition vor, jener Gesetzesbestimmung den Zusatz zu geben: „Es bleibt aber den in gemischter Ehe lebenden Personen überlassen, ihre Kinder in derjenigen Confession erziehen zu lassen, welcher die Mehrheit der Gemeinde, in der sie leben, zugethan ist."

Der damalige Abgeordnete der Stadt Weimar sprach folgende Ansicht aus: Es möge dem Vater das Recht zustehen, zu entscheiden, in welcher Confession seine Kinder erzo-

Digitized by Google

gen werden sollten. Dies würde aber nur ein scheinbares Recht für ihn seyn, denn die Frauen würden mit Wärme das zu erstreben suchen, was sie für das Wohl ihrer Kinder hielten; man kennt ja ihre Überredungsgabe, es geschähe dann eigentlich nur der Wille der Frau. Wenn nun ein solcher Vertrag zwischen Mann und Frau geschlossen sey, aber spätere Umstände eine Abänderung des geschlossenen Vertrags als räthlich erscheinen ließen, so könne der Mann, wenn gleich die Frau auf Erfüllung des geschlossenen Vertrags bestünde, ein entscheidendes Wort sprechen*) und die Frau würde sich ohne Unruhe und Zweifel in das Unvermeidliche fügen, denn es steht geschrieben: „Dein Wille soll deinem Manne unterthan seyn," — und der Landtag stimmte in seiner Mehrheit bey. (S. 719, 720 der Landtagsverhandlungen vom Jahre 1835 u. 1836.) — Aber die Staatsregierung fand sich nicht bewogen, zu diesem Beschluß ihre verfassungsmäßige Zustimmung zu geben, darum mußte die fragliche Bestimmung — was bey solcher Gestalt der Sache das Beste war — bleiben wie sie ist.

*) Der Sprecher war Justizbeamteter.

Achtzehntes Kapitel.

Erster literarischer Versuch. 1828.

Im Jahre 1828 war eine kleine Schrift des Professors Krug in Leipzig erschienen, welche die Frage abhandelte: „Was sollen jetzt die protestantischen Katholiken in Deutschland thun?“ Der Herr Verfasser rieth ihnen, zu der evangelischen Kirche überzutreten. Dieselbe Frage beantwortete ich in einer bey Frommann in Jena erschienenen Schrift, die den gleichen Titel führte.

Meine Ansicht war, sie sollten sich zu einer christlich-apostolisch-katholischen Kirche vereinigen. Ich erlaubte mir, Hrn. Professor Krug ein Exemplar zu senden und mich in meinem Schreiben des Weiteren über unsere abweichende Ansicht auszusprechen.

Da die Ansichten eines Philosophen von Krugs Ruf zu jeder Zeit von Interesse sind, so will ich die mir gewordene Antwort hier getreulich beyfügen.

„Leipzig, den 15. Januar 1829.

Hochgeschätzter Herr!

Für die überschickte Schrift und Ihr dabey geäußertes Zutrauen danke ich Ihnen verbindlichst. Mit vieler Theil-

Digitized by Google

nahme habe ich die Schrift gelesen, aber Ihre Idee, eine apostolisch-katholische Kirche zu stiften, kann ich nicht billigen. Dazu ist die Zeit nicht gemacht; selbst die Apostel, wenn sie wieder kämen, würden keine solche Kirche zu Stande bringen; wir sollen ja in der moralisch-religiösen Erkenntniß immer vorwärts schreiten, aber nicht zum apostolischen Zeitalter zurückkehren*). Ich bin daher immer noch der Meinung, daß für protestantische Katholiken kein anderer Ausweg übrig bleibt, als sich dem schon bestehenden Bessern anzuschließen. Freylich entscheiden Einzelne nichts. Aber warum immer nur Einzelne? Können nicht ganze katholische Familien und Gemeinden sich zu uns wenden? Was in Baden geschehen**), kann ja über kurz oder lang wieder geschehen, vielleicht geschieht in Schlesien etwas Ähnliches. Dadurch, daß die protestantischen Katholiken, deren es so viele giebt, immer nur warten wollen, bis etwas geschieht, aber nicht selbst sich sogleich zum Bessern wenden wollen, geht nur eine kostbare Zeit verloren. Das Papstthum wäre längst vergangen, wenn man nicht immer die Hände in den Schooß legend, seinen Fall ruhig erwartet hätte. Sagten sich alle protestantischen Katholiken auf der Stelle von ihm los, so müßte es gar bald von selbst aufhören; dennoch bin

*) Ein Zurückschreiten war meine Meinung nicht, das Prädikat „apostolisch" sollte nur den Unterschied zwischen dieser Kirche und der römischen bezeichnen, und dann gab es zu den Zeiten der Apostel keinen Papst, kein Cölibat, keine Reliquien-Anbetung u. dgl. mehr. Dieser Rückschritt in der Zeit wäre daher in der That ein wirklicher Vorschritt gewesen.

**) Der damals stattgefundene Übertritt einer ganzen Gemeinde nebst ihrem Pfarrer.

Digitized by Google

ich weit entfernt, Sie zu irgend einem Schritte überreden zu wollen, thun Sie was Sie für gut halten. Ich wollte Ihnen nur sagen, was ich bey Lesung Ihrer Schrift gedacht habe, und beharre mit wahrhafter Hochschätzung

Ihr ergebenster
Krug."

Wenn der berühmte Philosoph noch lebte, vielleicht hätte er jetzt eine andere Meinung! Protestanten und protestantische Katholiken, ja die ganze Menschenwelt, haben nur einen Feind — das Papstthum und sein Gefolge! Ein Übertritt ist immer eine unangenehme Sache und wird selbst von Protestanten meist schief beurtheilt; bleiben wir aber Katholiken, die sich vom Papst und *seinen* Lehren losfagen, so dürfen wir hoffen, daß eine große Mehrheit, zumal von intelligenten Katholiken, einer apostolisch-katholischen Kirche sich anschließen werde und dann ist der alte fluchende Feind kräftiger bekämpft, als durch den Übertritt zu der evangelischen Kirche.

Zu jener Zeit war ein lebendiges Bestreben unter den Katholiken, das Joch des römischen Bischofs abzuwerfen und das Cölibat abzuschaffen, aber alle Versuche wurden in evangelischen Staaten zurückgewiesen. Damals hütete sich Rom, sein Panier in Deutschland so trotzig zu entfalten, denn es versteht — das muß man ihm lassen — besser als irgend Jemand, seine Zeit zu wählen, es schreitet trotzig oder anscheinend demüthig seinem Ziele, der Universalherrschaft über Geist und Körper, mit unerschütterlicher Consequenz entgegen, ohne Unterlaß offen und geheim angreifend, führt es unaufhörlich Klage über vermeintliche Unbilden, zumal wenn seine

Digitized by Google

Prätensionen dem Richterstuhle einer rationalen Kritik unterworfen und mit der Fackel der Geschichte beleuchtet werden.

Was Rom will, ist mit kurzen Worten gesagt: unbeschränkte Herrschaft über den Verstand und Glauben der Menschen, als Mittel zur unbeschränkten wenn auch indirekten materiellen Herrschaft. Könige und Fürsten mögen bleiben, aber nur als seine Vasallen. — Dieser Satz bedarf wohl keiner geschichtlichen Citate. —

Und was giebt es vor, in Deutschland zu wollen? Die katholische Kirche soll auch in evangelischen Staaten in ihrem Besitz und Rechte erhalten werden. Dies mag seyn, insofern die Kirche nicht in die Rechte des Staats eingreift, sich vernünftigen Staatszwecken nicht widersetzt, die Sache des Staates nicht stört und ihm so den Krieg ankündigt. — Wenn aber, wo dieses geschieht, der Katholik wohl katholisch, aber nicht römisch seyn will; wer giebt Rom das Zwangsrecht, zu gebieten: „Du sollst aber römisch bleiben, Du sollst glauben, daß ich, der Knecht der Knechte Gottes, unfehlbar bin, und meine Lehren selbst über Christi Lehren erhaben sind. — Du sollst glauben, daß Dein Fürst und Deine nichtrömischen Mitbürger verflucht und verdammt sind."

Solche Forderungen sind nirgends in Christi Lehre begründet, es sind Irrlehren, Ketzereyen, näher mit dem Glauben der fluchenden und mordenden Thugs als mit dem Christenthume verwandt. Wer sie lehrt und verbreitet, ist ein Ketzer, sey er Papst oder Jesuit! Diese Ketzerey ist so handgreiflich, daß sie wohl jeder Mensch von Verstand und Gemüth als solche erkennen muß, wenn er darüber nachdenkt. Sollte man es aber für möglich halten, daß der evangelische Staat dem Ka-

Digitized by Google

tholiken, der solche Ketzerey von sich weist, nicht Raum gestatten würde, sich davon los zu sagen? Einmal ging durch diese Versagung der glückliche Zeitpunkt, das Cölibat aufzuheben und so des Papstes Macht zu brechen, den Frieden zwischen Christen aller Confessionen zu befestigen, verloren; soll nach den Erfahrungen der neuesten Zeit dasselbe nochmals geschehen?

Mit Unrecht bezeichnet man die Jesuiten als die alleinigen Ruhestörer, welchen alle Mittel gleich seyen zu ihrem Zwecke. Der Geist des Jesuitismus lag schon Jahrhunderte lang, ehe noch dieser Name und die Personen, die ihn führen, hervortraten, im römischen Papstthum, und jedes Laster findet hier sein Vorbild.

Tief stunden die sogenannten Nachfolger Christi unter den Nachfolgern (Chalifen) Mahomeds. Der ritterliche Abubeker schrieb den Seinen*): „Hütet Euch vor Ungerechtigkeiten und Unterdrückung; wenn Ihr die Kriege des Herrn führt, so fechtet als Männer ohne Wanken, aber befleckt den Sieg nicht durch das Blut der Weiber und Kinder; was ihr versprochen habt, das haltet redlich (den Ungläubigen, den Christen). Schonet Alle, nur nicht die Mönche, die gehören zum Reiche des Satans." Der ritterliche Mahomedaner warnt vor Ungerechtigkeiten, — der Papst vergab sie für Geld**). Abubeker gebot Treue, — der Papst Meineid***). Abubeker sprach: „Schont Alle" (Christen), — der Papst gebot Folter und Mord gegen Christen, die anders glaubten, als er es wollte†). Er reizte Söhne zum Aufruhr gegen

*) Dresch, allgem. Gesch., 2 B. S. 110.

) Tezel. *) Huß. †) Die Inquisition.

Digitized by Google

den Vater*), er rieth und trieb zum politischen Mord**), er ließ Lobgesänge anstimmen, als die Scheußlichkeiten der Bartholomäusnacht zu seiner Kunde kamen, und dieses waren die Nachfolger des Predigers der Liebe?

Der Mahomedaner lebte in religiös und volksthümlich gesetzlicher Polygamie, — die Päbste erklärten die Keuschheit für die erste aller christlichen und menschlichen Tugenden, und geboten die Ehelosigkeit der Priester als etwas Heiliges. Von einer großen Anzahl der Päpste ist ein lüderlicher Lebenswandel geschichtlich bekannt. Innocenz VIII. hatte, bevor er Papst ward, sechzehn Kinder gezeugt. Alexander VI. hatte fünf Kinder, darunter seinen Liebling, den größten Taugenichts, Mörder und Giftmischer Cäsar Borgia. Sein früherer Vorgänger, Johann XXIII., wurde vor dem Concilium zu Constanz des Ehebruchs mit seines Bruders Weibe und vieler anderer Laster angeklagt u. s. w.

Das Cölibat hatte schon sein Vorbild im grauen Alterthum. Die Priester der Cybele waren zum Wallfahren, Betteln und zur Ehelosigkeit verpflichtet, auch ihr Erzpriester lebte in Rom, aber er und seine Priester waren kastrirt. Da war doch Ernst in der Sache, und kein weiteres Gelübde nöthig.

Die Geschichte erzählt uns, wie lüderliche Weibsbilder ihren Buhlen zur päpstlichen Würde verhalfen***). Können wir ohne Gotteslästerung wohl glauben, daß solche Personen durch Eingebung des heiligen Geistes zu Päpsten gewählt worden sind, oder daß Gott solche Menschen als auserwählte

*) Heinrich IV. **) Konradin von Schwaben.

***) Johann X., Sergius III., Theodora und Marozia.

Digitized by Google

Rüstzeuge zu seinem Dienste für besonders würdig gehalten, und sie durch seine fortwährende, besondere Eingebung geleitet habe? Können wir dies glauben von jenen Päpsten, welche zu zwey und drey gleichzeitig gewählt wurden, und sich gegenseitig bannten, verfluchten und verdammten? — Es hilft uns nichts, wir müssen es glauben, oder wir sind Ketzer und auch verflucht. Wer von uns, der nur ein wenig seine Vernunft gebraucht, kann dann noch ein römischer Katholik seyn? —

Lesen wir nun im Buche der Geschichte, so werden wir uns überzeugen, daß die guten Väter der Gesellschaft Jesu nichts gethan haben, wozu sie nicht in der Geschichte des Papstthums Vorbilder gefunden hätten.

Es ist Unrecht, die guten Väter so sehr anzuklagen, sie sind die Vorkämpfer des Papstes, was sie thun, thun sie auf seinen Befehl, und mit seinem Gutheißen, sonst würde man gewiß einen Tadel ihres Thuns vernehmen. Der Jesuitismus ist die gereifteste Frucht des Papstthums. Er wird fortbestehen, so lange dasselbe besteht, wenn auch die Gesellschaft, welche jetzt diesen Namen führt, zu seyn aufhört; die Frucht wird sicher fallen, aber nur mit dem Stamme!

Wer kann ohne Entrüstung an das Unheil, welches die römischen Satelliten in neuester Zeit auf das Commando ihres Herrn in ganz Europa hervorriefen, auch nur denken? Welcher gutmüthige Protestant wird noch (was sonst häufig geschehen) behaupten: Rom sey duldsamer und seine Priester aufgeklärter geworden?

Habt ihr es gesehen, ihr protestantischen Brüder? — und wer von euch je in Lobeserhebungen ausbrach über die schön

Digitized by Google

geschmückten römischen Kirchen, die prachtvollen Priestergewänder, die schöne Kirchenmusik, die Andacht der Gemeinde, die vor der Hostie auf die Kniee stürzte und sie anbetete, wer das gute Essen und Trinken in Klöstern als Annehmlichkeiten der römischen Kirche pries, den möchte ich jetzt fragen: ob er seine Bibel wohl mit allen diesen Herrlichkeiten vertauschen möchte? Und sieht er die Mängel, an welchen seine Kirche vielleicht leidet, so möge er sich freuen, daß Licht genug darin ist, um diese zu erkennen, er möge sich freuen, daß ihm das Denken und Sprechen darüber nicht verboten ist; will er aber jene Schönheiten mit geistig verbundenen Augen genießen, — o, er ist gewiß willkommen! —

Aber was darf der arme Katholik thun, der sich ermannte, die Binde von den Augen zu reißen? — Er soll Protestant werden. — Was dann eigentlich? Lutherisch, reformirt, evangelisch, Herrnhuter oder auch Lämmleinsbruder und Mucker?

Ist denn das Prädikat katholisch ohne den Zusatz römisch so bedenklich, daß es nicht geduldet werden konnte? Und dann vergesse man nicht, daß ein Übergetretener auch von seinen neuen Confessionsverwandten ewig mit mißtrauischen Blicken angesehen wird; man fragt sich wenigstens: „Was bewog ihn dazu?" Die Erfahrung hat gelehrt, daß in der römischen Kirche ganz andere Dinge, als die Überzeugung der Grund eines solchen Übertritts waren.

Kauf bleibt Kauf! ob eine Krone, eine Bedientenstelle oder zehn Thaler der Preis für eine zweydeutige Protestantenseele waren, um einen guten Römling daraus zu machen, das ist einerley. Eine bekannte Anekdote von dem alten Kyau

Digitized by Google

endet mit dem Schluß: „Nur Geld her, und die Hure ist da." Aber auch solchen Schein will der nichtrömische Katholik nicht auf sich ziehen, er will weder den Mißdeutungen der Protestanten, noch hämischen Beschuldigungen der Römlinge sich Preis geben.

Eine apostolisch-katholische Kirche würde mit allen Menschen in Frieden leben, ohne Jemanden zu hassen, weil er sein Christenthum in einen andern Rahmen faßt. Der ächte Kern des Christenthums ist sich überall gleich; was über ihn hinausgeht, darauf ist Nathans Parabel vom Ringe anwendbar; wo aber freches Menschenbeginnen einen Ring mit Unflath besudelt hat, da ist es die Pflicht und das Recht des Besitzers, sein Kleinod vom Unflath zu reinigen.

Der evangelische Staat, der einer solchen Kirche die Emanzipation versagt, will lieber Bürger haben, die, unter fremdem Einfluß stehend, glauben müssen, alle ihre Staatsgenossen anderer Confession seyen Teufelsbraten, sie seyen verflucht und es sey Todsünde, mit ihnen umzugehen und ihnen hülfreich zu seyn. Oder sollten Verträge mit Rom hier hindernd seyn? — Solche Verträge, wenn sie ja bestehen, können sich doch nur auf die römische Kirche erstrecken, und nicht auf diejenigen, welche von ihr austreten wollen, — und so intolerant ist man doch nicht, dieselben zu zwingen, zu dieser oder jener Kirche überzutreten.

Die Mauern von Wittenberg umfingen den Protestantismus in seinem Entstehen. Der Anfang war klein, aber er ward zur vollendeten und anerkannten Thatsache, denn die Gemüther waren auf ihn vorbereitet. Ganz so ist es jetzt mit der apostolisch-katholischen Kirche. Druck und Verfol-

Digitized by Google

gung kann sie niederhalten, aber das Licht wird sich Bahn machen, und auch sie wird zur vollendeten Thatsache werden, und Millionen werden Heil in ihr finden.

Daß Roms geistige Herrschaft fallen muß und wird, liegt in den ewigen Naturgesetzen, denn das Verbrauchte stürzt zusammen, und die Geschichte hält uns hier einen treuen Spiegel vor. Sie ist die Hand, die vor 2000 Jahren die Warnungsschrift in ihre Tafeln grub.

Schon lange, ehe Christus seine Lehre verkündigte, war der Götterdienst der Römer in das Greisenalter getreten. Götter und Halbgötter waren Gegenstände des Spottes und des Spieles der Dichter geworden, ihre Priester galten für Betrüger, und ein weiser Römer sagte: „Zwey Auguren, die sich begegnen, können sich nicht ansehen, ohne zu lachen."

Wenn in früherer Zeit bey größerer Einfalt des Volkes, und bey mehr Einfachheit auch dieser Götterdienst dem Schwachen trostreich war, so mußte er aufhören, dies zu seyn, wie er und das Volk jene Eigenschaften verloren. Die Lüge lag jetzt klar am Tage; der Glaube glich dem Baume, dessen Kern verfault ist, und den nur noch die Rinde (die äußere Gewalt) zusammenhält. Noch ehe das Christenthum die Altäre der Götter stürzte, hatte der Glaube an sie aufgehört.

Aber überall (so lehrt uns die Geschichte) findet die Lüge und der Trug bey der Menge mehr Eingang, als das Göttliche, das Wahre und die Vernunft. — Die Welt will getäuscht seyn, und klammert sich fest an die Täuschung*).

*) Auf die Gefahr hin, getadelt zu werden, als ob ich das Ernste — für mich Heilige — mit Scherz vermengte, kann ich nicht unterlassen, eine Parabel zu geben, worin dieser Hang höchst treffend bezeichnet wird.

Digitized by Google

Darum blieben zu jener Zeit auch die Landbewohner noch lange den alten Göttern und ihrem fröhlichen Dienste treu, denn die Wahrheiten des Christenthums waren ihnen zu einfach und prunklos.

Wenn die ersten Bekenner des Christenthums ihrem Glauben an die einfache göttliche Wahrheit Habe und Leben opferten, so zogen die Zuthaten aus dem frühern Götzendienst auch endlich die Masse an, sie fand ihre Götter und Halbgötter als Heilige im Christenthum wieder, der Prunk des alten Götzendienstes erneuerte sich, Fetische wurden geschaffen, und bey ihnen suchte der Einfältige Trost und Hülfe.

So wand sich das römische Christenthum durch das rohe Mittelalter bis zu unserer Zeit hindurch. — Möge man nun die frühere geschichtliche Thatsache mit dem Thatbestande unserer Zeit zusammenstellen, vergleichen und urtheilen.

Der Götterdienst des alten Römervolks war ein reines Phantasie-Gebilde, ohne Kern und Halt, er mußte in sein Nichts zurücksinken; aber die einfache Wahrheit des Christenthums ist unvergänglich, keine Umhüllung kann dem Diaman-

---

Ein Matrose kam aus Indien zurück. „Jack, erzähle mir, was Du gesehen hast," sagte seine Großmutter. — „Ja Großmutter, als wir die Linie passirten, da flogen einige Hundert Fische über das Schiff." — „Jack, Jack, hältst Du Deine alte Großmutter für so einfältig, daß Du ihr solche Lügen aufbinden willst? Pfuy, schäme Dich!" — „Großmutter, ich will Dir etwas Anderes erzählen. Als wir an der Küste von Indien Anker warfen, kam ein Meermann aus dem Wasser, und bat den Capitain, den Anker aufwinden zu lassen, denn er sey grade vor seine Hausthüre gefallen, und ihm, da er eben Kindtaufe ausrichte, sehr beschwerlich." — „Ja Jack, wenn Du vernünftige Sachen erzählst, da glaube ich Dir, von den Meermännern habe ich schon viel gehört."

Digitized by Google

ten seinen Werth nehmen. Um dieses zu erkennen, bedarf es nur eines einfachen Menschenverstandes, und wenn wir durch diesen Prüfstein die Täuschungen, die uns umgeben, erkennen, so haben wir uns auch schon von ihnen losgesagt, denn schon das Prüfen setzt ja Zweifel voraus, und wer auch nur an einem Buchstaben der römischen Lehre zweifelt, ist ein Ketzer und kein römischer Katholik mehr.

Was dürfte nun Gleichgesinnte hindern, sich zu einer apostolisch-katholischen Gemeinde zu vereinigen? Eine solche Vereinigung hat ja schon lange stillschweigend bestanden, wo Katholiken in evangelischen Gemeinden ohne eine eigene Kirche lebten. Sie blieben Katholiken, waren sie aber aufgeklärt, so bedienten sie sich der sacra der evangelischen Kirche. Dort wurden ihre Ehen eingesegnet und ihre Kinder getauft, und dem Preßhaften brachte der evangelische Prediger — wenn er es wünschte — willig geistlichen Trost, ohne ihn bekehren zu wollen.

Was könnte uns hindern, uns als Glieder der apostolisch-katholischen Kirche zu erklären, und so lange die Mittel zum eigenen Gottesdienst nicht vorhanden sind, um die Hülfe der evangelischen Kirche zu bitten? Was früher nicht versagt wurde, wird man auch künftig nicht verweigern.

Nicht durch den Übertritt zu der evangelischen Kirche, nein, durch das Bleiben in der katholischen (aber nicht römischen) kann Rom mit Erfolg bekämpft und besiegt werden; dann werden sich die Katholiken der menschlichen und bürgerlichen Freyheit zu erfreuen haben; kein schleichender und hetzender, offener und geheimer Jesuit wird mehr den Saamen des Hasses auf den Boden der Familien, der Ge-

Digitized by Google

meinden und des Staates ausstreuen, es wird Friede und Eintracht seyn unter allen Bekennern des Christenthums, und wenn Fluch- und Bannbriefe aus Thibet oder Italien zu unserer Kunde gelangen, so wird dieses höchstens Mitleid und Bedauern für den Briefsteller hervorrufen, und uns bestimmen, zu beten, daß Gott ihm Verstand verleihen möge!

„Neues Heil wird aus dem Schooße der katholischen Kirche hervorgehen, und dies wird nicht das Erste seyn, das ihr die Welt zu danken hat! Waren die ehrwürdigen Männer Wiklef, Huß, Luther und Zwingli nicht auch Katholiken? — Gewiß, die Wahrheit steht fest, und kein Trug der Hölle kann sie überwältigen."

So schloß ich im Jahre 1828 die oben erwähnte Schrift, — und jetzt spreche ich Amen dazu.

Im Laufe der in Weimar verlebten Jahre war ich nicht allein heimischer geworden, sondern hatte auch längst schon ein wachsendes lebhaftes Interesse für das Land und die Stadt, deren Bürger ich geworden war, genommen. Ich war bemüht, mir die möglichste Kenntniß von Allem, was hier das öffentliche Leben betraf, zu verschaffen. Wenn in geselligen Kreisen von dahin einschlagenden Dingen die Rede war, so fühlte ich wohl, daß mir hier die historische Kenntniß abging, welche nöthig ist, um einem Urtheile beyzutreten oder zu widersprechen. Ich gewann aber die Überzeugung, daß hier — wie überall, wo man es ehrlich meint — manches abfällige Urtheil nicht ausgesprochen werden würde, wenn alle Sachverhältnisse klar vorlägen, was in früherer Zeit eben nicht durchaus der Fall war. Wo mir irgend ein Tadel gegründet schien, forderte ich gewöhnlich dazu auf, bey der geeigneten

Digitized by Google

Behörde Vorſtellung zu thun und um Abhülfe zu bitten; — aber nicht einmal wollte es mir glücken, einen ſolchen Entſchluß herbeyzuführen. Eine ſtädtiſche Einrichtung ſchien mir aber an ſolchen augenfälligen Mängeln zu leiden, daß ich beſchloß, hier auf meine eigene Fauſt zu handeln. — Dieſe Einrichtung war das ſtädtiſche Brauweſen.

Das Braurecht in Weimar gehörte urſprünglich der geſammten Bürgerſchaft an; aber nicht Alle waren berechtigt, es auszuüben. Dieſe Berechtigung war an gewiſſe Bedingungen geknüpft; wer dieſe nicht erfüllen konnte, verlor das Recht; es wurde dann, zuweilen vom Stadtrath und zuweilen direkt vom Fürſten, einem Andern verliehen, bis im Jahr 1784 dieſe wandelbaren Berechtigungen für Real-Rechte erklärt wurden.

Die Brauerey war bis zum Jahr 1832 auf's tiefſte geſunken, ein wichtiges ſtädtiſches Gewerbe drohte ganz zu verfallen, natürlich zum Nachtheil der Berechtigten, und ſelbſt zur großen Unbequemlichkeit des Publikums, zu welchem letzten auch ich gehörte. Da ward mir Veranlaſſung gegeben, zur Begründung eines Mäßigkeitsvereins mit zu wirken; dies gelang mir bald, und ich trug nun im Namen des Vereins auf eine verbeſſerte Brau- und Schenkeinrichtung an, um von dieſer Seite dem Übermaaß des Branntweintrinkens entgegen zu wirken.

Nie bin ich wegen irgend einer Handlung ſo angegriffen, angefeindet und verſpottet worden, als wegen dieſer. Brau- und Schenkberechtigte ſagten: „Was will der Mann? was geht ihn unſer Brauweſen an? Unſer Bier iſt ja gut, manchmal iſt es wohl ſchlecht, aber Backen und Brauen geräth nicht

Digitized by Google

immer, wer es nicht trinken will, läßt es ſtehen." Branntweinliebhaber riefen mir Spott auf den Straßen nach: „Wir wollen einen Schnaps haben, ich will kein Bier trinken." Andere tauften ein Glas Branntwein nach meinem Namen und verlangten daſſelbe in der Schenke mit den Worten: „Gebt mir ein Henßchen." Es gab auch Perſonen, welche ein beſonderes Intereſſe an dem Beſtehenden hatten; daß dieſe mir nicht hold waren, verſteht ſich von ſelbſt. Durch alles dieſes ließ ich mich nicht irre machen, ich nahm keine Notiz vom Spott, lachte mit den Lachern, bewies den Berechtigten, daß ich nur ihren Vortheil und den des Publikums zugleich befördern wollte; ernſtliche Angriffe widerlegte ich mit Ernſt und Beſtimmtheit.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

Eintritt in den Stadtrath. 1832.

Den 1. April des Jahres 1832 wurde ich zuerst zum Stadtverordneten gewählt, und stellte nun in dieser Eigenschaft meine Anträge in dieser Beziehung. Ich fand neuen Widerstand, ging aber unverdrossen meinen Weg fort; endlich traten auch die Brauberechtigten, die doch in der Mehrheit nun ihren eigenen Vortheil erkannten, mir zur Seite, und nach vier Jahren — den 31. December 1835 — ward eine neue Braueinrichtung angeordnet, welche den besten und unerwartetsten Erfolg gehabt hat, so daß unsere städtische Brauerey an Absatz und Güte des Biers eine der ersten in weitem Kreise umher ist. — Die frühern Anfechtungen habe ich längst vergessen, und überhaupt nie beachtet, — aber die Freude des Gelingens ist mir geblieben.

Ich verfolgte als Mitglied des Stadtraths die Zwecke des Mäßigkeitsvereins um so lebhafter, da damals mehrere Trunkenbolde die Commune von Zeit zu Zeit in Unkosten brachten; ich schlug vor, Heilmittel gegen die Trunksucht anzuwenden. Ein Arzt, der einige Stunden von der Stadt entfernt wohnte, sollte schon mehrere Personen von der Trunk-

Digitized by Google

ſucht geheilt haben; an ihn wendete ich mich, und erhielt drey Gläſer mit ſchlechtem Branntwein; dem erſten war, wie die Unterſuchung lehrte, Mehl zugeſetzt; dem zweiten Aſche, dem dritten Teufelsdreck, der Arzt behauptete, es ſey überdem noch ein Pflanzenſtoff dabey, die Heilung erfolge aber zuverläſſig.

Auf meinen Antrag ließ der Stadtrath den ärgſten Säufer auf's Rathhaus fordern, trug ihm an, man wolle ihn heilen laſſen, wenn er vier Tage in einer leichten Haft bleiben wollte, er ſollte dabey gutes Eſſen erhalten, und ihm der gewöhnliche Tagelohn bezahlt werden. Dies ging der Menſch gern ein, und ich übernahm den Auftrag, dabey zu ſeyn, wenn ihm die Arzney gereicht würde. Die erſte und zweyte Portion nahm er ganz ruhig zu ſich, bey der dritten (die freylich ganz abſcheulich roch) ſchüttelte er ſich am ganzen Leibe, trank aber auch den letzten Tropfen aus, den vierten Tag wurde er mit einer guten Ermahnung und dem verſprochenen Tagelohn entlaſſen. — Sein erſter Gang war in ein Branntweinhaus, um ſich wieder etwas zu Gute zu thun. — Mehrere ähnliche Verſuche waren ebenfalls vergeblich, ich hatte hier keine Freude des Gelingens, und mußte die Scherze meiner Collegen hinnehmen.

Bey meiner Verpflichtung als Stadtverordneter wurde mir der Eid vorgelegt:

„Ich ſchwöre, Alles, was ich hier erfahre, zu verſchweigen bis in das Grab."

Ich weigerte mich dieſen Eid zu ſchwören, ſprechend: „Nur das Schlechte hüllt ſich in ein abſolutes Geheimniß, und Schlechtes geht hier gewiß nicht vor. Es giebt Dinge,

Digitized by Google

welche verschwiegen werden müssen; aber im Allgemeinen kann ich diesen Eid nicht schwören."

Der damalige Bürgermeister interpretirte in Gegenwart des Großherzoglichen Commissars die Eidesformel dahin: „Sie werden hier mancherley über Familienverhältnisse erfahren, dies muß verschwiegen bleiben, auch solche Dinge, wie z. B. ein beabsichtigter Kauf müssen verschwiegen werden, so lange es Noth thut, sonst können Sie über unsere Verhandlungen sprechen, so viel Sie wollen, ich liebe selbst die Öffentlichkeit." Nun schwur ich den Eid, und wurde bey meinen wiederholten Wahlen im Jahr 1835 als Stadtverordneter, und im Jahre 1838 und 1844 als Stadtälteſter darauf verpflichtet*).

Ich muß es dem Manne, der mir im Jahr 1832 den Eid nach seiner Ansicht erklärte, obwohl ich mit ihm häufig in lebhafter Opposition gestanden, zur Ehre nachsagen, er war kein Geheimnißkrämer, und sehr liberal in Mittheilung der Akten. — „Ich muß wünschen," sagte er oft, „daß jedes Rathsmitglied sich so genau als möglich von Allem unterrichte, damit er ein klares Urtheil habe." — „Lesen Sie (zu dem Einzelnen) dieses Aktenstück, ich will es Ihnen nach Hause schicken, es wird Ihnen Aufschluß über die Sache geben." — Dies änderte sich später.

Ein Hauptgrund unseres Entgegenstehens mochte wohl

*) Freundlich will ich Jedem, der in den Fall kömmt, sich irgend Etwas erklären zu lassen, rathen, zu verlangen, daß eine gegebene Erklärung und die Annahme derselben zu Protokoll genommen werde. — Das Wort verhallt, die Menschen wechseln, aber die Schrift bleibt. — Besser ist besser.

Digitized by Google

darin liegen, daß mein Betrieb der meisten Sachen wohl etwas zu rasch war, — denn das Leben ist ja kurz.

Fragt man mich: „Was war es denn Alles, was Du so lebhaft betriebst?" so möge Einiges davon zur Antwort dienen.

Neben dem Bestreben, für die Verbesserung unserer Braueinrichtung zu wirken, beantragte ich die jährliche, öffentliche Ablegung der Communrechnung, die Revision der Communreste, die Baumanpflanzungen auf öden Communflecken, die Verbesserung der Communwege, Verschönerung und Öffnung des alten Gottesackers (zum sehr nöthigen Durchgang), Verschönerung der früher so widerwärtigen Parthie am Asbach, vom Jakobsthor bis zum Carlsstift, Regulirung der kirchlichen Gebühren und Bekanntmachung derselben durch den Druck, Abschaffung des Faroſpiels beym Vogelschießen u. s. w. Alle diese Gegenstände zerfielen wieder in viele einzelne Anträge, deren Schwierigkeiten überwunden werden mußten. Es gab Berührungen mit dabey betheiligten Personen, welche nicht immer geneigt waren, solche Vorschläge zu fördern; es ging jetzt dem Manne, wie einst dem Knaben. Es hieß: „Was hat der denn wieder? er mischt sich in Alles." Freunde riethen mir, ich möchte doch nicht eher mit etwas Neuem hervortreten, bis das Alte abgemacht sey, — ich möchte weniger drängen. —

Dann aber reichten die wenigen mir zum Wirken vergönnten Jahre schwerlich zu, um drey oder vier Dinge, die recht füglich in einem Jahre zugleich geschehen können, zu Stande zu bringen.

Bey jeder neuen Idee ist zuerst die Frage zu erörtern, ob sie gut und zweckmäßig sey, dann, ob die Mittel zu ihrer

Digitized by Google

Ausführung vorhanden sind. Ist dieses anerkannt und dargethan, dann frisch an das Werk, in das Einzelne eingegangen, Schwierigkeiten beseitigt, und ausgeführt, was als zweckmäßig erkannt wird. Charaktere, die mit ja, ja, warte doch nur! nie zum Schlusse kommen, waren mir im ganzen Leben höchst peinlich; auch habe ich in mancherley Verhältnissen die Erfahrung gemacht, daß eine halbe Stunde mündlicher Verhandlung oft weiter bringt, als eine vierteljährige schriftliche.

Mehrere meiner Vorschläge bedurften Jahre, ehe sie zur Ausführung kamen. — Wie lange würde es gedauert haben, den einen nach dem andern durchzuführen! — Jetzt ist vollendet, was ich beantragte und Jahre lang verfolgt habe. Man hat sich von der Zweckmäßigkeit desselben eben so überzeugt, als bedauert, daß ein anderer — der Ankauf eines Gartens auf dem Rollplatz, um einen großen, freyen Platz zu schaffen, und noch andere Zwecke zu erreichen, nicht durchgeführt wurde.

Mit allem diesem machte ich dem Stadtrath viel Arbeit, und war wohl nicht selten unbequem. Ich ward dies auf andere Weise noch mehr, denn in der umfänglichsten Anerkennung alles dessen, was zu Rechte besteht, hielt ich mich doch zuweilen zu einer lebhaften Opposition verpflichtet, die mir wiederum den Vorwurf des übergroßen Drängens zuzog. — Ich mußte mitunter vernehmen: „Sie würden mehr erreichen, wenn Sie weniger drängten." Von der Richtigkeit dieses Einwurfs konnte ich mich nie überzeugen. Ist eine Idee als gut, eine Sache als gerecht oder billig anerkannt, dann sollte Niemand dem, was gut, gerecht oder auch nur billig ist, wider-

Digitized by Google

ſtreben; iſt ſie alles dieſes nicht, dann muß ſie mit Gründen ehrlich widerlegt, ihr Schlechtes, ihr Ungerechtes und Unbilliges nachgewieſen werden, und ſie darf weder mit, noch ohne Drängen auf Erfolg rechnen. Doch wer vermag es, Allen Recht zu thun? Meine Bemühungen in den Angelegenheiten der Commune dienten hier und da als Stoff zum Tadel und als willkommne Gelegenheit zu Beſchuldigungen. Wenn ich Ideen, deren Richtigkeit ſpäter anerkannt wurde, beharrlich verfolgte, dann ward ich der Rechthaberey beſchuldigt. — Sollte ich eine Sache fahren laſſen, weil ſie zur Zeit noch nicht allgemeinen Anklang fand? — Ich hatte keine andern Waffen, als das einfache Wort und eine natürliche Logik, die mir die Folgen, welche bey dieſer und jener Geſtaltung einer Sache hervortreten würden, zeigte. Damit habe ich ſtets ehrlich gekämpft, bis das Wort der Sache die Bahn, und auch anderwärts die Überzeugung herbeyführte, daß die beharrlich verfolgte Idee eine zweckmäßige und in Recht und Billigkeit begründete war. Unter anderem hatte ich die Nothwendigkeit der Beſetzung der Stelle eines zweiten Bürgermeiſters, wie ſie in der damaligen Stadtordnung vorgeſchrieben war, zu beweiſen geſucht. Die Obliegenheiten deſſelben waren die Beaufſichtigungen des Materiellen im Commun-Haushalt; mir ſchien die Form, in welcher dieſes bisher geſchehen, minder zweckmäßig, als die in der Stadtordnung vorgeſchriebene.

Um meine Meinung zu begründen, war es nothwendig, daß ich mich mit den betreffenden Gegenſtänden ſelbſt vertraut machte. Nun gab es Perſonen, welche den Schlüſſel zu meinem Thun und Beſtreben gefunden zu haben glaub-

Digitized by Google

ten; sie sprachen: „Er will diese Stelle für sich haben, er sucht Brod und Besoldung, gebt ihm ein Amt, dann hat er seinen Zweck erreicht und ist still.“ In mannichfaltigen Anspielungen mußte ich dies hören, ohne mich vertheidigen zu können, denn es waren Anspielungen; ich durfte nicht einmal sagen: „Ich will dieses Amt nicht!“ — denn es hatte mir es ja Niemand angeboten. Ich hielt es übrigens nicht der Mühe werth, ein Wort darüber zu verlieren. Mein Handwerk hat mich bey geregeltem treu geführten Haushalt ehrlich und anständig ernährt, dabey blieb ich unabhängig und frey von jedem Subordinationsverhältnisse, nur dem Gesetze zum Gehorsam verpflichtet, und konnte ohne Rücksicht lediglich meiner Überzeugung folgen.

Es wäre wahrlich ein schlechter Gewinn gewesen, wenn ich mein Handwerk, das mich nährte, gegen eine temporäre Stelle, die mich mit Abhängigkeit und Verantwortung belastet, vertauscht hätte, und zwar um eines nicht einmal vorhandenen Gewinnes wegen. Ich habe mich wenig um solche Anschuldigungen gekümmert; nur eines Mannes Meinung that mir weh, weil ich ihn, so fern er mir auch stund, doch sehr achtete. —

Läugnen will ich nicht, daß, wäre ich ein reicher Müssiggänger, so würde ich mich um ein solches Amt beworben und es unentgeltlich verwaltet haben, denn ein Geschäft, welches eine beständige und mannichfaltige, nicht mechanische Thätigkeit erfordert, wo man am Abend auf das vollendete Tagewerk zurücksehen und Pläne für den kommenden Tag entwerfen, und so in abwechselnder Thätigkeit sich unterhalten, schaffen und wirken kann, hatte stets einen großen Reiz

Digitized by Google

für mich. Hätte ich mich aber unter den bestehenden Verhältnissen von meiner Neigung zu solcher Beschäftigung bestechen lassen, diese Stelle, falls sie mir angeboten, anzunehmen, so würde ich ein Opfer gebracht haben; wohl hätte ich dann für das geschenkte Zutrauen, aber keineswegs für einen mir angebotenen Vortheil zu danken gehabt.

War nun gleich früher, sowohl in Weimar, als in andern Städten des Großherzogthums diese Verwaltungsstelle als eine nothwendige anerkannt worden, so wurde sie doch in der im Jahr 1838 befohlenen Stadtordnung abgeschafft, — dafür aber zwey Sekretaire dem Dirigenten des Stadtraths beygegeben. —

Bey meiner Beschäftigung mit Communangelegenheiten versäumte ich doch keineswegs mein Geschäft. Mein Schlaf war kürzer geworden, er hatte sich von sechs auf fünf Stunden reduzirt, daher waren solche Beschäftigungen, wie sie hier meine Pflicht erforderte, eine wahre Wohlthat für mich; abwechselnd unterhielten sie mich, regten mich auf und befriedigten mich, was Alles der Gesundheit sehr zuträglich seyn muß, denn ich befand mich nie wohler, als wenn ich in dieser Art recht viel zu thun hatte. Ich habe dabey die Bemerkung gemacht, daß die Tageszeiten einen großen Einfluß auf die Auffassung eines Gegenstandes haben. Am frühen Morgen ist man mehr geneigt, eine Sache auf die Spitze zu stellen, während man am Abend bey gleicher Geistesthätigkeit einen Gegenstand immer milder auffaßt; deshalb sollte man Streitsachen nur am Mittag und Abend abhandeln.

Bey den verschiedenen Gegenständen, welche mir in diesem Wirkungskreis vorkamen, fühlte ich oft, daß mir die

Digitized by Google

historischen Kenntnisse früherer Verhältnisse, und des Ursprungs von manchem Bestehenden abging. Dies war um so natürlicher, da mir, als nicht Eingebornem meines speziellen Adoptiv-Vaterlandes, traditionelle Kenntnisse und Jugenderinnerungen abgingen; zugleich aber bemerkte ich auch, daß selbst hochbejahrte Bürger mit diesen Dingen meistens auch nicht vertrauter waren, als ich.

Um diesem Mangel bey mir abzuhelfen, unternahm ich die Durchsicht hoher Aktenstöße, wobey mich der frühere Dirigent des Stadtraths sehr gefällig unterstützte. Das so Gesammelte ließ ich im Jahr 1837, unter dem Titel: „Die Stadt Weimar, ihr Communwesen und ihre städtischen Institute," auf eigene Kosten drucken; es enthielt folgende Rubriken: 1) Grundbesitz der Stadt Weimar, 2) die Flur Weimar, 3) der Stadtrath und sein Wirkungskreis, 4) Gewerbsbetrieb und Handel, 5) städtische Verwaltung in der Vorzeit, 6) die Kirche, 7) die Schule, 8) Armenwesen und milde Anstalten, 9) Straßen- und Kanalbau, 10) das Laternen-Institut, 11) die Schützencompagnie, 12) das städtische Brauwesen, 13) der Gottesacker, das Leichenhaus und die Begräbniß-Ordnung.

Dankbar muß ich erwähnen, daß mir das Großherzogliche Ober-Consistorium für den Paragraphen die Kirche die Einsicht in deren Akten erlaubte. Die Durchsicht sämmtlicher Akten unterhielt mich einen Winter hindurch sehr angenehm. Bedauerlich war es mir, daß sich im stadträthlichen Archiv aus dem funfzehnten Jahrhundert nur wenig Blätter, und aus dem sechzehnten auch nicht viel vorfand. Was ich außer-

Digitized by Google

halb dieser Akten auf zuverlässigem Wege sammeln konnte, war ich bemüht beyzubringen.

Im Jahr 1839 hielt der Generalsuperintendent Dr. Röhr eine Predigt am Reformationsfeste, welche einem anonymen Katholiken Veranlassung gab, in einer in Erfurt erschienenen Schrift: „Stimme aus der kleinen katholischen Kirchengemeinde Weimar-Jena u. s. w.," seinen Schmerzensausruf ertönen zu lassen.

Da meine Ansichten gegentheiliger Art waren, so gab ich bey Hoffmann in Weimar heraus: „Worte des Trostes an den unter der Geißel des Generalsuperintendenten Dr. Röhr seufzenden Katholiken der Weimar-Jenaischen Gemeinde." Auf einige andere, die Weimarische Stadtordnung betreffende kleine Schriften werde ich später zurückkommen.

Die großen Zeitfragen und die speziellen Verhältnisse des Bürgerstandes beschäftigten auch mich in dieser Zeit nicht wenig. Die Verhandlungen über solche Gegenstände wurden in der Regel stets von wissenschaftlich gebildeten Männern geführt. Nicht selten glaubte ich zu erkennen, daß Standesinteresse und theoretische Ansichten der Sache dabey vorherrschend wären. Ich machte daher den Versuch, auch von meinem Standpunkte aus die Dinge darzustellen, wie man sie im Volke ansieht, und so gab ich im Jahr 1832 bey Gräbner in Weimar „Das politische Glaubensbekenntniß und die staatsbürgerlichen Ansichten eines deutschen Bürgers und Handwerkers" heraus. Die Gegenstände, welche ich darin besprach, waren 1) der Staat, 2) die Regierungsformen, 3) das Volk, 4) das Vaterland, 5) die Volksvertretung, 6) die Rechtspflege, 7) die Gemeinde-Verwaltung, 8) die

Digitized by Google

Polizey, 9) die Preßfreyheit, 10) die Reaktionen, 11) das Pfaffenthum, 12) die Juden, 13) der Staatsbürger.

Im Jahr 1834 gab ich im Frommannschen Verlag in Jena heraus: „Die Revolutionskeime." Diese Schrift war eigentlich eine Fortsetzung des politischen Glaubensbekenntnisses; in ihr handelte ich folgende Gegenstände ab: 1) das Mittelalter, 2) die Revolutionen der neuern Zeit, 3) die politische Propaganda, 4) Reichthum und Armuth unserer Zeit, 5) die bürgerliche Stellung des Handwerkers, 6) die Quelle der Verarmung, 7) Aussicht der deutschen Gewerbtreibenden, 8) der neue Götzendienst, 9) der Gang der Gewerbsintelligenz.

Man beschuldige mich nicht der Eitelkeit, daß ich diese Kleinigkeiten — denn Anderes sind sie nicht — hier aufführe, denn da ich es einmal unternommen, eine Biographie zu schreiben, so durften sie darin auch nicht unerwähnt bleiben.

Ich bin nicht so thöricht, zu meinen, daß die in denselben ausgesprochenen Ansichten alle als richtig erkannt werden müssen, allein ich hielt sie dafür, denn schwerlich wird Jemand etwas für seine Ansicht ausgeben, wenn er sich nicht von der Richtigkeit desselben für überzeugt hält. Alle von mir besprochenen Gegenstände waren mehrfach schon von wissenschaftlich gebildeten Männern abgehandelt worden; aber der Standpunkt eines Bürgers und Handwerkers ist ein anderer, als der des Gelehrten und Beamteten; und ich wollte die Gegenstände zeichnen, wie man sie von diesem Standpunkte aus erblickt, wie sie im Leben aufgefaßt und ihr Bild meist tiefer eingeprägt wird, als man da ahnet, wo der Lebensberuf die Handarbeit ausschließt.

Digitized by Google

Als Mann aus dem Volke lebte ich für die Idee, daß das Volk sich selbst emanzipiren werde, daß es erkenne, was ihm Noth thue, und in dieser Erkenntniß befähigt sey, sich selbst ohne beschämende Vormundschaft zu vertreten. Volk und Fürst haben einerley Interesse, und beide haben Rechte; finden diese gegenseitig Anerkennung, dann wird eine Opposition nichts Anderes seyn, als die Bemühung von zwey verschiedenen Standpunkten aus, den rechten Weg zur allgemeinen Wohlfahrt zu finden.

Das vergangene Jahrzehend war besonders reich an Kritiken über bestehende Landesverfassungen. Es erschallten sehr hörbare Stimmen. Die Intelligenz sey nicht vertreten auf den Landtagen, auch die Kirche müsse vertreten seyn. Ich hatte mehrfach versucht, diese mir wunderlich scheinenden Forderungen mit Wort und Schrift zu analysiren. Ich fragte: Was heißt eine Vertretung der Kirche? Soll etwa die Religion vertreten werden? — Sie wohnt im Geiste und Gemüthe des Menschen, Überzeugung oder Glaube ist ihre Grundlage, sie bedarf keiner Vertretung. — Oder soll das Grundeigenthum der Kirche vertreten werden? Dieses steht unter der gegenseitigen Controle der Gemeinden und des Staats, die beyde ein Interesse an dessen Erhaltung haben, es genießt so noch höhern Schutz, als alles andere Grundeigenthum, es bedarf daher keiner besondern Vertretung. Die Kirche lebt in dem Staat, und ist diesem untergeordnet. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt; wo aber die Kirche den Staat beherrscht, ist gewöhnlich Alles übel bestellt, und wo sie ihn berathet, meistens nicht zum Besten.

Daß die Kirche nicht berufen ist, die Intelligenz zu ver-

Digitized by Google

treten, bedarf kaum eines Beweises. Ihre Intelligenz geht nur nach einer Richtung, und das Reich der Intelligenz ist unermeßlich! — Wie übrigens Mucker, Lämmleinsbrüder, offene und verkappte Jesuiten die Kirche mit vertreten möchten, bedarf wohl keiner Erklärung.

Wenn man gegen die Bestimmung des Weimarischen Grundgesetzes, nach welchem die Vertreter des Bürger- und Bauernstandes nur aus dem Stande selbst gewählt werden können, tadelnd auftritt, so liegt diesem Tadel die Voraussetzung zu Grunde, daß diese Stände unfähig seyen, sich selbst zu vertreten, weshalb es sich verstehe, daß sie rechtskundige Männer zu Vertretern wählen müssen. Dies würde bey uns keine andere Folge haben, als daß der Landtag aus Beamteten und Anwalten zusammengesetzt seyn würde. In der Regel sehen aber diese Männer das bürgerliche oder vielmehr Volksleben mit ganz andern Augen an, als die Männer aus dem Volke selbst; sie fühlen gar häufig weder die Noth, noch die Bedürfnisse des Volkes*).

*) Daß das Studium des Rechts nicht immer eine vorzügliche Befähigung zur Funktion eines Landtags-Abgeordneten sey, wurde mir aus folgender Erfahrung wahrscheinlich. Auf einer Reise führte mich der Zufall mit einem Beamteten, der im Landtage eines deutschen Staats Abgeordneter war, zusammen. Wir sprachen über die positiv- und vernunftrechtlichen Gränzen der Staatsgewalt. Unsere Ansichten gingen aus einander. Nach einer kurzen Reihe von Schlüssen stellte ich die Frage: „Wenn Sie den Vordersatz als richtig behaupten, so könnte Ihnen wohl auch geboten werden, eine Köchin, einen Kutscher und einen Bedienten zu halten, selbst, wenn Sie dieser Personen (wenigstens nicht Aller) nicht bedürften." — „Ja, freylich, das wäre hart, aber wenn ich sie gebrauchte, dann könnte ich doch auch wenig dagegen sagen." — „Wohl, und wenn Ihnen, ohne Sie zu

Digitized by Google

Dienstanstellung, Besoldung, Zulage und Beförderung ist ein rechtliches Bestreben in diesem Stande; aber gerade dieses kann manchen ehrlichen Mann um die richtige Haltung in der Stellung eines Volksvertreters bringen. Es soll hier ganz abgesehen werden von gelegentlichen Spekulanten und Amtsjägern, die es überall geben kann, die über Fürsten und Minister ihre Galle ergießen, sich, um populär zu werden, in die Opposition stellen, aber klüglich immer nur so weit gehen, daß sie zu jeder Zeit umkehren können. Läßt sich der Bürger von solchen Subjekten täuschen, so ist er betrogen, denn sie sind feil für eine halbweg gute Besoldung; aber der Staat sowohl, als der Regent wird sich der Renegaten wenig zu erfreuen haben. Darum möge das Volk, nach dem alten deutschen Sprichwort: „Selbst ist der Mann," sich auch selbst aus seiner Mitte vertreten, und bemühen, die hierzu nöthige Intelligenz zu erwerben.

Eine Landtagsversammlung sollte von Männern aus allen Lebensverhältnissen zusammengesetzt seyn, also auch Rechtsgelehrte in ihrer Mitte haben, und diese werden (wenigstens die Weimarischen) auch nie fehlen. Als ich diese Theorie vertheidigte, war ich weit entfernt, zu ahnen, daß sie eine zunehmende Berücksichtigung finden und man geneigt seyn würde, einen Versuch zu machen.

Im September des Jahres 1834 wurden in Weimar

---

fragen, befohlen würde, der Köchin 50, dem Kutscher 100, und dem Bedienten 200 Thaler Lohn zu geben, halten Sie dafür, daß auch dieses zu Rechte bestünde?" — „Wenn es aber der Lohn wäre, welchen diese Personen gewöhnlich erhalten, so könnte ich auch nicht viel dazu sagen." — „Ich auch nicht!" — und meine Logik war zu Ende.

Digitized by Google

die Wahlmänner zur Wahl des Landtags-Abgeordneten gewählt. Es waren neunzehn an der Zahl, und ich selbst in deren Mitte.

Da trat nach wenig Tagen Einer derselben zu mir mit der Eröffnung: ich würde die Mehrheit der Stimmen als Landtags-Abgeordneter haben. Ich hielt diese Mittheilung für Scherz, und behandelte sie als solchen, da rechnete er mir neun Stimmen als die Halbschied der Wählenden für mich vor. — Daß ich mich bey der Sache passiv hielt, versteht sich von selbst. — Die zweyte Hälfte der Wahlmänner war uneins in ihrer Wahl. Jetzt trat ein Bewerber zu dieser Funktion auf, der nicht ohne Einfluß war. Separate Besprechungen wurden gehalten, zwey Wahlmänner von der ersten Hälfte vereinigten sich mit der zweyten, und der Bewerber wurde mit zehn Stimmen zum Abgeordneten gewählt, zwey Stimmen fielen auf einen Zweyten, und sieben Stimmen blieben mir.

Unsere Verfassungs-Urkunde verlangt, daß ein Abgeordneter ein Wohnhaus besitze. Der Gewählte besaß ein solches nicht. Dies war ein wesentlicher Formfehler, und alle übrigen Wahlmänner protestirten gegen diese Wahl, welche die Großherzogliche Regierung auch für nichtig erklärte. Nach einigen Monaten wurde eine neue Wahl angeordnet. Der zuletzt Erwählte gab die Erklärung ab, daß er, wenn die Wahl auf ihn fallen sollte, diese Funktion nicht annehmen werde; und so wurde der frühere Abgeordnete mit elf Stimmen wieder erwählt. Ich blieb mit sieben Stimmen in der Minorität. Als Stellvertreter erhielt ich die Stimmenmehrheit; ich tröstete mich leicht über diesen Vorgang, wel-

Digitized by Google

chen ich jetzt völlig überschaue, denn ich habe immer den alten Handwerksgrundsatz gehabt: „Wer mich zum ehrlichen Dienste gebrauchen will, dem diene ich nach bestem Vermögen; halte es aber nicht für ehrenhaft, mich Jemanden aufzudringen, oder mich selbst zu empfehlen.“ Mit allen noch Lebenden, die damals gegen mich stimmten, habe ich fortwährend in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden.

Ein folgenschweres Jahr für die Stadt Weimar war das Jahr 1837.

Am Morgen des 30. Novembers erscholl Feuerruf und die Sturmglocke ertönte. — „Es brennt im Rathhause!“ hieß es. — Gewiß viel Lärm um Nichts, dachte ich beym eiligen Ankleiden, gewiß ist durch schnelles Einheizen eine Esse in Brand gerathen, was eben nicht viel zu sagen hat. In wenig Minuten stund ich vor dem Hause. — Es brannte schon durch das Dach, ich gelangte an den Punkt des Ausbruchs, und erkannte nun die Gefahr in ihrer ganzen Größe. In einem Gange, der hinter dem Sessionszimmer hinwegführte, lagen circa fünf und zwanzig Klaftern gespaltenes Brennholz und eine große Parthie Wellen, alles gut ausgetrocknet; in diesen Wellen war das Feuer ausgekommen. Ich eilte unter das Dach, rüstige Zimmerleute bemühten sich vergebens, dasselbe herunter zu werfen, es war ein Schieferdach, und die siebenelligen, auf allen Sparren festgenagelten Bretter widerstunden den Schlägen der Axt*). Bald trieb Rauch

*) Beym Bau des neuen Rathhauses schlug ich vor, zum Schalen des Daches nicht ganze Bretter zu verwenden, sondern dieselben in Stücken zu schneiden, und so von Sparren zu Sparren aufzunageln, damit, wenn in Zukunft ein ähnliches Unglück geschehe, man leicht im Stande wäre, das

Digitized by Google

und Hitze die Männer von dem Boden, und der Untergang des alten Hauses war gewiß. Es fehlte zum Glück nicht an Zeit, die Akten in zwey sichere Gewölbe zu retten, die während des Brandes glücklicherweise zugänglich blieben, sonst hätte das Wasser vernichtet, was vor dem Feuer geborgen wurde; denn das, was die Spritzen reichlich spendeten, fand seinen Weg durch die Gewölbe, und mußte mit wollenen Decken angesogen und dann hinweggeschafft werden. Das Feuer ergriff noch einige anstoßende Häuser; doch wurde man seiner im Laufe des Tages nach vieler Anstrengung endlich Herr.

In den nächsten Tagen war die erste Frage: „Was nun machen, und wie soll wieder gebaut werden?" Da trat ein großartiger Plan hervor; das Rathhaus, dessen massives Hintergebäude noch unversehrt war, sollte, nebst fünf oder sechs Häusern, die erst angekauft werden mußten, abgebrochen, der Markt vergrößert, und das neue Rathhaus bedeutend zurück gerückt werden.

Der Plan war großartig, und die Ausführung hat ihm entsprochen. Allein die Commune hatte circa 40,000 Thaler Schulden, und diesen neuen Aufwand glaubte ich auf 60,000 Thaler anschlagen zu dürfen, worin ich mich auch nicht geirrt habe. Die rentirenden Besitzthümer der Commune sind gering, und ihr Einkommen muß sie in den Beuteln ihrer Bürger suchen. Als Mittel, diese neue Ausgabe zu decken, wurde eine Abgabe vom Rindvieh vorgeschlagen.

Es ist nicht zu verkennen, unsere Zeit hat viel Sinn für

Dach einzuschlagen. Dieses Verfahren wurde dann auch bey der Bedachung des neuen Rathhauses angenommen.

Digitized by Google

das Großartige; wo dieses aber nur durch neue Abgaben hervorgerufen werden kann, trage ich stets Bedenken dagegen. Das Geld ist zwar wohlfeiler geworden, und gegen Sicherheit leicht zu haben; aber es ist in den Händen der Reichen, und minder im Umlauf unter der Masse des Volks. Die Verhältnisse unserer Zeit haben selbst bey den Reichen einen imaginären Reichthum hervorgebracht, der auf den Erwerb der Minderbegüterten hypothezirt ist. Die unabsehbare Masse aller Staatsschulden hat Papiere erzeugt, die als baares Geld von Hand zu Hand laufen, die den Werth des Geldes herabdrücken, und dem Volke die Bezahlung der Zinsen aufbürden. Hier, wie überall, berühren sich die Extreme, Schulden! — die Anzeigen der Noth — geben hier den Schein des Überflusses und Reichthums, ferner tritt hier der steigende Mangel an Arbeit hinzu. Tausende von kräftigen Händen sind unbeschäftigt, oder können mit der angestrengtesten Arbeit ihren Lebensunterhalt kaum oder nicht verdienen. Dieses gilt von Handarbeitern und Handwerkern; die Zahl der letztern übersteigt in jedem Zweige das Bedürfniß bey Weitem. Der Einzelne, der sich in diesem Stande erhebt, sey es durch Handel oder großartigen Geschäftsbetrieb, drückt gewöhnlich vier Andere nieder, denn die Masse der Arbeit ist gegeben und bestimmt durch das Bedürfniß. Das Land giebt einen Theil seiner überflüssigen Bevölkerung, die sich den Handwerken zuwenden, an die Städte ab, und strebt dabey zugleich alle Bedürfnisse der Landgemeinden in ihnen selbst fertigen zu lassen.

Der täglich mehr hervortretende Wunsch, alle Bedürfnisse im Augenblick befriedigen zu können, droht gleichfalls

Digitized by Google

den Geschäftsbetrieb des Unbemittelten zu vernichten und ihn brodlos zu machen. Wer sonst z. B. ein Kleid bedurfte, kaufte sich Tuch, und ließ den Schneider die Arbeit fertigen; jetzt findet man es bequemer, sich im Kleidermagazin augenblicklich zu versorgen. — Dagegen läßt sich nichts sagen. — Der Bemittelte schwimmt mit dem Strome, er wird Kleiderhändler, — macht mitunter auch bankerott — das thut wieder nichts, — denn es ist vielleicht eine gute Spekulation, ein Betrug im Großen. — Aber der, der nichts hat, als seine Hände und den guten Willen zur Arbeit, der wird zu Grunde gehen. — Man sage nicht, er soll mit Andern zusammentreten, und das Geschäft in Gesellschaft im Großen betreiben, denn wenn zehn Personen nichts besitzen, dann hat ihre Gesammtheit nicht mehr an Mitteln und Kredit, als der Einzelne unter ihnen.

Lange war man bemüht, diese Thatsache der zunehmenden Verarmung zu läugnen. Der Wohlhabende sprach beym reichlich besetzten Tische: „Wer arbeiten will, findet auch Arbeit, aber die Leute verlangen zu viel; so ein Tagelöhner will sieben Groschen Tagelohn haben, das ist entsetzlich!" Als man die zunehmende Verarmung endlich nicht mehr in Abrede stellen konnte, berechnete man die Ackerzahl der unbebauten Erdfläche und sagte: „Sehet, dahin müssen die Leute auswandern, es ist für Alle noch überflüssiger Raum auf der Erde;" aber die guten Rechner hatten die Kreide zu zeitig hinweg gelegt.

Nimmt man die Bevölkerung von Deutschland zu 40 Millionen an, und läßt von 1000 Personen jährlich auch nur Eine auswandern, so erhält man eine Zahl von 40,000 See-

Digitized by Google

len; packt man 400 auf ein Schiff, so hat man jährlich 100 Schiffsladungen, stattet man jede Person mit 80 Thalern aus, so braucht man 3,200,000 Thaler. So würde eine Stadt, wie Weimar, für den Preis von circa 1000 Thalern jährlich um zwölf Bedürftige (denn von Solchen ist doch wohl nur die Rede) erleichtert werden; verdoppele man auch diese Zahl, und somit auch den Aufwand, so würden doch nach Ablauf eines Jahres die Sachen auf demselben Punkte stehen.

Von diesen Übeln und Lebenserschwernissen hat die Stadt Weimar auch ihre vollständige Rata zu tragen; darum habe ich auch bey uns jede Erhöhung von Abgaben immer für bedenklich gehalten. Ich war vielmehr der Meinung, man müsse suchen, nach Möglichkeit zu sparen, um Schulden zu bezahlen, und dann die laufenden Lasten zu mindern. — Aus diesem Grunde war auch ich in der Minorität, welche auf den großen Bauplan nicht eingehen wollte. — Doch er ist ausgeführt, und man muß gestehen, das Ganze ist recht schön. —

Im Anfange Oktobers 1838 trat ich zum dritten Male, durch die Wahl meiner Mitbürger, in den Stadtrath, und der Berathungs-Ausschuß wählte mich zum Stadtältesten. Dieses Amt wird jedesmahl zwey Personen übertragen. Für den Nichtweimaraner muß ich bemerken, daß es, so wie das Amt eines Stadtverordneten, weder mit einer Besoldung, noch mit dem geringsten Emolument verknüpft ist. Zu jener Zeit wurde zugleich eine neue Stadtordnung eingeführt, mit welcher ich mir seit einer Reihe von Jahren viel zu thun machte, und manche schlaflose Nacht verkürzte.

Für meine Mitbürger würde es überflüssig seyn, mich hier dabey aufzuhalten, oder der Kleinigkeiten, welche ich

Digitized by Google

darüber in Druck gab, speziell zu erwähnen, den Nichtweimaraner würde es wenig interessiren, darum kann ich den Gegenstand leicht übergehen*).

*) Nach Umständen lege ich vielleicht später für meine Mitbürger eine Rechenschaft über mein Thun und Handeln in dieser Sache ab.

Digitized by Google

Zwanzigstes Kapitel.

Wahl zum Landtags-Abgeordneten. 1840.

Es rückte nun wiederum die Zeit der periodischen Landtags-Wahlen herbey.

Diese Wahlen begannen für die Stadt Weimar den 6. Juli 1840. Es waren diesesmal zwanzig Wahlmänner zu wählen. Der erste Wahlbezirk erzeigte mir die Ehre, mich zu wählen. So gingen die Wahlen im zweyten, dritten und vierten Wahlbezirk ihren gewöhnlichen ruhigen Gang fort. Da fand sich in der Person eines jetzt Verstorbenen ein unberufener Einhelfer ein. „Wen wollen Sie wählen?" fragte er bey dem fünften Wahlbezirk einen Bürger. — „Ich überlege es eben." — „Ei, wählen Sie doch Herrn ***, und sagen Sie es doch einigen Nachbarn." — „Ja, ja, der Mann ist gut." — Und wirklich, es war ein sehr ehrenwerther Mann. —

Am Abend des sechsten Tages ging der Einhelfer durch meine Straße. Ich fragte: „Wer ist heute gewählt worden?" — „Heute," begann er pathetisch, „ist Herr A... mit fünf und zwanzig Stimmen gewählt worden, und morgen wird Herr B... gewählt!"

Digitized by Google

Sowohl die Wahl, als die Prophezeyung auf den andern Tag frappirte mich. „Wie geht es zu," fragte ich einen Einwohner des Wahlbezirks, „daß diese Person heute weiß, wen Ihr Bezirk morgen wählen wird?" — „Ganz natürlich! Vor vier Tagen hat er im Bezirk für Herrn A... geworben, gestern kam er wieder und sagte: „Herr A... ist heute gewählt worden. Sie können nun nicht besser thun, als Herrn B... zu wählen." Meinem Nachbar, der nicht gern auf das Rathhaus geht, sagte er: „Gehen Sie nur hinauf, Sie haben gar nichts weiter zu thun, als hinein zu gehen und zu sagen: „Ich wähle Herrn B...," dann können Sie wieder gehen."

Dies war mir doch etwas zu arg! Ich ging am folgenden Morgen auf die Regierung, um Anzeige zu machen; da man eben sehr stark beschäftigt war, erbat ich mir einen Bogen Papier, und schrieb die Anzeige selbst.

Die Bürger des siebenten Wahlbezirks waren indignirt über das Thun des Einhelfers, und wählten nun selbständig mit großer Mehrheit einen Mann aus ihrer Mitte.

Auf dem Rückwege theilte ich zwey mir begegnenden Bürgern den Fall mit. „Ich komme," sagte der Erste, „so eben vom Rathhause, wo mich der Einhelfer ersucht hat, den Hrn. B. zu wählen, ich schlug es aber ab." — „Und mich," sagte der Zweyte, „hat er gestern ersucht, Hrn. A. zu wählen, ich habe es ihm aber derb abgeschlagen."

Zur bessern Ermittelung der Sache zeigte ich diese Fälle der Großherzogl. Landes-Regierung nachträglich an. Es erfolgte, während der inzwischen eingetretenen Pfingstfeyertage, eine strenge Untersuchung, die das Resultat ergab, daß Nie-

Digitized by Google

mand, auch nur das geringste Wort, von der Sache gewußt und daß der Einhelfer aus bloßer Lust, die Wahlen zu leiten, lediglich und allein aus eignem Antriebe gehandelt hatte.

Da kann man deutlich sehen, in welche Verlegenheit ein so einfältiger Mensch Jemanden bringen kann! Von diesem Tage an wurden die damaligen Wahlen mit steigender Überlegung und sämmtlich mit ungewöhnlich großer Stimmenmehrheit vorgenommen.

In dem Zeitraume von dem Schlusse dieses Wahlgeschäfts bis zu der Wahl des Landtags-Abgeordneten gab es der Bewegungen mancherley. Die Stimme einer großen Mehrheit der eigentlichen Bürgerschaft sprach sich dahin aus: man habe es ja bis jetzt zur Genüge versucht, Männer aus dem Beamtetenstande zu wählen, nun solle und wolle man es einmal mit einem Bürger versuchen, es wäre doch der Probe einmal werth, zu sehen, was dabey gegen früher verloren ginge. Sehr würdige Staatsdiener sprachen: „Ihr habt Recht, Eure eignen Verhältnisse kennt Ihr am besten, und ein Beamteter muß sich im Landtage, seiner Verhältnisse wegen, oft genirt finden, darum versucht es mit einem Bürger!" — Aber nicht überall war man dieser Meinung, einen Handwerksmann für die Residenz Weimar! hier ein solches böses Beyspiel, das war doch gar zu arg! — „Ein Rechtsgelehrter ist nothwendig, der kennt die Gesetze und weiß, was Recht ist; was versteht ein Handwerksmann davon? der macht sich und Euch lächerlich."

Die Wahlmänner hielten mit Ausnahme meiner und eines Andern eine vorbereitende Besprechung, in welcher sechzehn derselben beschlossen, für mich zu stimmen. Während

Digitized by Google

dieser Zeit hatte ich mich von aller Gesellschaft, so viel wie möglich, zurückgezogen, aber die bevorstehende Wahl war nicht meine Sache, sondern eine Angelegenheit der großen Mehrheit der Bürgerschaft, und Jedermann machte es sich zur Freude, mir unverlangt dasjenige mitzutheilen, was irgend Jemand im entgegengesetzten Sinne versucht hatte. Dem Einen war bey dieser und dem Andern bey jener Gelegenheit gesprächsweise da und dort gesagt worden, wenn etwa die Wahlmänner diese oder jene Wahl treffen wollten, so glaube man annehmen zu dürfen, daß dieselbe auf kein Hinderniß stoßen würde, und wenn man darauf bestünde, keinen Rechtskundigen zu wählen, so sey auch ein Mann zu empfehlen, der alle Eigenschaften zum Abgeordneten habe.

Am ergötzlichsten war mir die Äußerung eines veralteten Helden aus dem Reiche der dem Meeresschaume entsprungenen Göttin. — „Nun," sagte er, „wer wird denn wohl gewählt werden? Hr. ***, da wird nichts daraus, und den Henß, den Buchbinder, einen Kleistermann! daran ist gar nicht zu denken!" — Ich bin dem guten Ritter deshalb nie gram gewesen, denn sein Witz hat mich vielleicht mehr vergnügt als ihn selbst.

Endlich kam der entscheidende Tag der Wahl. Nach den einleitenden Formalitäten traten die Wahlmänner in ein anderes Zimmer, um die letzte Berathung zu pflegen.

Es war ganz in der Ordnung, daß hier Jeder unverholen seine Meinung aussprach und sie nach Kräften vertheidigte. Da sprach nun Hr. A.: „Es kann bey unserer Wahl nur von zwey Personen die Rede seyn, von **** und von Henß; ich gestehe Letzterem mancherley Befähigung zu,

Digitized by Google

aber der Erste besitzt die nöthige Intelligenz gewiß in höherem Grade." Die Übrigen antworteten: „sie bestritten die Intelligenz des Erstern durchaus nicht, seyen aber entschlossen, den Versuch mit der Wahl eines Bürgers zu machen." — „Nun wohl," fuhr Herr A. fort, „so schlage ich vor, einen Mann zu wählen, der uns Allen als ein vorzüglicher Rechner bekannt ist, denn beym nächsten Landtage wird die Umänderung des Münzfußes vorkommen, und da gilt es, rechnen zu können."

Die Anwesenden bestritten die Eigenschaften des Rechnungsverständigen nicht, meinten aber, es würde dem Landtage an arithmetischer Intelligenz und Hülfe ohnehin nicht fehlen.

Während der fernern Besprechung hatte ich mich entfernt, die Abstimmung erfolgte und die Wahl fiel mit sechzehn gegen drey auf den Buchbinder Henß. Jetzt wurden nochmals die formellen Erfordernisse eines Landtags-Abgeordneten vorgelesen.

Sechs Jahre war ich Stellvertreter des Landtags-Abgeordneten, und Niemand hatte an der formellen Befähigung dazu (die ganz dieselbe war wie die zum Abgeordneten erforderliche) gezweifelt, doch jetzt sollte und mußte, wie recht und billig, Alles auf's Genauste erörtert werden, denn Hr. A. erklärte: „er zweifle zwar nicht, daß diese Befähigung mir beywohne, doch sey er nicht davon überzeugt; er glaube wohl, daß ich ein geborner Deutscher sey, aber wisse es nicht, auch wisse er nicht, ob mein Vater ein geborner Deutscher gewesen sey." Herr A.... war in seinem Rechte, das ließ sich nicht läugnen, aber das Schwierigste für mich war, den Taufschein mei-

Digitized by Google

nes vor hundert Jahren gebornen Vaters herbeyzuschaffen, da ich seinen Geburtsort nur aus schwacher Erinnerung kannte. Indessen hatte ich mich nicht geirrt; durch die Freundlichkeit eines nahen Verwandten, des Hrn. Tribunal-Richters Emele in Mainz, gelang es mir bald, meines verstorbenen Vaters Taufschein, Trauschein, Todtenschein und meinen eignen Taufschein zu erhalten. Ich war nun als Deutscher legitimirt, und so stund am Ende meinem Eintritt in die Landtags-Versammlung nichts mehr im Wege.

Aber das Schwert des Damokles schwebte über meinem Haupte! Den 10. Septbr. 1840 war eine Plenarsession des Stadtraths, in welcher einige Gegenstände sehr lebhaft verhandelt wurden; den 12. erhielt ich folgende kurze Zuschrift seines Dirigenten:

„Wegen der von Ihnen in der gestrigen Plenarsitzung gegen den Unterzeichneten ausgestoßenen groben Injurien, wird Ihnen nach §. 64. der Stadtordnung der Besuch der Versammlung und Berathung des Stadtraths bis auf Weiteres untersagt.

Weimar, den 11. Septbr. 1840.

Der Stadtrath.

...."

Ich war erstaunt und sann verwundert hin und her, was wohl damit gemeint sey?

Zum nähern Verständniß der Sache, will ich Folgendes vorbemerken.

Im Jahre 1838 hatte die Stadt Weimar eine Stadtordnung erhalten, nach deren 64. Paragraphen der Dirigent das Recht erhielt, jedes Mitglied des Stadtraths zur Ordnung

Digitized by Google

zu rufen, ihm Verweise zu geben oder wegen grober Verletzung des Gesetzes, Collegialverhältnisses und der Sitten, dasselbe von den Stadtrathsversammlungen auf seine Verantwortung auszuschließen, dann an Großherzogl. Landesdirection darüber zu berichten und deren Entscheidung erwarten. Über diesen und andere Paragraphen der Stadtordnung, habe ich an geeigneter Stelle das Nöthige gesagt und werde hier Alles, was dahin einschlägt, übergehen. Noch muß ich rücksichtlich meiner Stellung hier vorbemerken, daß die Stadträthe im Großherzogthum Weimar sämmtlich aus zwey Abtheilungen, dem besoldeten Verwaltungs- und dem unbesoldeten Berathungs-Ausschuß, bestehen. Die Stadtältesten sind die Vorsitzenden des Berathungs-Ausschusses, und die Stadtordnung stellt sie bey allen Repräsentationen des Stadtraths dem Stadtdirector zur Seite und nicht unter ihn. — Ein untergeordnetes Verhältniß ist um so weniger denkbar, da früher meist Präsidenten und Räthe von Landescollegien zu Stadtältesten gewählt wurden, die, in höherm Range als der Bürgermeister stehend, unter solchen Verhältnissen, in jeder ihnen gegebenen Stimme zu einem solchen Ehrenamt gewiß nur eine Beleidigung erblickt haben würden. — Dies zu Verständniß und Beurtheilung des Falles.

Ich war also aus dem Stadtrath gewiesen, ohne vor der Hand zu wissen, warum, denn Injurien ausgestoßen zu haben, war ich mir nicht bewußt; wessen ich beschuldigt war, mußte ich erst bey Großherzogl. Landesdirection erfragen.

Und da vernahm ich: der Hr. Dirigent hätte mich am 10. Septbr. bey Besprechung über einen Gegenstand gefragt: „Glauben Sie denn, daß ich in der Untersuchung gegen A...

partheyisch zu Werke gegangen sey?" und ich hätte ihm geantwortet: „Wenn Sie mich fragen, ja, — lügen kann ich nicht."

Die Klage selbst war in etwas ungewöhnlicher Form abgefaßt worden. Den 10. Septbr. dachte Niemand an eine Injurie, den 11. legte der Hr. Dirigent seinem ersten Secretair eine Schrift vor, welche die Erzählung des Falles nach seiner Erinnerung enthielt, und auf den Grund dieser von ihm durchlesenen Schrift und der eigenen Erinnerung, fertigte der Hr. Secretair ein Protokoll, welches der Klage zu Grunde lag.

Jetzt war ich im Klaren und völlig beruhigt; ich reichte über den Gegenstand, der die Veranlassung zu jener Frage war, bey Großherzoglicher Landesdirection ein umständliches Votum ein und mit diesem folgende Vertheidigung über die mich betreffende Klage.

„An Großherzogliche Landesdirection!

Bey dem erwähnten Vorgange muß ich beklagen, daß der Hr. Dirigent, wenn er sich beleidigt glaubte, nicht sogleich ein Protokoll über den Vorgang aufnehmen ließ, dann war die Sache außer Zweifel, aber wer kann sich nach sechs bis acht Tagen einiger ausgesprochener Worte so genau erinnern, daß er sie beschwören kann!

Nach meiner Erinnerung war der Vorgang folgender: Der Herr Dirigent fragte mich bey der Besprechung über die Anstellung des B. als Bauaufseher: „Glauben Sie wohl, daß ich etwas gegen A. habe, oder daß ich den B. protegire?" Ich antwortete: „Lügen kann ich nicht! ja, ich glaube es!"

Kein Dirigent eines Collegii kann das Recht haben, ein

Digitized by Google

Mitglied desselben amtlich zu fragen, was er von ihm denke oder glaube. Eine solche Frage gehört nie zur Sache, sie ist eine außeramtliche, eine vertrauliche eines Collegen an seinen opponirenden Collegen. — Was will der Frager? will er eine Lüge hören oder die Wahrheit? — gewiß Letztere — und ein Ehrenmann wird nur Wahrheit nach seiner Überzeugung aussprechen, und hört der Frager das, was der Andere für Wahrheit hält, nicht gern, so kann und darf er ihn nicht mit amtlichen Waffen angreifen, sondern Mann gegen Mann mit den Waffen der Rede und Verständigung.

Daß eine solche Art von vertraulichem Verhältniß zwischen dem Herrn Dirigenten und mir (ungeachtet wir nur zu oft Opponenten waren) stattfand, wird derselbe kaum in Abrede stellen. Mehrmals fragte er mich in Plenarsessionen über Dinge, die seine Person betrafen, wo sie mit dem in Rede stehenden Gegenstand in Beziehung waren; in solchen Fällen sagte er mehrmals: „Grade heraus mit der Sprache, die Wahrheit ist mir lieber als hinter dem Berge halten, man weiß, woran man ist, und kann sich vertheidigen."

So fragte er mich vor einiger Zeit: „Sagen Sie es ehrlich heraus, Sie glauben, ich hätte bey der neuen Stadtordnung mit geholfen oder gerathen?" Ich antwortete: „Ja!" Er versicherte das Gegentheil, was ich dann auch glaubte. So lange her treuherzig geworden, würde ich ihm jede Frage nach bester Überzeugung beantwortet haben, nie fiel mir ein, eine solche Frage könne arglistig oder verfänglich seyn, um mich, der ich kein Jurist bin, in eine Klage zu verwickeln, sonst hätte ich augenblicklich eine Niederschreibung verlangt, um mich bey Großherzogl. Landes-Direction zu beschweren, daß

Digitized by Google

den Mitgliedern des Stadtraths von ihrem Dirigenten solche verfängliche Fragen vorgelegt würden, wodurch die Gefragten möglicherweise in Schaden kommen könnten. Aber solcher Handlungsweise halte ich den Hrn. Dirigenten, und wenn er noch mehr mein Gegner wäre, nicht fähig. Seine Frage war das Ergebniß des Augenblicks, nicht verfänglich und nicht amtlich, außerdem hätte er gewiß sogleich eine Registratur aufnehmen lassen, und eben so habe ich sie rasch und ehrlich beantwortet. Ich gebe mein Ehrenwort und nehme meinen Gegner selbst als Bürgen, ob das Pfand etwas werth sey oder nicht, daß ich bey meiner Antwort durchaus nicht den Willen und die Absicht hatte, ihn zu beleidigen — ich dachte an keine Beleidigung, ich war gefragt und antwortete schnell, ich hätte nicht einmal Zeit gehabt, den Vorsatz zu einer Beleidigung zu fassen.

Ein solcher Vorsatz ist jederzeit so schlecht als nutzlos zu einem redlichem Zwecke; daß ich aber meine Antwort nicht gedankenlos, ohne Grund und in's Blaue hinein gegeben habe, will ich nachfolgend beweisen.

Der Herr Dirigent schlug dem Stadtrath den B. als Bauaufseher vor, sowohl in der mündlichen Besprechung als auch in dem von ihm vorgelesenen Bericht an Großherzogl. Landesdirection. Ich machte ihm sogleich bemerkbar, B. sey nicht die geeignete Person dazu; es schwebten mehrere Untersuchungen über ihm. Der Herr Dirigent erwiderte: „B. hat sich über die ihm gemachten Anschuldigungen gerechtfertigt, nur bei einer ist er noch nicht rein, diese wird dem Stadtgericht übergeben." —

Wenn nun ein Mann, von dem der Hr. Director selbst

Digitized by Google

ſagt: er ſey noch nicht rein von der Beſchuldigung, in demſelben Augenblick von ihm als Bauaufſeher, wo er alles ſtädtiſche Baumaterial in Händen hat, und wo eine erſchöpfende Controle unmöglich iſt, vorgeſchlagen wird, da wäre es doch gewiß nicht ohne Grund, wenn ein Stadtrathsmitglied ſagte: „Ihre Zuneigung zu dieſem Manne iſt zu groß, die Protection, welche Sie ihm angedeihen laſſen, iſt zum Schaden der Commun und wirft den Schein der Partheylichkeit auf Sie.“

Das Ganze recapitulirend, ſpreche ich die Überzeugung aus: 1) die an mich geſtellte Frage war keine argliſtige oder verfängliche, ſonſt würde ich (noch jetzt) Klage dagegen erheben; 2) ſie war keine amtliche, denn dazu gab dem Herrn Dirigenten ſein Amt kein Recht; 3) ſie war eine vertrauliche des einen Collegen an den Andern; 4) bey der Antwort war keine Abſicht einer Beleidigung vorhanden, und die Annahme einer ſolchen Abſicht iſt ein ſehr bedauerlicher Irrthum des Herrn Dirigenten. — Aber die Antwort ſelbſt iſt keineswegs unbegründet ꝛc.

Ich glaube, daß nach dieſer Erklärung und Vertheidigung die Sache leicht hätte zur Verſtändigung und Erledigung kommen können. Wenn ich jemals Jemanden unvorſätzlich beleidigte, war es mir meiſtens ſchmerzlicher, als dem Beleidigten, ich habe dann nie geſäumt, mein Unrecht zu geſtehen oder Erläuterung meiner Worte zu geben, ich war dann nicht eher ruhig, als bis ich den ſich gekränkt Glaubenden überzeugt hatte, daß es nicht mein Wille geweſen, ihn zu beleidigen. Dieſe Beſorgniß hat mir mehrmals den ſehr drückenden Verdacht der Furcht zugezogen; — ja es war Furcht, aber nur die Furcht, Jemanden wider meinen Willen wehe

Digitized by Google

gethan zu haben. — Doch dieſesmal ſollte die Sache auf's Äußerſte kommen, ſie wurde criminell unterſucht! und das Ergebniß der Unterſuchung war ein Urtheil Großherzogl. Landes-Regierung, wodurch ich in zehn Thaler Geldſtrafe und in die Unterſuchungskoſten verurtheilt wurde, auch ſollte auf meine Koſten eine Abſchrift dieſes Urtheils in dem Seſſionszimmer des Stadtraths angeſchlagen werden.

Daß ich keinen Augenblick Anſtand nahm, gegen dieſes Urtheil zu appelliren, läßt ſich denken. Die ganze Sache hatte mich übrigens nicht ſonderlich in meiner Ruhe geſtört. Von dem Tage des beginnenden Prozeſſes an mied ich ein halbes Jahr lang alle Geſellſchaften, ich arbeitete, las und ſchrieb zu Hauſe, wobey ich mich bald ſo wohl befand, daß ich mich mit Mühe wieder an größere Geſellſchaft gewöhnte, als die Sache zu Ende gelangte. Nur ein verdrießlicher Umſtand ſetzte mich in eine momentane Unruhe. Zwey ſehr achtbare Anwälte, mit welchen ich in perſönlichen freundlichen Verhältniſſen ſtund, baten mich, als ich ſie nach einander um die Übernahme meiner Vertheidigung in der Appellations-Inſtanz erſuchte, Statt findender Verhältniſſe wegen, dieſe Defenſion einem Dritten zu übertragen. Die mir dafür angegebenen Gründe waren nicht zu verwerfen, allein es war möglich, daß mir auch anderswo ſolche Gründe im Wege ſeyn würden; ich beſchloß darum, meine Sache einem Anwalt in Jena, Herrn Dr. Gruner, zu übergeben und dann ruhig den Erfolg zu erwarten.

Ich hatte, während die Sache ſo im Laufe war, Gelegenheit, manche recht intereſſante Erfahrungen zu machen; es gab Perſonen, welche, wenn ſie mich auf der Straße gewahr-

Digitized by Google

ten, oft recht mühsam auf die entgegengesetzte Seite blickten, um mich nicht sehen zu müssen. Als das Oberappellationsgerichts-Urtheil kam, sahen sie auf der Straße wieder gerade aus. Verdrossen hat mich dies nie; die Erinnerung daran ist mir nur ergötzlich, so wie die an mehrere mir damals zugefügte Unbilden; wenn so etwas einem so unbedeutenden Handwerksmanne geschieht, wie mag es erst einem recht hoch gestellten Manne gehen, wenn er in Ungnade fällt? —

Von der Theilnahme meiner Mitbürger sind mir damals häufige Beweise geworden; es war gut, daß ich mich aller Gesellschaft entzog, um keine Veranlassung zu geben, wodurch Andern sowohl als auch mir Nachtheil erwachsen konnte.

Auch die Presse nahm sich meiner an, meine geringfügige Sache wurde in deutschen, französischen und amerikanischen Blättern verhandelt; ich besitze ein New-Yorker Blatt, „der Wächter am Hudson, vom 1. Decbr. 1840," welches die Sache erzählt; ein zweytes mir zugedachtes amerikanisches Blatt hat einen Liebhaber gefunden, ehe es an mich kam.

Während die Sache beym Oberappellationsgerichte schwebte, traten zwey Freunde zu mir, rathend, ich möchte doch da der Ausgang derselben ungewiß sey, mich mit einem Bittgesuch an die höchste Behörde um deren Niederschlagung wenden, sie riethen mir, mein Amt niederzulegen, da es mir doch nur Mühe, Sorgen, Zeitverlust und einige Aufwände verursachte, bey der Milde der höchsten Behörde sey das Niederschlagen der Sache und der Prozeßkosten wohl zu hoffen.

Ich antwortete ihnen: „Ein ehrlicher Soldat steht auf seinem Posten, bis er fällt; meine Mitbürger haben mich gewählt und ich werde nie feig meine Stelle verlassen; ich habe mich

Digitized by Google

dem Rechte in die Arme geworfen und auf das will ich vertrauen; werde ich verurtheilt, dann unterliege ich der Form, ich beuge mich vor dem Rechte und danke Euch, meine Freunde, für Eure Theilnahme, allein Ihr überseht nicht, was Ihr von mir verlangt; folgte ich Euerm Rath, dann wäre ich moralisch vernichtet, ich würde dem Bedauern oder gar der Verachtung von Freund und Feind anheimfallen, aber meine Kinder sollen jedenfalls einen unbefleckten Namen von ihrem Vater erben."

Endlich den 1. April 1841 kam das Urtheil des Oberappellationsgerichts, es sprach mich von Kosten und Strafe völlig frey und ging mit den Entscheidungsgründen genau in alle Details der Sache ein. Es war mir in der Einleitung der Klage zum Vorwurf gemacht worden, ich hätte ohne alle Gründe einem im Stadtrathe zu fassenden Beschlusse widersprochen. Der Appellationshof erkannte, „ich hätte dazu sehr erhebliche Gründe gehabt, ich hätte von dem mir als stimmfähigem Mitgliede des Stadtraths zustehenden Rechte Gebrauch gemacht, ja meiner Pflicht genügt."

Aus der Aussage eines der umsichtigsten Zeugen wurde dargethan, daß die Annahme eines Animus injuriandi hier geradezu ausgeschlossen sey und die ausgesprochene Meinungsäußerung, insbesondere weil sie auf eine deshalb gestellte Frage gefolgt sey, nicht als Ehrenkränkung angesehen werden könne.

Eine supplementarisch in dieser Sache über mich verhängte Disciplinaruntersuchung will ich um so mehr übergehen, da sich ihr Gegenstand als auf Irrthum beruhend, auswies. — So schloß die Sache, welche, als Mißverstand er-

Digitized by Google

klärt oder von Schiedsrichtern behandelt, gewiß in den ersten 24 Stunden erledigt worden wäre. Ich wurde im Anfange des Juni wieder in mein Amt eingewiesen, wo ich — ich darf es sagen, denn ich spreche unter den Augen meiner Mitbürger — mit gleicher Unverdrossenheit bemüht war, zu thun, was mir meine Pflicht gebot; ich habe immer nur vertheidigt, was nach meiner Überzeugung als Recht erschien, zuweilen vielleicht nach der Meinung Anderer etwas zu lebhaft, dies konnte ich bey allen guten Vorsätzen freylich bisher nicht ändern und ich fürchte, jetzt wo ich in das 66. Lebensjahr trete, wird es mir schwerlich gelingen, einige Besserung zu erzielen.

Was in allen meinen Verhältnissen meine Person anbetraf, das habe ich fast nie beachtet, ich konnte sehr warm werden für eine Sache und dabey ganz gleichgültig bleiben bey persönlichen Verletzungen; auch hierüber haben mich meine Freunde zuweilen getadelt, aber ich glaube mit Unrecht, denn ein Eingehen in dieses Feld kann in jeder Sache nur hindernd wirken.

Im November des Jahres 1841 wohnte ich zum ersten Mal den Sitzungen des Weimarischen Landtags bey und im Jahre 1842 beehrten mich meine Mitbürger mit einer werthvollen Gabe und mit meinem auf ihre Veranlassung in Kupfer gestochenen Portrait, als Beweis ihrer Theilnahme bey meinem 63. Geburtstage.

Über meine Wirksamkeit in beyden Landtagen will ich dem Urtheile meiner Mitbürger nicht vorgreifen, ich habe von diesen beyden die Hoffnung mitgenommen, daß auch unsern Wünschen und Verlangen eine gerechte und billige Berücksichtigung werden wird.

Digitized by Google

Im Jahre 1844 berief mich die Wahl meiner Mitbürger wieder auf sechs Jahre zum Stadtältesten. — Sie sollen sich in ihrem Vertrauen nicht geirrt haben, mögen sie menschliche Schwächen übersehen, auf dem Wege der Pflicht sollen sie mich unter allen Umständen finden, und wer je mich des Eigennutzes zu zeihen vermag, der schleudere getrost und kräftig den Stein nach meinem Haupte!

Digitized by Google

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Das Jahr 1845 sollte eine Freude bringen, wofür ich in Anerkenntniß des mir geschenkten Vertrauens meinen Dank auszusprechen mich gedrungen fühle.

Auch im Großherzogthum Weimar konstituirte sich im Anfange dieses Jahres ein Zweig des Gustav-Adolphs-Vereins, und ich, so wie mehrere hiesige Katholiken, traten demselben freudig bey. Ein Ausschuß von elf Mitgliedern wurde zur Entwerfung der Statuten erwählt, und ich hatte mich der Ehre zu erfreuen, unter den Gewählten zu seyn.

Bey der Berathung über den Gegenstand wurden die Frankfurter Statuten des Gesammtvereins und die schon bestehender Zweigvereine zu Grunde gelegt. Nach Analogie dieser Statuten und nach dem, dem Vereine zu Grunde liegenden Prinzip, lautete der dritte Paragraph des Entwurfs unserer Statuten dahin: „daß nur Protestanten wirkliche Mitglieder des Vereins seyn konnten." Ich fand mich deshalb veranlaßt, folgende Erklärung mündlich und später schriftlich zu den Akten zu geben:

„Ich bin durch Geburt und Erziehung Katholik, aber aus Erkenntniß kein römischer. Ich sehe den Gustav-

Adolphs-Verein als eine Schutzwaffe gegen die römischen Angriffe auf jede Glaubensfreyheit an. Durch den Verein sollen evangelische Gemeinden in katholischen Ländern unterstützt werden, damit sie nicht aus Mangel an materiellen Mitteln verkümmern, sondern in ihrer geistigen Freyheit erhalten werden. Diesen Zweck habe ich, noch ehe der Gustav-Adolphs-Verein in das Leben trat, nach meinen schwachen Kräften zu fördern gesucht, darum habe ich mich auch jetzt freudig demselben angeschlossen; auch ich bin Protestant gegen Roms Anmaßungen und unchristliche Lehren, und Tausende von Katholiken sind dies eben so wie ich! —

„Sollte ich aber darum, weil man nach angenommenem Wortverstande den Begriff von Protestantismus dahin nicht ausdehnen kann, dem Prinzip unterliegen, und nicht Mitglied des Vereins seyn können, so weiß ich, daß die hochverehrten Anwesenden mich und meine religiösen Ansichten kennen, darum fühle ich mich nicht verletzt, wenn mir der Grundsatz des Vereins entgegen steht, — ich fühle mich vielmehr sehr geehrt, daß unter diesen Verhältnissen so viele verehrte Mitglieder des Vereins mir — dem Katholiken — solches Vertrauen bewiesen haben, es ist dies einer der lichtesten Punkte meines Lebens. —

„Indem ich hiermit, dem Prinzip unterliegend, als eigentliches Mitglied aus dem Vereine scheide, wiederhole ich es, daß ich aus innigster Überzeugung mich stets bemühen werde, für dessen Zwecke nach Kräften mit zu wirken."

Nach dieser Erklärung ziemte es sich für mich nicht, der Plenar-Versammlung des Vereins am 15. Februar, bey

Digitized by Google

welcher die Annahme des Entwurfs der Statuten berathen wurde, beyzuwohnen. Die Ansicht, daß auch Katholiken mit gleichem Rechte, wie Protestanten, Mitglieder des Vereins seyn könnten, fand beredte Vertheidiger; aber die überwiegende Mehrheit der Anwesenden sah den Verein als einen confessionellen an, und stimmte der vorgeschlagenen Abfassung des Paragraphen bey. Von ihrem Gesichtspunkte aus konnten sie allerdings sich nicht anders aussprechen, und eine einzelne Abänderung dessen, was bisher allgemein angenommen war, hätte vielleicht auch zu Irrungen Veranlassung gegeben, die besser zu vermeiden waren.

Von meinem Standpunkte aus habe ich die Sache folgendermaaßen aufgefaßt:

Der Druck des Papstthums, die Umtriebe der Jesuiten belasten und empören den denkenden Katholiken weit mehr und tiefer, als den Protestanten. Die Lehren, die ihm von Jugend auf eingeprägt wurden, heben ihn bey einiger Erkenntniß über alle Täuschungen hinweg. Als gutmüthige Protestanten für das Mauerwerk in Köln steuerten, in dem Wahne, sie opferten ihr Scherflein zu dem Tempel der Eintracht, und dabey die verfallenden Bethäuser ihrer Confessionsgenossen vergaßen, erkannte sowohl der römische, als der nichtrömische Katholik diesen Irrthum.

Als aber die Zeitereignisse diese Erkenntniß auch den gutmüthigsten Protestanten aufdrangen, und der Gustav-Adolphs-Verein als Schutzwaffe gegen die Feinde des Christenthums in's Leben trat, da konnte der nichtrömische Katholik denselben nicht anders, als einen christlichen Verein, — zum Schutz der Glaubensfreyheit ansehen; er durfte, wenn er sich dem

Digitized by Google

Vereine anschloß, nicht den anmaßenden Titel „eines Wohlthäters desselben" führen, er mußte unzweydeutig dastehen; durch völlige Mitgliedschaft mit gleichen Pflichten und Rechten mußte er bekennen, daß der Zweck des Vereins ihm ehrwürdig und sein eigener sey — oder er mußte sich fern von ihm halten. — Dies war und ist meine Ansicht von der Mitgliedschaft des Vereins. — Es ist möglich, daß ich irre, ob aber nicht die Zukunft für diese Ansicht sprechen wird, das steht zu erwarten.

Mit dem Vorstehenden schließe ich die Geschichte meines Lebens und meine Betrachtungen über das Leben. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Selbstbiographie nie zum vollständigen Schlusse gelangen kann; doch möchte von den noch künftigen Lebensereignissen eines Mannes, der so eben in sein sechs und sechzigstes Jahr tritt, schwerlich mehr viel zu sagen seyn. Die kurze, mir vielleicht noch zugemessene Spanne Zeit überspringend, bleibt mir nur noch übrig, meinen Kindern mit dem nachfolgenden Formular eine kleine Mühe zu ersparen:

Todesanzeige.

Den 3/4 Jan. 1856 — starb unser Vater, der Buchbindermeister Adam Henß, im 76. Jahre seines Alters. Er wurde auf sein Verlangen in aller Stille begraben und ihm kein Leichenstein gesetzt. Vor seinem Ende erfreute er sich noch des fröhlichen Gedeihens der apostolisch-katholischen Kirche, in deren Wachsthum er eine kräftige Bürgschaft der geistigen Freyheit unsers Vaterlandes erblickte. — Wir verbitten uns alle Beyleidsbezeigungen. —

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

S. 4 Z. 11 anstatt verschloß lies erschloß
" 9 " 10 " Litaney " Beterey
" 12 muß die Note lauten: Eine Messe kostete im kurrenten Preis 6 Batzen, waren mehr bestellt als gelesen werden konnten, dann wurde ihre Ablesung entfernten Klöstern übertragen, welche dies für 5 Batzen verrichteten. — Dies erzählte man sich als eine ganz unanstößige Sache. —
S. 14 Z. 6 anstatt aufschnitten lies aufhängten
" 24 " 3 v. u. anstatt Martin lies Merlin
" 209 " 7 nach Dörfer ist einzuschalten: in Deutschland
" 215 " 2 anstatt Prager lies Pranger
" 249 " 12 anstatt Fast lies Hast
" 291 " 13 " Sache lies Ruhe

Digitized by Google

Digitized by Google

RA[illegible]405
Buchh[illegible]arel
SCHWAB
München
Digitized by Google

Digitized by Google